GESAMMELTE SCHRIFTEN

Berthold Auerbach

Digitized by Google

153

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Zweite Gesammtausgabe.

Mit dem photographirten Bildniß des Verfassers.

Neunzehnter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

1864.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Rudolph und Eliſabetha (zuerſt abgedruckt im Freihafen von Th. Mundt 1842) 1

Was iſt Glück? (Grenzboten von J. Kuranda 1842) . . 77

Des Waldſchützen Sohn (Jugendkalender von R. Reinick 1847) 119

Zur Kunſt und Literatur.

I. Drei Stationen des Schiller-Goethe-Denkmals (Morgenblatt von Hauff 1857) 163

II. Studien und Anmerkungen zu Leſſings Nathan der Weiſe (theilweiſe Morgenblatt Juli 1858) 207

Digitized by Google

Rudolph und Eliſabetha.

Ein Idyll aus der gebildeten Welt.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

„Wo iſt die Straße Sanct-Marien am Capitol?“ fragte ein junger Mann im Reiſekleid eine muntere vollwangige Kölnerin, die eine Art fliegender Haube, Kappesblättchen genannt, auf dem glattgeſcheitelten und in einer einzigen vollen Welle zuſammengehaltenen Haare trug.

„Da jehn Se durch dat Pförtchen und dann reechts.“

Rudolph dankte, ging durch das in byzantiniſchem Styl gebaute Pförtchen und trat dann in die von ihm genannte Straße. Es war in den erſten Tagen des Septembers 1841, deſſen ſommerliche Kraft für die regneriſchen Tage der eigentlichen drei Sommermonate zu entſchädigen ſchien. Heiße Mittagsruhe lag auf der Straße, an deren einen Seite eine Reihe von Bäumen ſtand. Rudolph ſtand eine Weile ſtill ſich erholend. Mit beſonderer Theilnahme betrachtete er dieſe ganze Umgebung: hier ging ſein Freund Karl in Freud und Leid aus und ein, Alles umher hatte ihm eine Weihe, denn der Blick des Freundes hatte darauf geruht. Rudolph fühlte eine nie gekannte Aufregung ſeines ganzen Innern, ſeine Pulſe zitterten, ſeine Wangen glühten, es war ihm, als ob er plötzlich in neue

Digitized by Google

Lebensluft gehoben wäre; das war mehr, als das Wiederſehen ſeines innigſten Jugendfreundes in ihm anfachen konnte, und doch konnte es nichts anderes ſein; ſeine Hände in einander legend, gleich als ob er die Hand ſeines Freundes dazwiſchenfaſſe, ſprach er zu ſich: „ſelig, wenn du ihn wiederfindeſt, wie du ihn einſt gefunden, und iſt er anders geworden, die Liebe ſoll ſich gleich bleiben.“

Er hatte die Hausnummer gefunden und trat in das Haus, er las den Namen ſeines Freundes Dr. jur. Karl Meurer an einer Thüre, er klopfte an, Niemand öffnete, er klopfte mehrmals an allen Thüren, ſie blieben verſchloſſen; unwillig ging er den Hausflur auf und ab, er vernahm nichts als den Schall ſeiner Tritte, er überlegte, was er nun in der fremden Stadt beginnen ſolle. „Das Schickſal will's nicht und es iſt nicht gut,“ ſagte er ſich, „daß wir in unſeren Mannesjahren uns in ſo jünglinghafter Aufgeregtheit wiederſehen; dieſes ſtürmiſche Brauſen muß erſt in mir verklingen.“ Er ſtand an die Pfoſte der Hausthür gelehnt und blickte gedankenvoll drein. Eben war er im Begriff wegzugehen, als er nochmals faſt unwillkürlich zurückkehrte und an die nächſte Thüre klopfte, da hörte er das Rauſchen eines Gewandes, raſche Schritte, ein Riegel wurde zurückgeſtoßen, die Thüre öffnete ſich — ein wunderbar liebliches Mädchen mit hochglühenden Wangen, deren Röthe faſt bis in die Augen hineinragte, ſtand vor ihm. Wie vom Blitz getroffen ſtand Rudolph da, auch das Mädchen blickte ihm betroffen in's Antlitz, mit der einen Hand hielt es das flatternde Buſentuch um

den halbentblößten Nacken feſt, in der andern Hand hielt es ein Buch. So ſtanden die Beiden eine Secunde ſtumm einander gegenüber, endlich gewann Rudolph die Faſſung wieder und fragte:

„Wohnt hier nicht Frau Meurer?“

„Ja, ſie iſt ausgegangen.“

„Und Herr Dr. Meurer?“

„Mein Bruder iſt auf dem Handelsgericht, er kann aber jeden Augenblick kommen.“

„Sie ſind alſo ſeine Schweſter? das iſt mir lieb,“ ſagte Rudolph raſch, „ich bin ſein Freund, Sie erlauben wohl, daß ich ihn erwarte,“ ſetzte er eintretend hinzu.

Das Mädchen war verblüfft und blickte ſchüchtern zur Erde, zaudernd hielt es die Klinke der Thüre in der Hand und zuckte ſichtbar zuſammen, als ſie in das Schloß fiel; noch einmal ſchlug es die Augen auf und ſchaute fragend und verlegen auf den Mann, aus deſſen Antlitz eine ſo ſeltſame milde Beweglichkeit und ſichere Treuherzigkeit blickte. Ohne es zu wiſſen, nickte das Mädchen bejahend.

Rudolph ſetzte ſich nun von der Reiſe ermüdet und von der Aufregung angegriffen auf einen Stuhl, das Mädchen legte das Buch offen auf das Nähtiſchchen und ſetzte ſich, unruhig umherblickend, auf die Tribüne am Fenſter.

„Sie wohnen hier in einer Straße von welthiſtoriſchem Namen,“ begann Rudolph. „Sanct-Marien am Capitol, das begreift die beiden größten Perioden der Weltgeſchichte in ſich.“

„Wir wohnen aber hinter Sanct-Marien am Capitol," ſagte das Mädchen, verlegen aufſtehend und ſich gleich wieder ſetzend.

Der einfache Treffer dieſer Erwiderung machte das Antlitz Rudolphs noch heller leuchten.

Eine Pauſe war eingetreten, das Mädchen nahm die vor ihm liegende Stickerei zu Hand und wollte die Nadel einfädeln, aber die Hand zitterte; es preßte die Lippen ein und athmete tief, dann legte es den Seidenfaden in das vor ihm aufgeſchlagene Buch und dieſes auf das Sims.

„Ich habe Sie in der Lectüre geſtört," ſagte Rudolph, „darf ich wiſſen, wen ich verdrängte?"

Gleich als müßte das ſo ſein, reichte das Mädchen Rudolph das Buch und ſah dann verwirrt zum Fenſter hinaus.

„Ah! Münchhauſen von Immermann, das iſt ein herrliches Buch!" Er ſchlug das Blatt auf, wo der Seidenfaden lag, es war die Stelle, wo Lisbeth und der Jäger ſich einſam in der Kirche eingeſchloſſen finden und ſich überſtrahlt von Gottes heiliger Sonne am Altare trauen. Rudolph konnte kein Wort mehr ſprechen, es däuchte ihm eine wunderbare Fügung, ein gnadenreiches Symbol, wie er ſich hier faſt ebenſo mit einem Mädchen zuſammen fand, deſſen erſter Blick in ſeinen tiefſten Seelengrund gedrungen war; wie gern wäre er ihr um den Hals gefallen und hätte gerufen: Lisbeth, meine Lisbeth! aber er hielt an ſich und auf das Buch blickend las er nicht mehr, die Geſtalten ſtanden vor ſeiner Seele, er ſelber war dabei; er

athmete laut und das Mädchen blickte noch immer ſchweigend nach dem Fenſter. — Zwei Menſchen, die ſich noch nie geſehen, ſaßen hier und ſprachen kein Wort, aber ein dritter Verſtorbener ſchwebte wie die verklärende Sonne über ihnen und ließ ihre Seelen in einander wurzeln.

Durch eine eigenthümliche Ideenverbindung ſagte dann Rudolph wieder: „Der Tod Immermanns hat gewiß auch hier den tiefſten Schmerz erregt.“

„Wohl, aber es iſt ſchrecklich, wie bald ein Name verklungen ſein kann; ein paar Tage, ein paar Wochen nach ſeinem Tod ſprach man von dem herben Verluſt, aber dann muß die Welt immer wieder etwas anderes haben, und der Name des Mannes, der ſo viel war für die Welt, wird kaum mehr genannt; bei allen Anläſſen ſollte man die Namen der Guten nennen und ihr Andenken preiſen.“

„Ich hatte auch einmal dieſe Idee,“ ſagte Rudolph, „jede Stadt, jede Provinz, jede Nation ſollte alljährlich ihre heilige Geſchichte recapituliren, indem man ein Todtenamt für alle guten und großen Geiſter hielte; die Oratorien, die man faſt überall jährlich aufführt, und die gewiſſermaßen einen weltlichen Gottesdienſt bilden, gäben hiezu den ſchönſten Rahmen.“

„Nun? warum bringen Sie denn dieſe Idee nicht zur Ausführung? das wäre ja herrlich!“ —

„Es iſt nicht ausführbar, weil nach den heutigen Conſtellationen die Kirchen- und Staatspolizei das Wort an ſich reißen würde; wie wenig Namen würden da genannt werden, und oft die beſten nicht. Sodann iſt

es aber auch nicht nöthig. Wozu ſoll's, die vergänglichen Namen feſtzuhalten? Die Denkmale brauchen nicht egoiſtiſch in freier Luft zu ſtehen, ſie müſſen zu Standſäulen eines großen Baues werden ohne weiteren Anſpruch als den, mit zu tragen und zu ſchmücken; wir dürfen nicht über Mangel an Pietät klagen, wenn man zum Bau neuer Heiligthümer alte Grabſteine einfugt; ihre Inſchriften ſoll man ehren, aber die feſte Tragkraft muß ſich einfugen laſſen zum neuen Bau; und verwiſcht auch die Zeit einen Namen, was thut's? Iſt der Gedanke, das Gefühl, das Leben eines großen Geiſtes aufgegangen in Leben und Geiſt der Mit- und Nachwelt, ſo lebt er für alle Zeiten: jede Bruſt, die ſich hebt durch ihn, jedes Herz, das ſich ſtärkt durch ihn, lobt ihn, wenn es auch ſeinen Namen nicht nennt und nicht kennt. Gerade wie wir Gott und die Güte der Natur nicht bei jedem Genuſſe zu loben und uns ihrer zu erinnern brauchen: der freudige Genuß und das ſelige Empfangen iſt das beſte Erinnern in der eigentlichen Bedeutung des Worts."

„Sie ſcheinen mit meinem Bruder ganz gleiche Anſichten zu haben?"

„Wir fanden uns in Liebe und jugendlicher Zuneigung, und erkannten erſt dann mit ſeliger Freude, wie unſere Seelen ſich in gleichen Accorden bewegten, gleich zwei Stimmen, die verſchieden an ſich, traut in einander ſchmelzen." —

„Die Männer ſind auch in Freundſchaftsbeziehungen freier und bevorzugter, ſie ſtehen draußen im großen

Leben und erobern ſich in unabhängiger und rückſichtsloſer Wahl ihre Freunde; wir Mädchen ſind auch hierin vom Zufall und der Convenienz abhängig, die uns in einen kleinen Kreis ſtellen.“

„Sie haben vollkommen recht, mein Fräulein, Sie werden mir es wohl nicht als Männerariſtokratie deuten, wenn ich behaupte, daß Freundſchaft faſt nur eine Männertugend iſt.“

„Tugend? das kann ich nicht zugeben, wir haben die Fähigkeit auch, nur iſt ſie nicht ſo geübt und angewendet.“

„Sie ſind eine ſtrenge Grenzwächterin und laſſen keine Contrebande ein,“ ſagte Rudolph mit lächelnder Freude, „ich nehme aber hier Tugend blos in dem Sinne: als zur Entfaltung gelangte Fähigkeit. Vorerſt erzählt uns die Geſchichte blos von Männerfreundſchaften.“

„Weil eben blos die Männer Geſchichte ſchreiben.“

„Und wohl mit Recht,“ ſagte Rudolph, „da auch ſie blos Geſchichte machen; die alten Griechen waren conſequent, und, abgeſehen von der Frauenwürde, hatten ſie auch auf dem Theater keine Actricen, die Männer ſpielten auch die Frauenrollen.“

„Ich weiß nicht, wie ich dazu komme,“ ſagte das Mädchen über und über erröthend, „ich wollte nichts von einer andern Stellung der Mädchen ſagen; ich meinte nur, daß wir auch Freundinnen ſein könnten.“

„Aber ganz anders als Männer. Beachten Sie vor Allem: es iſt mehr Zufall und Angewöhnung, die die Mädchenfreundſchaften ſchließen; eine Nachbarſchaft,

gewiſſe Gleichheit der Stände, ähnliche Beziehungen in der Stadt und beſonders ein altes Verhältniß zwiſchen den Eltern und den Familien bedingen meiſt ihren Urſprung. Das Mädchen muß ſeine Freundin bald in's Haus ziehen, es treten hier weit mehr Rückſichten und Eingriffe der Eltern ein, als bei dem Knaben, der mit ſeinen Geſpielen in Feld und Wald und vor den Thoren ſich umhertreibt. Bei einem Mädchen iſt Anſtand und Sitte die höchſte Rückſicht der Erziehung, bei einem Knaben Kenntniß und Kraft; ein Mädchen von ganz niederem Stande kann mit einem andern aus dem gebildeten Stande faſt unmöglich umgehen, ein Knabe aber wohl, gewiſſermaßen trägt er ſein Rang- und Standesdiplom in der Schultaſche. Nehmen Sie ſodann nur das thatſächliche Beiſpiel: bei Mädchen iſt meiſt die Schweſter die intimſte Freundin, bei Männern iſt ſelten der Bruder auch der Freund! — In der Zeit der Ueberſchwänglichkeit, der Schwärmerei, iſt die Freundſchaft zwiſchen Mädchen ganz dieſelbe wie die zwiſchen Jünglingen; ſie beruhen beide auf gleichem unnennbarem und unbewußtem Drang. Das Mädchen wird in der Erfüllung ſeiner Beſtimmung aus einem Familienglied zu einem Familienoberhaupt, es ſind ſtets dieſelben jetzt nur anders geſtellten Beziehungen, in denen es gehalten bleibt; der Mann aber iſt ſchon vor der Ehe frei von Familienbeziehungen. Eine Frau wird eine andere Perſönlichkeit, ein Mann bleibt als Ehegatte derſelbe nach außen; Männerfreundſchaften überdauern, wenn auch ſelten, doch mitunter, die Ehe, Mädchenfreundſchaften faſt nie. Die Männerfreundſchaft gründet

ſich auf allgemeinere Intereſſen und Hülfeleiſtungen, die Mädchenfreundſchaft hat nichts als das Perſönliche; mit Aenderung der Perſönlichkeit und ihrer Intereſſen hört ſie auf, die vertraulichen Mittheilungen nehmen ein Ende. Der unendlich eifrige Briefwechſel zwiſchen befreundeten Mädchen hört faſt immer ganz auf, wenn die Eine Frau geworden."

„Ich habe aber eine verheirathete Freundin, mit der ich, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, in beſtändigem Briefwechſel ſtehe."

„Iſt ſie glücklich?"

„Leider, nein."

„Sehen Sie, das beſtätigt meine Anſicht. Nur in der Unbefriedigtheit, die die Erfüllung des neuen Lebens gelaſſen, iſt die volle Rückkehr und das Anklammern an das frühere Leben in vertrauten Aeußerungen vorhanden."

Plötzlich erblaßte das Antlitz des Mädchens, nicht ſowohl über dieſe Aeußerung, als indem es inne ward, wie es hier mit einem Fremden die tiefſten Angelegenheiten des Seelenlebens, wenn gleich in allgemeiner Weiſe, beſprach; zwar war der Fremde der Freund ihres Bruders, aber es war doch wunderbar und unerklärlich, wie ſie ſchon ſo weit gekommen waren; alle dieſe Gedanken waren kaum das Werk eines Augenblickes, als ſich plötzlich die Thür öffnete.

„Biſt du da, liebe Mutter?" ſagte das Mädchen der Eintretenden entgegengehend.

„Eliſabetha," ſagte dieſe und ſah verwundert auf Rudolph, der im Tiefſten zuſammenzuckte, als er ihren

Namen hörte ... es war wirklich Lisbeth. — Schnell aber faßte er ſich wieder, und ſich vor der Mutter verbeugend, ſagte er:

„Ich hoffe, daß Ihr Herr Sohn Ihnen meinen Namen ſchon genannt hat, ich bin der Gymnaſiallehrer Braun aus *** (in Weſtphalen).“

Eliſabetha blickte Rudolph mit großen Augen an, ſie hatte ſich ihn nach den Schilderungen ihres Bruders ganz anders gedacht.

„Sie ſind mir herzlich willkommen,“ ſagte die Mutter, „wir haben ſchon oft von Ihnen geſprochen, ich habe Sie ſo eben mit Eliſabetha in eifriger Discuſſion geſtört; darf man fragen?“

Eliſabetha ſchaute erſchreckt nach Rudolph, unwillkürlich hob ſie ihre rechte Hand wie abwehrend in die Höhe, dann ſchaute ſie zur Erde. Rudolph glaubte hierin einen Wink zu ſehen und mit einer unerwarteten Unbefangenheit ſagte er:

„Wir ſprachen vom Univerſitätsleben und ſeinen freundſchaftlichen Beziehungen, welchen Reiz das für offene Gemüther habe.“

Rudolph war ſelig über dieſe geſchickte Wendung, denn er glaubte ein Lächeln auf dem Antlitz Eliſabetha's zu bemerken. In dieſem ſtillen Bewußtſein, gegenſeitig durch ein Geheimniß mit einander verbunden zu ſein, lag für Rudolph und Eliſabetha eine tiefe Gewalt, die ſie raſch und kühn im tiefſten Innern zu einander geſellte.

„Ja,“ ſagte die Mutter, „Eliſabetha hat den Karl oft darum beneidet, daß ſie nicht auch Student werden

konnte.“ Sie fragte nun nach dem Dienſtmädchen, und ob ſie es nach Karl geſchickt.

„Nein, ich habe ihm erlaubt, ſeine Schweſter nach der Eiſenbahn zu begleiten.“

Die Mutter ſchüttelte den Kopf; Eliſabetha nahm ihr Hut und Shawl ab, ging damit in's Nebenzimmer und kam nicht mehr zum Vorſchein.

Die Mutter unterhielt ſich nun mit Rudolph über ſeine Reiſe, ob er ſchon einmal in Köln geweſen u. dgl.; ſie war erſtaunt, daß ſie faſt Alles zwei-, dreimal fragen mußte, ehe Rudolph ſie recht verſtand; ſeine Gedanken ſchienen abweſend. Frau Meurer war aber eine verſtändige und herzliche Frau, ſie fragte Rudolph, ob er ſeine Eltern noch habe, und das iſt ein Ton, der plötzlich an die heiligſte Herzkammer pocht, in dieſer trauten Frage fühlen wir den vollen Liebesruf eines freundlichen Gemüthes, das uns willkommen heißt, wir ſind nicht mehr allein, nicht mehr fremd, alle unſere lieben Theueren ziehen mit ein in eine neue Herzensheimath.

Rudolph erzählte nun mit der ganzen Innigkeit ſeiner Seele, wie er fern vom Vaterhaus ſeinen Vater verloren, wie ihm eine gute Mutter und liebende Geſchwiſter leben.

Da trat endlich Karl ein.

„Fridolin! altes Haus!“ rief Karl, und mit einem langen Kuß lagen ſich die Freunde in den Armen. „Nun,“ ſagte Karl, die Hüfte ſeines Freundes noch einmal faſſend, du ſiehſt reputirlich aus, die Philoſophie hat dir noch nicht alles Fleiſch von den Knochen

abſtrahirt, du haſt noch ziemlich viel Poſitives, aber das zerbrochene Hufeiſen da, den garſtigen Backenbart mache ich dir 'runter.“

„Biſt noch immer der alte Raſeur; du hätteſt ſollen Feldſcheerer werden, ſtatt daß du jetzt deine Klienten ſcheerſt.“

Karl zog ſeinen Freund bald in ſein Zimmer, denn ſie mußten ſich allein haben. Da ſaßen ſie nun neben einander auf dem Sopha und rauchten Cigarren, und ihre Wechſelrede ſchwamm in einander wie die leichten blauen Wölkchen, die ihren Lippen entſtrömten. Ihre Rede war vom Perſönlichen ausgegangen, aber bald ſtanden ſie auf der Zinne der Zeit und theilten ſich mit, was ihre forſchenden Blicke über die Bewegungen des Zeitlebens erkundet hatten; denn das iſt der Charakter und die Würde unſerer Zeit — ſo egoiſtiſch man ſie auch ſchelten mag — daß unſer beſtes Dichten und Trachten dem Allgemeinwohl und ſeinen Entwicklungen geweiht iſt. So Vieles ſich auch die Freunde zu ſagen hatten, ſo knüpfte ſich doch, wie das faſt immer zu geſchehen pflegt, der Austauſch ihrer Erlebniſſe und Welterfahrungen an das Nächſte und Unmittelbare. Rudolph erzählte, welche treffliche Menſchen er auf ſeiner Reiſe hieher kennen gelernt.

„Ich habe noch ſelten,“ ſagte er, „eine Nacht außerhalb meines Wohnortes zugebracht, ohne einen neuen Menſchen gewonnen zu haben; mir iſt, als ob der Geiſt unſeres Vaterlandes ſich in ſchöner Blüthe erſchloſſen hätte, es iſt unendlich viel Erkenntniß und Thatendrang in unſere Zeit ausgeſtreut und eine heilige

Offenbarung liegt auf den Lippen Aller. Da war ein ſchlichter ältlicher Kaufmann aus Mannheim, der Stadt, die ſo ſchnurgrade und ſauber wie eine rationaliſtiſche Kirche, aber auch ohne alle Poeſie und Geſchichte; ich ſage dir, der Mann entfaltete ein hiſtoriſches Bewußtſein unſerer Aufgabe, daß es eine wahre Herzensfreude war. Da war ein Commis voyageur, ſonſt meiſt das unleidlichſte Geſchlecht, ich erkannte in ihm bald den Juden, der aber auch mit lebendiger und ſchöner Humanität die Dinge und ihre Beziehungen auffaßte. Ich ſehe in jedem Einzelnen, der mir nahe tritt, oder den ich mir nahe bringe, einen Abgeſandten des Weltgeiſtes, der ſich als Zeitgeiſt mit tauſend Zungen offenbart. Man muß hinaustreten unter die Menſchen, um Muth und Luſt zu neuem thatenſeligem Daſein zu gewinnen. Ich danke es Gott und dem Schickſal, daß meine Seele offen geblieben, um die Stimme des heiligen Geiſtes überall aufzunehmen, ich will mir durch das Bewußtſein dieſe Kraft erhalten, trotzdem daß ich jetzt in die ſtarren Mannesjahre getreten bin."

„Du wirſt überall Anklang finden, weil du den Anklang erregſt," ſagte Karl, die Hand ſeines Freundes faſſend; „es iſt allerdings gut, daß die Zeit mit ihren neu eroberten Naturkräften die Menſchen auf Reiſen ſchickt; da draußen, frei von ihren Alltagsbeziehungen, ſind ſie ganz was ſie ſind; träfeſt du dieſe Menſchen aber in ihren Büreau's, Kaufläden und Werkſtätten, ſie würden dich verwundert anſehen mit deinen geiſtigen Zumuthungen. Du haſt das Glück, das erlöſende Wort zu treffen, das ihre Seelen herauslockt. Du

ſprichſt deine beſten Ideen und Gefühle in Liebe und Hingebung vor den Menſchen aus, und die Menſchen, deren oberſtes Princip Eitelkeit iſt, ſehen darin vorerſt eine ihnen bezeigte Hochachtung, ſie fühlen ſich geehrt und geſchmeichelt, daß man ſie zu Empfängern ſolcher Ideen erwählt, ſie finden es ſchön, daß man die Empfänglichkeit und Erkenntniß derſelben in ihnen vorausſetzt; ſie ſind dir gut, zunächſt aus Eitelkeit, aber dann auch aus wirklicher Güte, die du in ihnen erweckſt."

„Ja, das iſt es eben," ſagte Rudolph, „*ſind wir den Menſchen das beſte, was wir ſein können, ſo ſind ſie es uns auch wieder*; das übt einen gegenſeitigen erhebenden und heiligenden Einfluß, alle Aeußerlichkeiten treten zurück, die reine Pſyche hebt ſich daraus hervor. Wenn ich Menſchen nahe trete, deren Antlitz ich noch nie geſehen, deren Daſein ich noch nie gekannt, ſie athmen mit mir dieſelbe Lebensluft, ihnen wie mir erglänzt daſſelbe Sonnenlicht, ſie ſind ein Stück aus meiner Welt, ich bin ein Stück aus ihrer Welt, wir treten uns gegenüber, wir nehmen uns auf in unſer bewußtes Daſein: da fühle ich den Beruf und die Luſt in mir, der freudige erfreuende Genoſſe ihres Daſeins zu werden, daß wir uns ſelig die Hände reichen und uns freuen, daß das Leben uns umfangen hält. Stumpfſinn und beſchränkte Unnatur iſt's, ſich ſcheu und ſtolz in ſich zu verſchließen; wir ſind hinausgeſtellt in die Gotteswelt wie die Blumen des Feldes, die Duft und Farbe für Alle, deren Auge und Sinn das Leben offen hält, glänzen und aufſteigen laſſen."

„Und dieſe Allliebe," ſagte Karl lächelnd, „iſt für die meiſten Menſchen, was für die Kuh ein Veilchen; ſie will nichts von Duft und Farbe, ſie will blos ihren Magen füllen; den Nutzen allein erkennen die Menſchen an, die Liebe nicht. Ehedem wollte ich auch allen Menſchen wohlthun, ich wollte erfreuen, erquicken, ſie und mich, durch freundliches und ſchönes Einander-zu-Gefallen-leben; ſeitdem ich aber eingeſehen, daß die Menſchen das nicht wollen und erkennen, habe ich meine Liebe zurückgezogen, ich laſſe ſie gewähren und damit genug." —

„Und biſt du nicht viel ärmer dadurch geworden? Du kannſt nicht mehr überall und mit Allen ſo glücklich und heiter ſein, die Welt ſchrumpft dir griesgrämig zuſammen. Ich habe auch wie du viele Täuſchungen erlebt, aber was thut's? Das iſt der Triumph des Bewußtſeins, daß wir unſere eigenſte und innerſte Natur uns nicht von der Welt zerſtücken und rauben laſſen, daß wir in unſerem Weſen keine Conceſſionen machen."

„Aber hör' mal, jetzt mußt du der Welt doch eine Conceſſion machen," ſagte Karl aufſtehend; und wie im Leben Bedeutſames und rein Aeußerliches ſo oft neben einander geſtellt iſt, ohne ſich im Geringſten zu ſtören, ſo auch hier. Rudolph mußte ſich gleich hinſetzen und ſich ſeinen blonden Backenbart, „das zerbrochene Hufeiſen," abnehmen laſſen. Wirklich ſah er auch nach dieſer Operation ſehr zu ſeinem Vortheil verändert aus, die feinen ſcharfgeſchnittenen Züge ſeines Geſichtes traten reiner und unbehinderter hervor.

„Komm, laß uns gehen," ſagte dann Karl, der bei einer Gemüthsaufregung ſich ſtets in ſo großer Unruhe befand, daß er nach einer körperlichen Kraftäußerung ſtrebte; er beklagte ſich dann oft darüber, daß er nur in einem ſcharfen Gang oder heftigen Ritt ſeine überquillende Kraft austoben laſſen könne.

Die beiden Freunde verließen das Zimmer.

„Eliſabetha," rief Karl. Dieſe kam und blickte Rudolph verwundert an, da er wiederum ſo ganz fremd ausſah.

„Eliſabetha," ſagte Karl, „laß in meinem Schlafzimmer noch ein Bett herrichten, Rudolph wird bei uns wohnen." Dieſer vermochte nicht zu ſprechen, er verbeugte ſich und die beiden Freunde verließen das Haus. —

Arm in Arm ſchlenderten ſie durch die bewegten Straßen der alten Stadt, deren Glanz und hiſtoriſche Größe überall ſichtbar iſt, und die ſich heute wieder zu erneuerter Bedeutung erhebt; ſie gingen mit einander wie in den Tagen ihrer Jünglingszeit, Keiner ſagte zu dem Andern: Komm, laß uns dahin gehen. Sie gingen mit einander wie Eine Seele, ſie gingen mit einander wie Ein Körper.

Karl traf manchen Freund, der ihm vertraulich zuwinkte, er ſtellte aber Rudolph Niemand vor, „denn," ſagte er, „erſt will ich dich allein haben, und dann ſollſt du auch von mir ganz nagelneue Menſchen bekommen."

Sie gingen hinaus nach dem Hafen, wo ſie ſich bald von dem wogenden Menſchentreiben umfluthet

ſahen. Karl kannte die Neigung ſeines Freundes, der ſich gern im Volksgewühl tummelte und das bunteſte Treiben gern vor ſeinem ſtill beſchaulichen Auge vorbeiziehen ließ; da flatterten dann zahlloſe Gedanken wie bunte Genien um ihn her, oft aber auch folgte er im Anſchauen des mannigfachſten Wechſels einem einzigen Gedanken durch alle ſeine ſtrengen und weithinausragenden Conſequenzen, er ſah nichts mehr von all dem Gewühl, und wie die Magnetnadel im Sturm war ſein Geiſt unverrückt nach einem Pole hingerichtet.

Die beiden Freunde ſtanden oft ſtill, ſie redeten kein Wort, ſie hielten ja einander. Das iſt die ſtille Seligkeit der innern Befreundung, daß man ſich ſtill in ſich ſelbſt wie laut in den Andern verſenken kann.

Sie gingen den Strom entlang aufwärts, bis wo das Menſchengewühl ſich verlor und das Siebengebirge in ſeiner violetten Vergoldung hervortrat; die Sonne war im Untergehen und die Freunde ſtanden lange und ſchauten hinaus in dieſe Gluthenpracht.

„Morgen," ſagte Karl, „gehen wir zuſammen rheinaufwärts."

„Und deine Mutter mit."

„Und Schweſter," ergänzte Karl. —

Während die Freunde ſich draußen umhertummelten, hatte Eliſabetha die feinſten Linnen aus dem Schranke geholt und war beſchäftigt, das Bett herzurichten.

II.

Traulich ſaß der kleine Kreis um den runden, von einer Aſtrallampe erleuchteten Tiſch; Jedes war

ruhig und heiter in ſich und freudig in dem Andern. Man lobte den ſchönen Abend, die Güte des Weines, ja ſogar des Bratens, und ſagte ſich doch nur, daß, wo gute liebende Menſchen beiſammen ſind, alles ſchön und gut iſt.

„Sind Sie ein geborner Weſtphale?“ fragte die Mutter Rudolph unter Anderm.

„Nein, ich bin ein Oſtpreuße.“

„Der tapfere Oſtpreuße, der die vier Fragen gelöst, ſoll leben!“ rief Karl.

Die Gläſer klangen hell.

„Es iſt herrlich,“ ſagte Rudolph, „daß die deutſche Nation anfängt, ihren Provinzialgeiſt, ihren Cantönligeiſt, wie ihn die Schweizer nennen, abzulegen; das hat ſich hier ſo ſchön bewährt. Nord und Süd, Oſt und Weſt, wir alle ſind eins, Alle müſſen die Angelegenheiten der einen Provinz, des einen Staats als die des Geſammtvaterlandes anerkennen.“

„Unſere kirchlichen Zerwürfniſſe, die ſogenannten Kölner Wirren,“ ſagte Karl, „ſind ein gräßliches Hinderniß der politiſch compacten Einheit; das, was vor allem noth thut, wird dadurch zerriſſen und zerfetzt; wäre Deutſchland kirchlich eins, es ſtünde längſt beſſer.“

„Immerhin,“ entgegnete Rudolph, „aber Deutſchland hat noch einen andern Beruf, als den der bloßen politiſchen Freiheit; gerade darin, daß es kirchlich getheilt und dieſe Getheiltheit doch wieder geographiſch und ſtaatlich gemiſcht iſt, gerade darin bekundet ſich ſein beſonderer Beruf: die Geiſtesfreiheit, das reine und allgemeine Menſchenthum, wie ſeine eigenthümlichen,

geſchichtlichen und zufälligen Beſonderheiten zur Anerkenntniß und praktiſchen Wirkſamkeit zu führen. Die deutſche Glaubensinnigkeit, die religiöſe und politiſche Pietät wird aus der Alles durchdringenden philoſophiſchen Erkenntniß zu einem höheren Endziel hinanſteigen; nicht die Gleichheit iſt das Höchſte, ſondern die Freiheit der Ungleichheiten, der Individualitäten, in ihrer rein perſönlichen und ihrer gemeinſchaftlichen Erſcheinung. Das gilt mehr als die bloße alte Toleranz oder Duldung, die an ſich vergänglich und wandelbar ſein muß."

„Die Duldung wandelbar?" fragte die Mutter, „warum denn?"

„Weil die Duldung nur aus dem Gemüth oder näher aus dem Gefühl ſtammt; man läßt einander gewähren, weil man ſich in nachgiebiger Stimmung befindet, man verzeiht dem Andern ſeine irrthümliche oder befangene Anſchauungsweiſe, als welche man ſie aber doch immer betrachtet; ändert ſich die Gemüthsſtimmung, ſo bricht, wie ſich das gezeigt hat, die alte Anſicht grell hervor; iſt man aber zur Erkenntniß und Anerkenntniß hindurchgedrungen, dann erſt ſteht Alles auf ſicherem Boden; die bloße friedfertige Stimmung, die humane Nachſicht ſteht der Einſicht und Erkenntniß, die zur Liebe wird, weit nach; dort läßt man die Verſchiedenheiten gelten, inſofern man etwas allgemein Gültiges darin anerkennt, das Unterſcheidende, Eigenthümliche aber betrachtet man noch immer als irrthümlich oder fehlerhaft; hier aber lernt man das ganz Individuelle mit allen ſeinen Beſonder-

heiten als Berechtigtes und Nothwendiges anerkennen und lieben."

Die Mutter zuckte leiſe mit den Achſeln, man konnte nicht leicht enträthſeln, ob ſie dem Gedankengang nicht folgte, oder ob ſie ihn lückenhaft fand und eine Einwendung machen wollte; als ſie indeſſen ſchwieg, fuhr Rudolph fort:

„In der Erkenntniß und Durchbildung der Einzelnheiten liegt die Harmonie: nicht daß Alles Einen Klang habe, iſt das Weſen der Harmonie, ſondern daß Alles Einklang habe, daß die Töne in ihrer Verſchiedenheit beharren, daß ſie aber ihre eigenthümliche Natur zur Reinheit ausbilden; in dieſer Reinheit ſchließen ſie ſich dann vermöge ihrer innerſten Natur dem Geſammtklang an, frei und ſelbſtändig gehen ſie doch im Ganzen auf. Das iſt meiner Anſicht nach die höhere deutſche Freiheit und ächte Harmonie."

Eliſabetha blickte freudeſtrahlend auf Rudolph, alle ihre Züge bekundeten theilnehmende Spannung, unwillkürlich nickte ſie ſeinen letzten Reden zu, und als er ſie fragte, ob ſie ihm „beiſtimme," fühlte ſie ſich gehoben und geehrt durch dieſe in nicht bloß galantem Ton ausgeſprochene Frage; nach einigem Zaudern, in dem ſie überlegte, ob es nicht ungerecht wäre, ihre Anwendung zu verſchweigen, ſagte ſie:

„Ließe ſich nicht als Beleg für Ihre Anſicht geltend machen, daß eigentlich nur wir Deutſchen allein den vierſtimmigen Geſang als volksthümlichen und natürlichen haben?"

Sie war froh, als ſie dieſe Worte heraus hatte; denn ſonderbar, ſo frei und ſicher ſie ſich mit Rudolph beſprach, als ſie ſich heute mit ihm in einer außerordentlichen Situation zuſammengefunden hatte, ſo ſchüchtern und ſcheu war ſie jetzt, ſeine Gedanken ſchienen ihr ſo tiefgreifend, daß ſie ihr eine gewiſſe Ehrfurcht einflößten; Rudolph aber war entzückt, daß er ſo verſtanden und beiſtimmend von ihr aufgenommen wurde. Da fuhr Karl mit den Worten drein:

„Und das Rädergeklapper bildet die Inſtrumentalbegleitung zu Eurer Vocalharmonie. Materielle Intereſſen! ſchallt es von allen Seiten. Ihr Philoſophen ſeid abgethan, die Börſen ſind die peripatetiſchen Schulen der neuen Welt, die Freiheit muß auf Actien gegründet werden und eine gute Dividende abwerfen; materielle Intereſſen iſt das Loſungswort der neuen Zeit, Niemand denkt mehr an uneigennützige Liebe zur Freiheit, wie viel weniger das materielle Wohl dafür in die Schanze zu ſchlagen. Da ſollen wir auf einmal eine Nation von Induſtriellen werden, alle Schönheit, alle reinere Kraft und Fülle geht darüber zu Grunde.“ —

Jeder Andere hätte wohl aus Rückſicht für die Frauen das Geſpräch auf minder ernſte Gegenſtände gelenkt, Rudolph aber hielt es aus einer höheren Rückſicht für die Frauen feſt; denn er glaubte, daß wir unſere Achtung vor den Frauen dadurch wahrhaft bezeugen, wenn wir uns ihnen gegenüber nicht bloß in Tändeleien oder eleganten Geiſtesſpielen ergehen, ſondern wenn wir auch die ernſteſten Dinge vor und mit

ihnen zu verhandeln geneigt ſind; das, glaubte er auch, müßte die in den Augen der Frauen verſinkende Würde der Männer — deren Folgen ſich in der nicht verſtandenen Emancipationsſucht zeigten — wiederherſtellen. Dem Drang des Herzens ſowohl als dem Bewußtſein folgend, ſagte er daher gegen Karl gewendet:

„Es wundert mich, daß auch du zu den politiſchen Supranaturaliſten oder Idealiſten gehörſt; ja lache nur, es iſt nichts anderes. Ihr glaubt auf dem Boden der praktiſchen Wirklichkeit zu ſtehen und ſchwebt in ätheriſcher Nebelhöhe; Ihr glaubt die Idee, Gott, die Freiheit, erhabener zu halten, wenn Ihr ſie von allem materiellen entfernt und trennt; betrachte aber (um bei dem Letzten ſtehen zu bleiben) die Geſchichte aller freien Nationen und Städte, Rom, Venedig, Genua, die Hanſa, die Niederlande, England: die Freiheit hat ſtets eine reiche materielle Baſis und materielle Hebel. Wie Gott nur in der Welt, ſo iſt auch die Freiheit nur im materiellen Wohl. Mißverſtehe mich nicht, die Freiheit iſt nicht das materielle Wohl, dieſes iſt nur ihr entſprechender Körper, die Freiheit iſt die Seele deſſelben; Du kannſt Gott und Welt, Seele und Leib nicht trennen, wenigſtens nur dem Begriff, nicht dem Weſen nach; materielles Wohl iſt weit entfernt von Habgier und Genußſucht, Alles iſt des Mißbrauchs fähig, das ſchließt aber die Würde der Sache und ihren richtigen Gebrauch nicht aus. Jeder Weiterſehende muß ſich daher des Strebens nach materiellem Wohl erfreuen.“

„Ich weiß," ſagte Karl bitter lächelnd, „es gehört jetzt zum guten Ton, tagtäglich in die Welt hinein zu rufen, wir ſeien groß, ſtark und glücklich; wir nennen uns frei, weil wir zu einem frechen Nachbar ſagen dürften: du ſollſt nicht ſtehlen; aber von alten näheren Diebſtählen und Unterſchleifen, da ſpricht Niemand mehr ein herzhaftes Wort. Ich weiß, du wirſt mich vielleicht auch einen antiquirten Liberalen von Anno 30 nennen und mich in die Rumpelkammer einer abgethanen Epoche verweiſen; ich erkenne wohl, daß man vielleicht hin und wieder zu weit ging, indem man alle Zuſtände als ungeheuerliche, barbariſche darſtellte, und die Nation ſo durch derbe Vorwürfe aufzuſtacheln wähnte; jetzt aber hat man dieſe Redeweiſe umgeſtülpt, da wird gehätſchelt, gelobhudelt und geliebäugelt, eine ſchmeichleriſche Vertrauenspolitik nach unten und oben wird aufgepflanzt, und wir glauben's am Ende ſelber, daß es gut mit uns ſteht. Es iſt eine wunderbare Zeit: Lämmer und Wölfe weiden mit einander, Philoſophen und Induſtrielle ziehen zufrieden an Einem Karren. Ich gehöre nicht zu den Zufriedenen; was Gutes da iſt, hat der Zeitgeiſt gegen den Willen der Herren ſelbſt hervorgerufen."

Karl ereiferte ſich noch weiter in dieſem Ton und hier offenbarte ſich eine Kluft zwiſchen den Geſinnungen der Freunde, denn Karl hatte den Standpunkt inne, wo man das Thatſächliche, Unmittelbare und Nächſte im Auge, dieſes mit Ungeſtüm fordert, während Rudolph, das Allgemeine und ſeine Entwicklungen beachtend, ſich an den ſiegenden Gedanken und die Idee

hielt. Das Geſpräch ſchien ſich indeß doch zu weit zu verlieren und Rudolph lenkte wieder ein, indem er ſagte:

„Gerade darin, daß der Geiſt die Materie bewältigt und, wie du ſagſt, der Zeitgeiſt das Gute gegen den Willen der Herren hervorruft, gerade darin liegt für den Sieg der Idee mindeſtens das Ungefährliche beim Streben nach materiellem Wohl. Materielles Wohl iſt Geſundheit, und die Freiheit iſt, wie ſchon dein Börne ſagt, eigentlich bloß Geſundheit.“

Auch Karl ſuchte einzulenken, und das Glas ergreifend, ſagte er:

„Im Trinken iſt materielles und geiſtiges Wohl, ſtoß' an, wir wollen auf dein Wohl trinken.“ —

Eliſabetha verſchüttete vom Wein, als ſie mit Rudolph anſtieß.

„Eliſabetha,“ ſagte Karl, „will hiemit ſymboliſch andeuten, daß bei jedem Wohl auch Ueberfluß ſein muß.“ Er ſtand auf, ſetzte ſich an das Klavier und ſang mit friſcher, nur etwas zu gewaltiger Stimme ein Polenlied; er drang auch in Eliſabetha, daß ſie ſinge; ſie weigerte ſich, aber Karl wurde immer dringender und härter; Eliſabetha begann endlich mit zitternder Stimme das liebliche niederrheiniſche Volkslied: „Im Sommer, im Sommer, das iſt ja die ſchönſte Zeit.“

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ rief ſie aber bald nach den erſten Tönen und bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen.

„Eliſabetha war als Kind von ſechs bis ſieben

Jahren ein vollkommen muſikaliſches Wunder," ſagte Karl, „ſie lernte bald Muſik und dann wußte ſie ſchnell anzugeben, aus welchem Ton die Hausſchelle klingelte."

„Oft ganze Tage," ſagte die Mutter, „ſprach ſie Alles in einem ſelbſtgemachten Singſang."

„Muß ich dabei ſein, wenn Ihr mein Signalement gebt?" fragte Eliſabetha. Rudolph nahm die von ihr gewünſchte Wendung auf, indem er ſich ſelber zum Gegenſtand des Geſprächs machte.

„Es iſt ſonderbar," ſagte er, „welche ſchnurrige Eigenthümlichkeiten die Kinder oft haben. Als Kind liebte ich nichts mehr als die pompöſen Leichenbegängniſſe, ich war immer dabei und hatte gar keine Ahnung von dem tiefen Ernſt dieſer Ereigniſſe; überhaupt iſt es merkwürdig, daß Kinder den Tod gar nicht begreifen können. Meine Mutter erzählte mir oft, ſie ſagte einſt zu mir, als ich ſie betrübte: „Rudolph, wenn du nicht brav biſt, ſo ſterbe ich." „Mutter," antwortete ich unbekümmert, „ei, das giebt aber keine ſchöne Soldatenleiche."

Man vertiefte ſich immer mehr in die Uranfänge unſeres geiſtigen Daſeins, die tiefſten Schleuſen der Innerlichkeit öffneten ſich und ſchwellten den Strom der Unterhaltung immer lebendiger; man hatte von den Anfängen des religiöſen Bewußtſeins geſprochen und Eliſabetha ſagte, die Worte faſt nur leiſe hinhauchend:

„Die Liebe, die ich als Kind zu unſerm Heiland hatte, iſt unbeſchreiblich, ach! er iſt ſo himmliſch gut,

alle Schmerzen der Welt nahm er auf ſich; ich wollte ihm nacheifern, ich dachte mir immer: eine gewiſſe Summe von Schmerz und Unglück muß in der Welt ſein; wo ich einen Unglücklichen ſah, wünſchte ich, daß ich ſein Unglück hätte, einen Kummer nahm ich mit Freude über mich, es hatte ihn ja kein anderer, wenn Ich ihn hatte.“ Ihr Auge leuchtete hell und Rudolph ſog den Lichtſtrahl tief in ſich ein; da ſchwand alle rationelle Discuſſion, wo die Herzensgüte ſich ſo offenbarte. Nach einer Pauſe erwiderte er:

„Ich war nicht ſo gut wie Sie, Fräulein Meurer, meine moraliſche Anſchauungsweiſe beruhte in meiner Kindheit auf einer ganz entgegengeſetzten eigenthümlichen Grundlage. Ich hörte immer, daß die Beherrſchung unſerer Natur das Höchſte ſei, ich aber war gar wild. Wenn ich nun ſo z. B. in der Kirche ſtand, und beim leiſen Gebet Alles ſo ſtille war, daß man nichts hörte als den Pendelſchlag in der hohen Thurmuhr, da ſagte ich oft zu mir: ei, du biſt doch recht brav und gut, du könnteſt ja jetzt jodeln oder mit deinem Geſangbuch eine Fenſterſcheibe einwerfen; daß du dies nicht thuſt und die Kraft es zu thun im Zaum hältſt, iſt das nicht recht brav?“

Ohne daß ſie es wußten und wollten, ward die Unterhaltung bald zum Zwiegeſpräch zwiſchen Rudolph und Eliſabetha; Karl ſpielte Variationen über ein modernes Operntheme, die Mutter ſtand hinter ihm auf die Stuhllehne geſtützt und wendete ihm das Blatt. Rudolph und Eliſabetha ſaßen mehrere Schritte von ihnen entfernt. Sie waren ſo beredt geweſen, als

Bruder und Mutter noch zuhörten; jetzt, als sie gewissermaßen allein waren, saßen sie stumm einander gegenüber; sie hatten in ihre Kindheit zurückgegriffen und sich die wunderlich bedeutsamen Spiele ihres ersten Lebens gezeigt, das konnte indeß noch immer als bloßes allgemeines gegenseitiges Interesse gelten. Es liegt aber ein wohliges Behagen in der Empfindung, daß man aus allgemeineren Anschauungen und Besprechungen sich wieder in sich selber vertiefen darf, daß man für die Darstellungen, die sich an das Ich anknüpfen, ein traulich theilnehmendes Ohr findet; dieser Empfindung liegt das mehr oder minder klare Bewußtsein zum Grund, in unserer Persönlichkeit nach ihrer individuellen Erscheinung und nicht blos in dem allgemein Menschlichen in uns aufgenommen zu sein von einem Andern.

So saßen die Beiden einander gegenüber, sie spielten innerlich mit ihrer beiderseitig verklungenen Kindheit, die doch nur die Gegenwart mit geheimem Zauber wieder auferweckt hatte; ihre Gedanken mochten sich begegnen, als Rudolph leise begann:

„Waren Sie mit der Antwort zufrieden, die ich Ihrer Mutter gab, als sie über unsere Unterredung examinirte?“

Elisabetha blickte verlegen nach ihrer Mutter, dann schlug sie die Augen nieder und sagte:

„Sie können aber doch eine recht treuherzige Miene machen und dabei eine Unwahrheit aussprechen.“

Rudolph vertheidigte mit ziemlicher Beredtsamkeit dieses so oft von der Welt aufgenöthigte Verfahren,

er ſprach noch lang und vielerlei, er erzählte ausführliche Einzelheiten ſeiner Reiſe, es war ihm faſt gleich, was er ſprach, dienten ihm ja die Worte dazu, daß ſein Auge auf ihrem Antlitz ruhen konnte und daß ihr Blick ihm zugewendet war; hätten ſie ſich ſo anſchauen können ohne Worte, Rudolph hatte längſt geſchwiegen.

Die Mutter war indeß in das Zimmer Karls gegangen, ſie ſuchte ein Buch und in dieſem eine Stelle, ſie nahm ein blaues Papierchen, legte es zwiſchen die Blätter und dann das Buch auf das Tiſchchen vor dem Bett Rudolphs; als ſie wieder eintrat, ſtellte ſie ſich wie zuvor hinter den Stuhl ihres Sohnes, der ſich bei ſeinem Spiel heftig hin und her bewegte; ſie legte leiſe ihre Hand auf ſein Haupt, Karl hielt alsbald inne. —

Es war ſchon ſpät geworden, als man ſich endlich trennte, die beiden Freunde aber plauderten noch lange mit einander, als ſie bereits in ihren Betten lagen und das Licht gelöſcht hatten. Es liegt ein friedlich warmes Behagen in dem Austauſch der Worte, die von ungeſehenen Freundeslippen ſtrömen, da ſpricht ſich Manches unverhohlen aus, was man ſich nicht ſagen kann, wenn man ſich anſchaut. Es giebt unzählige Menſchen, die im innigſten Umgange mit Freunden nie das Wort „Lieber“ ausſprechen können, ſchreiben können die meiſten Menſchen die feurigſten Freundſchaftsäußerungen, aber ſprechen nicht; von Nacht und Dunkel eingehüllt treten aber die Myſterien des Seelenheiligthums frei heraus in Laut und Wort, das

Sprechen wird lautes Denken. Rudolph erzählte ſeinem Freunde, wie ſelig er ſei, daß ſie ſich ſo warm und treu wiedergefunden, er enthüllte ihm, wie er ſein ganzes Weſen gehoben fühle von der reinen und friſchen Lebensluft in ſeinem elterlichen Hauſe, er erging ſich in den kühnſten Ueberſchwänglichkeiten und wünſchte ſich ſogar einmal, jetzt, in dieſem ätherreinen Wonnegefühl zu ſterben, denn ihm könne kein erhabenerer Hochpunkt folgen. Karl bekundete in ſeinen halbſchläfrigen Antworten nur ſeine Zuhörerſchaft und daß er noch wach ſei; als nun Rudolph, den ſein letzter Ausſpruch gereute, denſelben zu berichtigen ſuchte, da er ſich wohl noch einen erhabeneren Hochpunkt des Wonnegefühles denken konnte, erhielt er keine Antwort mehr von ſeinem Freunde — er war eingeſchlafen. In Rudolph aber brauste es noch immer ſo gewaltig, daß er das Rollen ſeines Blutes zu vernehmen glaubte. Er führte all die Begebniſſe dieſes Tages nochmals vor ſeiner Seele vorüber; das war zwar nicht geeignet, ihn zu beruhigen, aber er täuſchte ſich, wenn er glaubte, Ruhe ſuchen zu wollen. Jetzt, mit geſchloſſenen Augen ſchaute er all' das Vergangene noch ſeliger, noch verklärter, immer weiter drängte ihn ſein Geiſt, und als er endlich in Gedanken vor dem Bett der ſchlafenden Eliſabetha ſtand und einen reinen ſtillen Kuß auf ihr geſchloſſenes Auge drückte, da flüchtete er ſich ſcheu wie ein Frevler zurück; er ſuchte die Zügel ſeines Geiſtes wieder zu faſſen, es wollte es ihm nicht gelingen. Er zündete ſich ein Licht an; in der ſichtbaren Geſtalt ſeiner Umgebung ſollte er ſich ſelber wieder finden.

Rudolph hatte mit vielen Denkern und Grüblern die Eigenheit, daß er gern mit ſich ſelber pſychologiſche Experimente machte; oft, wenn ihn die perſönlichſten Lebensintereſſen und Stürme bewegten, ſuchte er ſich mitten in denſelben in allgemeine Ideen und Geiſtesanſchauungen zu erheben, da nahm er dann ſeinen Hegel oder einen der großen Alten zur Hand; feſt und abgeſchloſſen wie die unwandelbaren dem Himmel entſproſſenen Göttergeſtalten, ſtanden hier in heiliger Ruhe die Weltgedanken, kein Band flatterte hier, an das er ſein unſtetes momentanes Denkleben knüpfen konnte; gelang ihm aber das Hinausheben über ſich ſelber, ſo war ſeine Seele beruhigt und begütigt.

Dieſe individuelle Beſonderheit Rudolphs war nur eine Steigerung ſeiner Standeseigenheiten; wir Büchermenſchen, Gelehrte oder wie man uns nennen mag, fühlen uns oft arm und kahl, wenn wir einen ganzen Tag oder gar mehrere Tage blos die wandelnden Typen des Lebens beſchaut, wenn blos die verhallenden Worte in uns angeklungen; wir flüchten dann in die geſchriebene Welt und fühlen uns heimathlich geborgen in ihr.

Rudolph ſuchte ein Buch, und wie war er freudig erſtaunt, als er ein ſolches auf dem Tiſch vor ſich fand. Es waren die „Predigten über den chriſtlichen Hausſtand von Schleiermacher;“ er fand ein Zeichen von blauem Papier darin, er ſchlug die dadurch bezeichnete Stelle auf und las: „In demſelben Maße als jene Sagen verklungen ſind, daß einſt nicht ſelten

Engel zu den Menſchen herabkamen und ſich gaſtlich von ihnen aufnehmen ließen, um ſie für den Himmel zu erhalten und zu ſtärken, in dem Maße fühlen wir, daß in dieſer natürlichen Ordnung der Dinge wir Einer dem Andern ſollen Engel Gottes ſein, und daß deßhalb die Kraft des Geiſtes unter uns wohnt, damit wir das einander werden können. Und wie damals die Engel des Herrn den Lieblingen Gottes nicht nur beim einſamen Gebete erſchienen und beim ſchmerzlichen Opfer, ſondern auch indem ſie in behaglicher Ruhe unter einem Feigenbaume ſaßen, freundlicher Gäſte erwartend: ſo ſollen auch wir einander tröſten, belehren, erheben, nicht nur in den feierlichen Stunden der Andacht oder der Trauer, ſondern auch in den leichteren Augenblicken geſelliger Ruhe und Freude. Und wie vielfältig können wir das, ohne etwa den eigenthümlichen Ton dieſes Lebensgebiets auf eine ängſtliche Weiſe umzuſtimmen! Wo ihr durch die gründliche Freudigkeit und Zuverſicht eures Herzens eine drückende Stimmung eines Andern beſiegt; wo ihr durch ein treffendes Wort eine Verwirrung des Gefühls oder des Urtheils auflöſet; wo ihr durch eine leichte aber ſichere Wendung den Scherz von der Grenze des Sträflichen zurückzieht, der Fröhlichkeit die Gemeinſchaft mit dem höheren Gehalt des Lebens bewahrt und die geiſtige Sehnſucht rege erhaltet: da überall ſeid ihr als Engel Gottes erſchienen. Und dies alles ſoll und kann ja in dem geſelligen Leben der Chriſten nichts Seltenes ſein. Laßt uns nur immer mehr von den drückenden und großentheils unnützen Feſſeln uns

befreien, die wir uns im geſelligen Leben auferlegt haben, damit nach Entfernung alles Fremden und Störenden diejenigen deſto fröhlicher mit einander leben, die einander zugehören durch die Gleichheit des Geiſtes, der ſie erfüllt, und der Liebe, die ſie beſeelt; dann werden wir auch in unſerem geſelligen Leben ebenſo geſegnet ſein wie jene Erzväter es waren. Jedem erſcheint dann ein tröſtender oder warnender Bote Gottes, wo er deſſen bedarf, und im Gegenſatz gegen jene alte Geſchichte, wo die größeren Beſtrebungen der Menſchen dadurch zerſtört wurden, daß der Herr ihre Sprache verwirrte, ſie von einander ſonderte, wird auf dieſem Wege von dem Kleinen aus, von den häuslichen Kreiſen der Einzelnen und Dem, was ſich unmittelbar damit verbindet ein ſchönes Verſtändniß der Geiſter, ein freier, hülfreicher Verkehr ſich immer weiter verbreiten. Alle werden, dieſelben Zeichen verſtehend, dieſelbe Sprache redend, mit vereinten Kräften an dem gemeinſamen Werk arbeiten und Jeder dem Andern kommend und gehend, freundlich gebend und empfangend in den heitern und doch bedeutenden Augenblicken des Lebens als Engel des Herrn begegnen. Amen."

„Amen!" wiederholte Rudolph wie mit leiſem Gebet, er küßte unwillkürlich das offene Buch, löſchte das Licht und hüllte ſich in die Kiſſen. Er überlegte, wer ihm das Buch hingelegt haben möchte; bald aber verließ er dieſe Muthmaßungen wieder und durchdachte die beſänftigend ſchöne und echtmenſchliche Weltanſchauung des chriſtlichen und echtmenſchlichen Pre-

digers, bis er in Schlaf verſank. Wunderbar! von Allem, was heute ſo ausſchließlich ſeine Seele beherrſcht hatte, ragte nichts hinein in ſein Traumleben, er hatte heute nur Einmal aber innig ſeines verſtorbenen Vaters gedacht, und nun wandelte er im Traum an ſeiner Seite vor den Thoren ſeiner Vaterſtadt. Es war immer ein rührender ja faſt wehmüthiger Anblick, wenn der ſchmächtige Vater, deſſen Tagewerk als Briefträger ein immerwährender mühevoller Gang war, ſich noch am Abend keine Ruhe gönnte und ſeinen Rudolph an der Hand nochmals einen weiten Gang vor den Thoren mit ihm machte und ſich ſo an ſeinem lieben Sohn allein erfreute. — — —

III.

„Es iſt merkwürdig, daß deine Schweſter Lisbeth heißt," ſagte Rudolph andern Morgens zu ſeinem Freunde, und dieſer erwiderte:

„Ich ſehe nichts Merkwürdiges daran, nur das iſt eigen, daß ſie ſich ihren Namen durchaus nicht verkürzen und verketzern läßt, wir müſſen den fünfſilbigen Namen immer ganz ausſprechen; wir wollten ſie Eliſe oder Betty oder ſogar Bettine heißen, und nun machſt du gar das populäre Lisbeth daraus."

„Der Name iſt germaniſch-heidniſch und ebräiſch zugleich," ſagte Rudolph leichthin, „er heißt im Alten Teſtament Eliſeba."

„Du haſt doch noch was von deinem Theologen

übrig behalten," lachte Karl. „Nun ſag', Fridolin, du frommer Knecht, biſt du auch noch immer ein ſo moraliſcher Rigoriſt, wie du als Theologe warſt?" Karl knüpfte noch eine verfängliche Frage hieran, worauf Rudolph erwiderte:

„Du weißt, was mir Halt und Zuverſicht gab, als ich Theologe war. Ich mußte mir geſtehen, ich war dogmatiſch oder kirchlich ungläubig, ich fand eine Berechtigung zu meinem Beruf nur darin, daß ich mich ſittlich rein zu erhalten trachtete und den gleißneriſchen Sophismen der Weltſitte kein Gehör gab; das gab mir ein Recht, Sittenprediger einer Gemeinde zu werden. Als ich nun von inneren und äußeren Verhältniſſen beſtimmt die theologiſche Carriere aufgab, da ſagte ich mir: das ſoll mir kein Freibrief ſein, um den Nachgiebigkeiten des Weltlebens anheim zu fallen; ich bin es meiner Selbſtachtung ſchuldig, mir treu zu bleiben. Karl, trotz Stürmen und Verlockungen, ich bin es" — —

Rudolph und Karl gingen nach dem Dom, aber nicht mehr allein, denn Eliſabetha ging zwiſchen ihnen.

Jeder hat wohl ſchon auf einer längeren Reiſe, bei einem längeren Aufenthalt in einem Gaſthofe oder einem Badeorte bemerkt, daß man am Morgen nach einer tiefer anmuthenden freundlichen Begegnung von geſtern, einander näher und vertrauter erſcheint, als man ſich am Abend verlaſſen. Das Leben des Einzelnen hat ſich wieder in ſich zurückgezogen, die Erinnerung an den Andern hat ſich behaglich in die ſchlummernde Seele eingelebt, und nun tritt man ſich

neu und frisch als alte Bekannte gegenüber. So auch und mit gesteigerter Empfindung blickten Rudolph und Elisabetha einander an. Rudolph bewunderte den leichten und sicheren Gang Elisabetha's, ihre Haltung war gerade, in sich sicher und abgeschlossen, ihre schlanke Gestalt schien höher in der freien Bewegung; nur den modischen Hut verwünschte Rudolph, ihm war an Elisabetha die schöne Bildung ihres Kopfes nicht entgangen, dessen zierliche Rundung durch das platt anliegende gescheitelte Haar so schön hervortrat; alles dieses war nun durch die feststehende steife Aufstülpung des Modehutes wie verschwunden.

„Einen Gang nach dem Dom," sagte er zu Elisabetha, „sollten Sie mit dem einfachen Schleier auf dem Kopf machen, das müßte Sie sehr gut kleiden."

„Ei, Sie haben auch ein Auge für die Moden? Das ist schön. Aber so ein großer Philosoph Sie auch sein mögen, Sie können doch nicht ermessen, welch ein Muth dazu gehörte, der Mode zu trotzen."

Sie gingen über den Wallrafsplatz und standen plötzlich vor dem Dom still. Niemand redete ein Wort, Elisabetha blickte leise nach Rudolph, sein Antlitz war wie verklärt; endlich faßte Rudolph die Hand Elisabetha's und sagte:

„Das konnte der Glaube! Er konnte Berge versetzen, sie frei und fest hämmern als Zeugen und Hüllen seiner Andacht, denn der Glaube ist die unendliche Alles besiegende Liebe."

Er hielt die Hand Elisabetha's noch fest, sie standen

auf offener Straße, ſie wußten es nicht, aber ſie fühlten, es durfte, es mußte ſo ſein.

Sie waren im Dom. Wegen der Bauten im Innern wurde nur in einer Seitenkapelle Meſſe geleſen, aber die eben wie fernher verklingenden Orgeltöne übten ſo einen eigenthümlichen magiſchen Zauber.

„Ich komme mir immer ſo groß und doch wieder ſo klein vor, wenn ich unter dieſem heiligen Säulenwald umherwandle," ſagte Eliſabetha, „das haben Menſchen, unſere Vorfahren gepflanzt; wie klein iſt eine Menſchengeſtalt gegen dieſen Bau, und doch wie klein iſt dieſer Rieſenbau wieder gegen das Werk der Natur draußen!"

Betende lagen hier und dort knieend vor einem Altar, inbrünſtig murmelten ſie leiſe ihre Gebete, unbekümmert um Alles, was um ſie her vorging. Rudolph ſagte zu Karl:

„Es hat gewiſſermaßen eine typiſche Bedeutung, daß der betende Katholik ſich von der geräuſchvollen Theilnahmloſigkeit der Weltkinder um ihn her nicht irren und behindern läßt; er läßt ſich und ſeine Kirche zum Gegenſtand der forſchenden Betrachtung machen, er läßt ſich in Gedanken hin- und herwenden, ihn kümmert es nicht; ſo ſteht auch der Katholicismus, umrauſcht von den Wogen der Weltgeſchichte, umkreiſt von den Gedankenſchwärmen der freien Philoſophie feſt und unbeweglich; die vorbeirauſchende Welle, der aufſliegende Gedanke wähnt nur ihn überwunden zu haben; wie mancher Gedankenaar iſt ſchon auf ſeinem kühnen freien Flug ermattet, hat ſeine Sonnenregion verlaſſen

und ist flugerlahmt zurückgekehrt auf den unbewegten Fels! Der Katholicismus ist die absolute Religion, er ist die strengste Consequenz des Glaubens.“ Und nun führte Rudolph die beiden Consequenzen aus, daß man entweder Katholik oder Pantheist sein müsse.

Elisabetha schien diesem Gedankengang nicht zu folgen, sie fragte Rudolph bei einer Pause:

„Sind Sie denn nicht auch Katholik?“

„Nein,“ erwiderte dieser mit einer besondern Bestimmtheit, und doch zitterte dieses Nein in ihm nach, denn er ward inne, welche persönliche Bedeutung dieses für ihn haben könnte; aber, sagte er schnell wieder zu sich, ihr Wohlwollen — Liebe wagte er es noch nicht zu nennen — kann und darf hieran kein Hinderniß finden; nicht ein unbewußter unerklärlicher Zug hat unsere Seelen einander erschlossen, sondern die Erkenntniß des Charakters; nicht als Kinder einer sichtbaren Kirche, sondern als bewußte Menschen der unsichtbaren Kirche haben wir uns in ihren heiligen Gedankenhallen gefunden. —

Rudolph hätte gern in den Mienen Elisabetha's den Eindruck erforscht, den diese neue Eröffnung auf sie gemacht, aber er konnte nicht, denn sie waren eben vor das Dombild, diesen herrlichen Schatz altdeutscher Malerei, getreten. Man hatte sich mitten in der Kirche in Betrachtungen verloren, die weit hinausführten, dies schien einen gewissen Zwiespalt, ein Gefühl der Fremdartigkeit in Allen erregt zu haben, sie wollten einander ferner durch kein Wort mehr stören.

Schweigend gingen sie endlich die Treppen und

das Gerüſte hinauf nach der Kuppel des Doms, und hier in dieſer morgenfriſchen ſonnigen Fernſicht athmeten ſie wieder neu. Die Nebel waren gewichen und hell erglänzte der Strom, die Ebene, die Stadt und die jetzt ſo nahen Berge. Als ſie ſich ſattſam an dieſen herrlichen Ueberblicken erquickt hatten, begann Karl ſeinem Freunde die Structur des Baues in ſeiner jetzigen Geſtalt und in ſeiner einſtigen Vollendung darzuthun, er konnte aber nicht unterlaſſen, am Schluß ſeine ketzeriſchen Anſichten hinzuzufügen, ketzeriſch, inſofern ſie den heutigen Sympathien entgegentreten, denn er ſagte:

„Man ſollte dieſen Bau nicht vollenden, man ſollte ihn nur in ſeiner jetzigen Geſtalt zu erhalten ſuchen. Worin beſteht denn die eigenthümliche Schönheit eines gothiſchen Baues? In ſeinem Alter und nicht darin, daß er abſolut ſchön iſt. Uebermenſchliches, ich möchte ſagen Fauſtiſches, ſoll man nicht vollenden, die Phantaſie hat an dem „Schluß fehlt“ den beſten Spielraum; ſodann iſt der unvollendete Bau unmittelbarer hiſtoriſch als der vollendete.“

Karl, der den materiellen Beſtrebungen ſo abhold war, hätte ſich an der hingebenden Liebe der Zeit für ein hiſtoriſches Heiligthum erfreuen müſſen; aber es iſt unendlich ſchwer und ſelten, daß Alles mit dem Principe übereinſtimmt. Rudolph wendete ſich indeß nicht nach dieſer ungedeckten Seite, denn er erwiderte:

„Gerade darin, daß, was die Glaubensinnigkeit begonnen, die Erkenntniß, die hiſtoriſche und künſtleriſche Achtung vollendet, gerade darin liegt eine hohe Würde unſerer Zeit. Der von uns vollendete Bau wird die

Steine der Gläubigen und Freidenker gleich fest an einander schließen und ein Denkmal des vereinten Nationalgeistes und des versöhnten Weltgeistes sein."

Karl äußerte die Befürchtung, daß der von oben patentisirte Enthusiasmus für diesen Nationalbau zu einer Kinderrassel werden könne, über der man die ernsten Fragen und Schmerzen vergesse, und daß man sich schon damit genügen könne, der Idee der Nationaleinheit gleich ein Denkmal zu setzen, was sich erst nach der praktischen Verwirklichung derselben gebühre.

Rudolph erwiderte mit auffälliger Heftigkeit, daß man sich an jeder Aeußerung der Idee der Nationaleinheit erfreuen müsse, und Karl schwieg.

Elisabetha hatte während dieser ganzen Zeit still und oft abgesondert gestanden; so sehr sie auch an eine gewisse Geistesfreiheit gewöhnt war, diese fertige und offene Rücksichtslosigkeit Rudolphs machte ihr doch ein gewisses Bangen, er brannte bei jedem Anlasse so leicht und schnell das schwere Geschütz der Philosophie los.

Im Heruntersteigen nahm Elisabetha ihren Bruder bei Seite und flüsterte ihm etwas in's Ohr, dieser aber sagte laut:

„Nein, nein, du mußt mit in die Gemäldeausstellung gehen."

Rudolph stand einige Stufen weiter unten, er kehrte sich um und mit einem wehmuthsvollen Blick nach Elisabetha aufschauend, sagte er:

„Warum wollen Sie nicht mitgehen?"

Elisabetha ward von dieser Frage sonderbar betroffen und erwiderte: „Ich gehe mit."

Nach einem Gang rings um den Dom gingen die Drei mit einander nach dem Gürzenich, dieſer gewaltigen Freudenhalle, die ſchon ſo viel Luſt und Jubel in ſich geborgen und noch im vorletzten Winter ein 400jähriges Jubiläum gefeiert hat; heute war Alles von den ſtillen Harmonien der Farben erfüllt, und ſtill wandelten die Menſchen zwiſchen den Bildern auf und ab, gleich als ſpräche nur das Auge mit den zu ihm redenden Bildern und Farben.

Eliſabetha fühlte ſich vorzugsweiſe von den Landſchaftsbildern angezogen, von denen ſie die meiſterlichſten kannte und ſchnell wiederfand, während ſich Rudolph und Karl mehr den hiſtoriſchen und ſogenannten Tendenzgemälden zuwendeten.

Lange verweilten ſie vor einem großen Gemälde, „Rebekka und Iſaak“ mit Bezug auf die Stelle 1 B. Moſes, K. 24. V. 61—65 darſtellend; Rebekka ſteigt, etwas ſehr im Negligé, von dem Kameele, und Iſaak hält, im Tiefſten betroffen, die Zügel in der Hand; im Hintergrund ſitzen ſchöne Sklavinnen auf den Kameelen, ein feuriges Kolorit liegt über dem Ganzen.

„Die Haltung iſt mir eigentlich nicht bibliſch genug,“ ſagte Karl, „es kommt mir immer vor, als ſollten das Beduinen ſein. Es iſt doch merkwürdig, wir verlangen von dem bibliſchen Bauern- und Hirtenleben eine beſondere Idealität, weil dieſe Geſchichten uns von Jugend auf ſo erſcheinen und doch iſt es nur patriarchaliſch ſinnlich.“

„Sinnig,“ berichtigte Rudolph. „Unſere Maler könnten aber auch wohl unſer Leben, wie es in Dichtung

und Wirklichkeit hervortritt, ſo auffaſſen;“ zu Eliſabetha gewendet fuhr er ganz leiſe fort: „ich wünſchte, daß ein Maler die Scene von Lisbeth und dem Jäger malte, das wäre herrlich! im Hintergrund, entfernt von Beiden und von ihnen nicht bemerkt, der Diaconus, ſeine Hände ſegnend nach dem Paare ausbreitend, das im Vordergrund vor dem Altare kniet, von der Sonne verklärt ſich ſelber einſegnet.“

Eliſabetha hörte ihm mit geſchloſſenen Augen zu.

„Ich finde,“ ſagte Karl wieder, „daß der Maler hier die Situation ſehr gut gewählt hat: Rebekka wendet ihren Blick weg, während Iſaak ſehnſüchtig nach ihr ſchaut, ihre Blicke haben ſich ſchon in Liebe begegnet; der Mann iſt kecker und ſchaut ſie noch unverwandt ſo an, Rebekka hingegen wendet ihr Auge verſchämt zur Seite, ſteigt aber doch ab, um zu ihm zu kommen.“

Rudolph blickte unwillkürlich auf Eliſabetha, auch er ſchaute ſie mit kühner Sehnſucht an, auch ihr Blick war weggewendet.

Man ging nach einem andern Zimmer. Eliſabetha folgte ſchweigend; ſie war beklommen, denn ſie fürchtete ſich in ſolcher Aufgeregtheit dem Anblick ſo Vieler ausgeſetzt zu ſehen; ſie meinte, man müßte ihr Innerſtes an dem Geſicht ableſen, aber die Leute hatten ganz Anderes zu betrachten.

Man ſchweifte noch lange in den Sälen umher und erfreute ſich an den wohlthuenden Schöpfungen, denen der lange Friede und die Gunſt der Zeit ſo reichen Spielraum gewährt.

Zuletzt erfreuten ſich noch Rudolph und Karl an den wohlgelungenen Büſten ihrer Lehrer Hegel und Gans. — —

Stunden waren vergangen, ohne daß man es wußte; es war Mittag geworden.

„Mich greift das Betrachten der Bilder immer ſehr an,“ ſagte Eliſabetha auf der Straße wieder frei athmend; „es iſt ſo unendlich viel, in einer Stunde ein Werk ganz in ſich aufzunehmen, an dem der Meiſter Monate und Jahre lang gearbeitet, und nun noch gar dieſe Maſſe von Bildern.“

„Das iſt aber bei allem Aufnehmen geiſtiger Productionen ſo,“ erwiderte Rudolph, „wir treten beim Aufnehmen eines Geiſteswerkes wieder in den Moment ſeiner erſten Schöpfung durch den Bildner, ſeinen Urheber. Nehmen Sie eine Dichtung, Sie leſen ſie in einem halben Tag, aber der Dichter bedurfte auch vielleicht Monate und länger zu ihrer Ausarbeitung, jedoch nur zur Ausarbeitung, die eigentliche Schöpfung iſt das Werk eines Augenblicks; da erſtehen plötzlich wie mit Einem Zauberſchlag alle die Geſtalten, ihr Leben und ihre Schickſale im Geiſt des Dichters; die freie Thätigkeit des Geiſtes, unbehindert von irgend einem Stoff, waltet mit einer Schnelligkeit, für die wir kein Maaß, ja faſt keinen Begriff haben; wir, die wir nun das vollendete Werk in uns wiederſchaffen, operiren mit jener unermeßlichen Schnelligkeit ſeines erſten reinen Werdens. Sie kennen den Ausſpruch, ich glaube er iſt von Racine: „Die Tragödie iſt fertig, es fehlen nur noch die Verſe,“ ſo auch iſt bei dem Maler die eigentliche Schöpfung eines Bildes

ein Moment, die Geſtalten ſtehen in ihm und gewinnen dann erſt in Farbe, Licht und Schatten ein äußerliches Leben; gelingt es uns, uns wieder in jenen Moment des Urſprungs hinein zu verſetzen, ſo nehmen wir jenes Werk ganz in uns auf, denn wir ſchaffen es eben ſo ſchnell, rein und immateriell."

„Das werden Sie doch aber nicht beſtreiten, daß das ſehr ermüdend iſt," entgegnete Eliſabetha lächelnd. „Können Sie einen ganzen Band Gedichte, wo die verſchiedenſten Stimmungen und Situationen neben einander ſtehen, in Einem Zuge leſen? Und doch iſt das nur Ein Menſchenleben, aus dem ſich das alles erſchließt." — Eliſabetha konnte nicht ausreden und Rudolph ſeine Erwiderung nicht anbringen, denn Karl ſagte:

„Und ich fühle immer einen geſunden Appetit, wenn ich von der Ausſtellung komme. Ja lacht nur, ich fühle nach jeder Gemüthserregung, namentlich aber wenn ich muſicirt oder viel Bilder geſehen habe, einen ganz uncultivirten Appetit."

Er drang nun darauf, daß man alsbald zu Tiſch eile.

IV.

Nachmittags begab ſich die ganze Geſellſchaft auf das Dampfſchiff, um rheinaufwärts nach dem holdſeligen Nonnenwerth zu fahren. Rudolph war gegen alle Erwartung gewandt und behend in Beſorgung des kleinen Gepäcks der Damen, in Anordnung der Plätze und

dergleichen; er erfreute ſich ungemein an dieſen kleinen Hülfeleiſtungen, denn nichts erquickt ein aufmerkſames Herz mehr, als den Befreundeten, ſei es auch äußerlich, irgend eine kleine Laſt abzunehmen, wenn gleich die gäng und gäbe Galanterie dies zur hohlen Höflichkeit herabgeſetzt hat. — Das Schiff war ungewöhnlich zahlreich beſetzt, Rudolph hatte ſich den Damen gegenüber poſtirt und man überſah vergnüglich das bunte Treiben am Ufer.

Bei einer Wendung des Schiffes ſchien die Sonne Eliſabetha gerade in's Antlitz, Rudolph ſtand ſchnell auf, und ein eigenthümliches Gefühl durchzuckte ihn, als er Eliſabetha eine Zeit lang mit ſeinem Schatten zudeckte.

Unter mancherlei Geſprächen war man in der reizloſen Gegend eine gute Strecke gefahren, als Karl, der ſich zu Bekannten geſellt hatte, ſchnell herbeikam und Rudolph am Arm faſſend ſagte:

„Komm, hör' zu, das iſt eine herrliche Geſchichte, da kann man lernen, wie Alles Mythus wird; ſie ſtreiten ſich dort, welches der welthiſtoriſche Fußſchemel ſei, den der Deutſchreſidenzler dem franzöſiſchen Thiers untergeſchoben; ſieben Schemel ſtreiten ſich darum: der eine behauptet, es wäre ein gepolſterter, der andere, es wäre ein purer hölzerner, der dritte, es wäre ein gußeiſerner, der vierte, es wäre ein dreibeiniger geweſen, und er citirt dafür die Pythia uud alle Hexenweiber; komm!"

Rudolph trat auf die Gruppe hinzu: ſieben Kölner ſtanden auf ſieben Fußſchemeln und einer nach dem andern hielt mit dem den Kölnern eigenen Mutterwitz

eine Schutzrede, daß ſein Unterthan der einzig rechtmäßige ſei. Der Schiedsrichter, ein großer kräftiger Mann, der nach ſeinem Landhaus fuhr, entthronte endlich alle Prätendenten und entſchied, daß es dafür eigentlich gar keinen Fußſchemel, ſondern nur einen Fußtritt gebe. Die Sache war mit Halloh erledigt und wurde dann beim Wein beſchmaust.

„Man ſoll auf Reiſen gehen," ſagte Rudolph, als er zu den Damen zurückgekehrt war, „um alles Vertrauen in die Phyſiognomik zu verlieren."

„Ich gebe ſehr viel auf die Phyſiognomie der Hand," ſagte die Mutter, „namentlich läßt ſich eine gewiſſe Treuherzigkeit daran erkennen."

„Rudolph reichte lächelnd ſeine Hand hin, „Sie ſind brav," ſagte die Mutter, den Druck ſeiner Hand erwidernd.

„Ich glaube," ſagte Eliſabetha, „die meiſten Menſchen ſehen unbedeutender aus als ſie ſind."

Rudolph war hocherfreut über dieſe liebevolle Menſchenbetrachtung Eliſabetha's, ſie begegneten ſich ja in dieſem ſchönen Vertrauen zu Allen; er ſetzte daher hinzu:

„Und das mag wohl beſonders bei uns Deutſchen gelten; ein Spanier, ein Italiener, auch ein Franzoſe mit ſchwarzem Haar, ſtarken Brauen über dunkeln Augen und dem lebhaften Muskelſpiel, ſie prätendiren weit mehr innere Geiſtesthätigkeit als ein blonder, blauäugiger, ſtiller deutſcher Kopf, und doch ſind wir Deutſchen die geiſtigſten."

„Man nimmt ſehr leicht," ergänzte die Mutter,

„den Ausdruck des Temperaments oder der Leidenſchaft für Ausdruck der innern geiſtigen Bewegung.“

Das Geſpräch ſpann ſich noch lang fort und wurde durch mannigfache Anekdoten gewürzt und auf andere Gegenſtände übergelenkt; Eliſabetha war beredter als geſtern, jede Befangenheit ſchien von ihrer Seele gewichen.

Das Dampfſchiff legte in Bonn an, eine große Menge Landleute, meiſt Frauen, ſtiegen aus; mit ihrer gewohnten Tracht, den weißen um das Kinn gebundenen Tüchern, deren lange Enden bis über die Schultern hinabreichten, erſchienen ſie halb nonnenhaft.

Auf ſeine Frage erhielt Rudolph die Antwort, das ſeien Wallfahrer, die nach der „Pützgenskirmes“ gingen; er fuhr ſich ſeufzend mit der Hand über die Stirn, dann erſchien es ihm wieder als eine luſtige Ironie der Zeit, daß die Dampfmaſchinen des neunzehnten Jahrhunderts die Wallfahrten befördern; ein ſtilles Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen.

Man fuhr nun endlich in das Paradies des Niederrheins, das Siebengebirge; wer vermag es, den Zauber dieſes vielgeſtaltigen Juwels mit ſeinen wechſelvollen bunten Sonnenreflexen in Worte zu faſſen?

Unſere Reiſenden ſtiegen in Nonnenwerth an's Land, deſſen geräumiges Kloſter zum bequemen Gaſthof eingerichtet iſt. Hier auf der ſtill umfriedeten Inſel muß man ſtehen, um all die Herrlichkeiten ringsum in die Seele einziehen zu laſſen; der Rhein hat hier, wie in einem mächtigen Finale, alle Kraft und Pracht ſeiner Schönheiten geſammelt, um dann ſtill und ernſt ſeinen Lauf nach dem Weltmeer zu beenden, denn wie nach einer

geheimen Verabredung der Natur enden faſt mit einander hüben und drüben die Berge mit ihren lieblichen Seitenthälern. Da ſteht noch rechts der kühne Drachenfels, das Juwel des vielzackigen Berggürtels, links auf buſchigten Felſen das liebliche Rolandseck, aus deſſen offenem Bogen die Sage vom liebegewaltigen Helden Roland klingt. Die Befreundeten durchſtreiften noch in der eben einbrechenden Nacht die freien Pläne und die ſchattigen Laubgänge der Inſel. Es war Samſtag Abend, von allen Seiten tönten die Kirchenglocken von nah und fern, ſie riefen Willkomm dem morgigen Sonntag; das war ein gewaltiges Klingen und Brauſen, wie von einer unermeßlichen unterm weiten Himmelsdom aufgeſtellten Orgel. Nach und nach verklangen die Töne da und dort, nur von fern tönte eine einſame helle Glocke, wie die Stimme eines Kindes, das ſeine Heimath noch nicht gefunden, bis endlich Alles im ſtillen nächtlichen Schatten ruhte. Die Männer und die Frauen gingen ſtill mit einander, ihre Körper wandelten auf der Erde, aber eine heilige Gewalt hob ihre Seelen hoch über die Welten, ſie ſchwebten in der Unendlichkeit, gemeinſam, eins; ihre Seelen waren ja nur ein Strahl aus der Unendlichkeit, ſie hatten ſich und das All wiedergefunden in der Unendlichkeit.

Rudolph und Karl, die im hohen Dom ſich nicht hatten erheben laſſen, fühlten ſich hier frei und erlöst von aller irdiſchen Schwere im lichten Aether des Alls. —

Wie hoch und gewaltig aber auch der unendliche Geiſt des Alls emportragen mag in der Andacht, nur

eine kurze Spanne Zeit — nach unſerm irdiſchen Maaß gemeſſen — ſchweben wir in ihr.

So auch hatten die Befreundeten ſich längſt wieder freudig auf der Erde gefunden, als ſie noch immer lautlos mit einander gingen.

Es war eine ſternglitzernde wolkenloſe Nacht, kein Mondſchein mit ſeinem wechſelnden Licht ſchimmerte über die Erde, die Berge ſtanden wie in ſtillem Schauer, der Wellenſchlag des Stromes, bei Tage unhörbar, gleitet murmelnd wie mit innerer Befriedigung vorüber. — — Viele mögen vielleicht mit Rudolph die eigenthümliche Empfindung theilen, die das Bewußtſein erregt, ſo mit lieben Menſchen auf einer Inſel eingeſchloſſen zu ſein, eingeſchloſſen, da man nicht unabhängig und frei den Aufenthalt verlaſſen kann; es däuchte Rudolph ſo ſchön, von dem gewohnten Feſtland hinweg, vereint mit Befreundeten auf eine Inſel verſetzt zu ſein; er äußerte dieß und Eliſabetha blickte ihn an, ihre Augen glänzten gleich den Sternen droben. Karl aber ſagte, auf die hell erleuchteten Fenſter des Kloſters deutend:

„Ich finde es ſchön, daß ſich das Comfort mitten in die Naturſchönheiten hinein feſtgeſetzt hat.“

„Ich auch,“ ergänzte Rudolph. „Comfort, Fülle, Reichthum ſtören die Poeſie, die reine Naturfreude nicht, ja ſie vermögen ſie ſogar in mancher Beziehung zu heben; aber ſie ſind nicht die Freude, die Poeſie, das Glück. Das iſt ein großer Irrthum, der durch viele Gemüther der Zeit und ihren Ausdruck, die Literatur, geht, daß, ſeitdem wir die beſchränkte Idylle aufgegeben,

eine ariſtokratiſirende Genußſüchtelei ſich breit macht: da ſoll nun alles Glück ſich nur auf Teppichen und zwiſchen ſeidenen Tapeten bewegen. Das Comfort, der Reichthum iſt angenehm, aber ihr Mangel darf die Lebensfreude nicht im Geringſten ſtören.“

„Mich wird jetzt ein gutes Beefſteak und eine Flaſche Wein gar nicht ſtören,“ ſagte Karl lachend.

Man ging in den Speiſeſaal, der von Fremden aller Art, aus denen beſonders die egoiſtiſch ſchweigſamen Engländer hervorſtachen, angefüllt war. Rudolph traf hier auch Bekannte aus ſeiner Stadt, einen Advokaten mit ſeinen beiden Töchtern; ſo lieb und werth ihm der Mann auch ſonſt war, mußte er ſich doch faſt zwingen, ein paar freundliche Augenblicke bei ihm zu verweilen. Dieſes unmittelbare Hereinragen ſeiner alten Umgebung war ihm ſtörend, er wußte nicht warum. Als nun gar der gute Mann Rudolph bemerkte, er ſehe ganz und gar verändert aus und dabei lächelte, wurde Rudolph glühend roth und fand dieſe Bemerkung höchſt ungehörig; er dachte nicht daran, daß er ſich ſeinen Backenbart hatte abnehmen laſſen, er glaubte, Jeder müſſe ihm die Bewegung ſeiner Seele aus den Mienen leſen. Es ärgerte ihn, daß die Welt nichts ſtill und in ſich begnügt keimen und wachſen laſſe, aber es war auch, als ob dieſe Erſcheinung aus der Heimath eine namenloſe Mahnung an ihn ergehen ließe. Still und in ſich gekehrt kam er zu unſerer Geſellſchaft zurück. Niemand außer Eliſabetha ſchien die Veränderung an ihm zu bemerken, ſie blickte mehrmals verſtohlen rückwärts nach dem Advokaten und ſeinen beiden Töchtern.

Karl war indeß durch das „Comfort“ ſo aufgeheitert, daß er faſt ganz allein das Wort führte, und der reiche Quell ſeiner Laune ſprudelte unaufhaltſam. Der eigentliche Humor, die innere übermüthige Freudigkeit, bedarf keines großen, ja ſie bedarf eigentlich gar keines Gegenſtandes, um ſich daran zu offenbaren; eine komiſche Bewegung, ein Zwicken mit den Augen genügt, um die Andern in das bunte tolle Gewühl der Laune hineinzuziehen. Mit zwei hohlen Eierſchalen agirte Karl und ließ ein Heer neckiſcher Gedanken und Situationen daraus hervorgaukeln: die beiden hohlen Eierſchalen repräſentirten zwei allerhöchſte Mäcene der Kunſt und Wiſſenſchaft, die um künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Antiken-Acquiſitionen rivaliſirten.

Rudolph erfreute ſich noch beſonders an dem herzlichen und ſchönen Lachen Eliſabetha's, an ihrem ſchönen Lachen, denn im Lachen zeigt ſich die unwillkürliche Grazie einer Natur, die auch in den unmittelbarſten und unbeherrſchteſten Affecten nicht über die Grenzlinie des Anmuthigen und Zarten hinausſtreift.

Man war in der heiterſten Laune, als endlich die Gäſte ſich alle in ihre Zimmer begeben hatten, und nun ſprang Karl auf, ſetzte ſich an das Klavier und heute mußte Eliſabetha ohne Widerrede ſingen; ſie ſang zuerſt mit unerwarteter neckiſcher Naivetät das Lied vom kleinen Hans, das mit den Worten beginnt: „Nein, ich will's nicht länger leiden“ ꝛc. und ſodann das „Alp-Horn von Proch,“ ſie ſang ſo frei und leicht, die Töne quollen ſo friſch und voll hervor, daß man es fühlte, ſie that es mit ganzer Seele und innig-

ſter Luſt und dies Gefühl ging auf die Zuhörer über.

„Wie gefällt Ihnen das Lied?“ fragte ſie dann Rudolph.

„Die Melodie iſt natürlich und ſchön, aber der Text iſt doch gar zu läppiſch und allgemein verſchwimmend; er kömmt mir vor, als wäre er aus lauter Reminiscenzen aus andern Liedern zuſammengeflickt, es iſt gar keine einheitliche Empfindung darin. Schade um die ſchöne Melodie!“

„Ach nein, ach nein,“ erwiderte Eliſabetha, „bei einem Liede gilt die Muſik weit mehr als die Worte; das ſind die beſten Lieder, die ohne Muſik nicht Viel und mit Muſik Alles ſagen, erſt da hat die Muſik freien ungebundenen Spielraum; die Gedichte, die man declamiren kann, ſind keine echten Lieder, aber da, wo nur der leiſe Hall einer Empfindung gegeben iſt, da kömmt die Muſik mit ihrem hundertfältigen vollen Klang.“

Eliſabetha ſetzte dieſes Geſpräch noch weiter mit Rudolph fort und ſuchte ihn durch mehrere Beiſpiele zu überzeugen; er geſtand endlich mit innerem Entzücken, daß ſeine bisherige Anſicht vielfach falſch war. — Es liegt ein unendlich wohlthuendes Gefühl darin, ſich von einem geliebten Mädchen ſeine Anſichten berichtigen und ergänzen zu laſſen, das iſt die ſchönſte Herrſchaft, das ſchönſte, ſicherſte Verſtändniß; Rudolph fühlte dies in ſeiner ganzen Fülle.

Karl, dem heute nichts widerſtreben durfte, zwang ſogar ſeine Mutter, daß auch ſie ſang; ſie trug endlich

mit wohlgebildeter, aber etwas unſteter und alternder Stimme das liebliche Lied von Jean Jacques Rouſſeau vor:

L'encens des fleurs enbaume cet azyle,
Le lac est pur, l'air est fraiche et tranquille
Et la paix du soir se répand sur ces lieux;
Oh ma patrie, oh mon bonheur,
Toujours chérie, tu rempliras mon coeur! —

Es iſt ſo ſchön, die duftigſten Blüthen der Zeitbildung auf Generationen zurück an dem Stamm Einer Familie blühen zu ſehen, das giebt der heutigen Bildung etwas Sicheres, Natürliches und Anſpruchloſes, zu dem ſelten eine ſelbſteroberte Bildung gelangt. Rudolph war der Sohn einer ſchlichten Bürgerfamilie, ſein Vater war Briefträger geweſen, und mit ſo inniger Liebe und Verehrung er auch an das ſtille und fromme elterliche Haus dachte, die höheren und freieren geiſtigen Entfaltungen — die leider noch immer an eine gewiſſe Freiheit des Standes oder des Beſitzes gebunden ſind — waren darin fern geblieben; darum berührte dieſes Singen, wie die ganze Bildungsſphäre der Mutter, Rudolph ſo tief; wenn es irgend eine verzeihliche Ariſtokratie giebt, ſo iſt es gewiß nur die der fortererbten freien Bildung. — —

Ein jedes war ſchon zu Bett gegangen, als Rudolph nochmals in das Zimmer Karls kam und ſich zu ihm vor das Bett ſetzte; ſie ſprachen lange davon, wie doch die Univerſität der einzige wahrhaft freie Punkt unſeres heutigen Lebens ſei, ſie hatten einander nie

gefragt, weß Standes ihre Eltern seien, oder hatten es wieder vergessen, ja sie hatten es kaum mehr gewußt, daß sie in verschiedenen Confessionen geboren waren.

„Ist deine Mutter auch katholisch?“ fragte Rudolph.

„Nein, sie ist eine Protestantin.“

„Das war also eine gemischte Ehe?“

„Durchaus nicht, meine Eltern waren nur bürgerlich, nie kirchlich getraut, und doch hat die Welt gewiß nie eine heiligere, vom Himmel gesegnetere Ehe gesehen.“

„Herrlich!“ jauchzte Rudolph; er hätte gern noch andere Fragen hieran geknüpft, aber selbst vor seinem innigsten Freunde konnte er seinen Gedanken keine Worte geben; mit unruhigen Schritten lief er im Zimmer umher, endlich blieb er vor dem Fenster stehen, und hinausschauend nach den sternenbekränzten Bergen fragte er:

„Warum hast du mir in Berlin nie von deiner Schwester erzählt?“

„Vor acht neun Jahren war sie noch ein ganz unbedeutender Backfisch. Was war da viel zu erzählen!“

„Hat deine Schwester schon geliebt?“ fragte Rudolph wieder.

Karl richtete sich im Bett auf, und nach seinem Freunde schauend, sagte er:

„Nein, ich wüßte auch nur zwei Männer, die ihrer würdig wären, nämlich du und ich.“

„Nein! Nein! kein Mann ist eines Mädchens würdig, dessen erste Sehnsuchtsblicke ihn berühren; Niemand, wir auch nicht. Wer bringt dem Mädchen ein volles unberührtes ganzes und reines Leben?“

„O du großer Philoſophiſt!“ lachte Karl.

„Nein, laß uns nicht weiter davon reden!“

Karl kannte dieſe Wendung ſeines Freundes, in die er oft bei gewaltigen Aufregungen verfiel; er willfahrte ihm, denn er wußte, daß er ſelber jeden Zwieſpalt, der ſich in ihm aufgethan, am beſten wieder ausglich; er glaubte, Rudolph würde nun gehen, aber dieſer ſtand wie feſtgebannt am Fenſter und redete lange kein Wort.

„Gute Nacht, Rudolph, nimm das Licht mit, damit du nicht im Dunkeln fällſt,“ ſagte er lächelnd. Rudolph nahm das Licht, reichte die Hand und ging.

Rudolph hatte eine Nacht mit ſchweren Träumen, er wußte nicht, was er geträumt hatte, aber er erwachte mit glühenden Wangen und heftig pochendem Herzen.

V.

In dem friſchen Athem des Morgens, der von der thauglänzenden Landſchaft und den grünen Wellen des Rheines zu Rudolph an dem offenen Fenſter hinaufſtieg, klärte ſich bald die brauſende Unruhe in ihm ab. Heiter ging er hinab zu der Geſellſchaft, die im Saal ſeiner harrte; die Mutter hatte einen Strauß friſcher Feldblumen und Zweige vor ſich liegen, die Eliſabetha auf ihrem frühen Spaziergang geſammelt hatte. — —

Man muß mit neuen Freunden ſich unter ein fremdes Dach begeben, auf Bergen und in Thälern mit ihnen umherſtreifen, da zieht ſich in hundertfältigen Wechſelſchlingungen ein Band des friſchen freien Ver-

kehrs zwiſchen den Geiſtern; man wandelt beiderſeitig auf neutralem Boden und in Einem Tage ſchließt man ſich näher und beſtimmter einander an, als in Wochen und Monaten innerhalb des geregelten, feſtſtehenden häuslichen Lebens. Das bewährte ſich heute mehr als je bei unſerer Geſellſchaft.

Nach einem Gang auf der Inſel ſetzte man nach dem jenſeitigen Ufer über und beſtieg Rolandseck. Es war ein heller friedlicher Sonntagsmorgen; die Rauchſäulen aus den Häuſern ſtiegen gerade empor zum wolkenloſen Himmel. Die Glockentöne ſchwebten über die thauglänzende früchtegeſegnete Landſchaft; es war, als ob die Bäume, Felder und Berge ſelber dieſe Töne ausſtrömten.

Mutter und Tochter gingen vorauf, Karl ging mit Rudolph. Am letzten Hauſe des Dorfes Rolandseck ſaß eine alte Frau weinend am offenen Küchenfenſter und ſchälte Kartoffeln. Karl fragte nach ihrem Kummer und ſie erzählte, ſie ſei die Beßtemutter (ſo nennt man am Niederrhein die Großmutter) des Hauſes, und droben läge ihr Enkelchen, das heute früh geſtorben ſei; ſie bat die „lieben Herren," ſie möchten ihren neunjährigen Johann nur ſehen, er ſei ſchon in ſeinem Leben ein Engel geweſen, ſo gut und ſchön und lieb, und jetzt ſähe er gerade aus wie das Muttergotteskind.

„Ich habe noch nie einen Todten geſehen," ſagte Rudolph.

„Was? Nun kömmſt du augenblicklich mit hinauf."

„Nein, nein, jetzt nicht."

„Jetzt, gerade jetzt, du mußt; ſchämſt du dich nicht dieſer Weichherzigkeit? Komm!"

Rudolph kannte den eiſernen Willen ſeines Freundes, zögernd und zagend folgte er ihm den kleinen Rain hinauf, wo das ärmliche, aus Lehm gebaute Häuschen ſtand; ſie traten ein, der Vater klagte ſeine Noth, daß er die Beerdigungskoſten nicht erſchwingen könne, da man noch dazu das todte Kind nach einem andern Dorf auf den Kirchhof bringen müſſe; die Freunde theilten ihm mit, was ſie entbehren zu können glaubten.

„Die Herren wollen unſern lieben Johann ſehen," ſagte die hinzutretende Beßtemutter.

„Ja, ja," ſagte der Vater, und ging den Beiden voran eine ſchmale ſchwankende Treppe hinauf nach einer Dachkammer. Auf dem Boden in weiße Linnen gehüllt, auf einem Gebreite von Stroh lag hier ein ſchöner langgeſtreckter blonder Knabe, er hatte die Hände auf der Bruſt gefaltet, die Wangen glühten noch im letzten Roth, nur um die geſchloſſenen Augen zeigte ſich die Todtenfarbe; eine brennende Oellampe ſtand zu Häupten des Kindes und erleuchtete die dunkle Kammer ſpärlich. Karl näherte ſich dem Kinde und legte ſeine Hand auf deſſen Mund. Rudolph ſtand ſtumm und ſtarr zur Seite, kein Wort wurde geredet und ſchweigend ſtiegen ſie wiederum die Treppe hinab.

„O Gott, o Gott!" ſagte Rudolph händeringend, als ſie wieder auf dem Wege waren, „das iſt der Tod! Wer all die tauſendfachen Verſchlingungen von Jubel und Kummer, Leben und Tod, die durch jede Secunde hindurchziehen, zuſammenfaſſen könnte — es wäre ein ſinnverwirrender Gedanke. Hier draußen iſt Alles Luſt und Leben, die Sonne leuchtet ſo ſchön, die

Berge, der Strom, Alles unendliches freudiges Leben, und dort beginnt ein Menſchenkind den ewigen Schlaf! Karl, laß uns froh, laß uns glücklich ſein und glücklich machen, ſo lange wir leben; der Abend kömmt ſo bald, ſo bald. Es gab eine Zeit, da glaubte ich freudig ſterben zu können, ich glaubte, mein beſtes Leben läge hinter mir, jetzt, jetzt, ich will noch nicht ſterben, ich will noch leben, mein Leben fängt erſt an."

Die beiden Freunde umarmten und küßten ſich, gleichſam als Bewährung, daß ſie noch lebten.

Sie verabredeten nun, daß ſie dieſes Zwiſchenereigniß den Frauen nicht mittheilen wollten. „Wir können und müſſen das in uns verwinden," ſagte Karl. „Und," ſetzte Rudolph hinzu; „wenn wir nicht Alle eine gemeinſame Betrübniß im Hintergrund haben, ſind wir unmittelbarer genöthigt, ſie zu beſiegen."

„Es gebührt dem Mann," ſagte Karl, „Manches ſtill in ſich zu überwinden."

„Dieſer Anſicht bin ich nicht, aber komm."

Die beiden Freunde rannten nun im Wettlauf den Berg hinan und kamen erheiterter bei den Frauen an, denn die anſpannende Aufregung der phyſiſchen Kräfte befreit leicht von ſeeliſchem Schmerz.

Karl hatte ſich zu ſeiner Mutter geſellt. Rudolph ging mit Eliſabetha, er erzählte ihr, daß ſie ſich bei einer bedrängten Familie aufgehalten und wie traurig es ſei, daß unſere Kräfte zu ſchwach ſeien, den Menſchen zu helfen, wie viel weniger ſie eigentlich zu erfreuen.

„Die ſchönſte Freude," ſagte Eliſabetha, „iſt doch die Wohlthätigkeit."

„Wohlthun," erwiderte Rudolph, „wie ſchön und wahr iſt das deutſche Wort; wie wenig Menſchen bringen es zu der ſchönen Seelenſtimmung, daß ſie demjenigen, dem ſie Hülfe leiſten, auch wohlthun, ihm Vergnügen bereiten! Um das nackte bloße Leben durchzuſchleppen, dazu braucht man nicht Menſch, dazu kann man Thier und Pflanze ſein, die eben haben, was ſie zur Noth bedürfen; der Menſch genießt das Leben dadurch, daß er die bloße Friſtung deſſelben erhöht."

„Ja wohl, ich verſtehe, was Sie meinen. Man muß dem Bettler nicht nur Brod, man muß ihm, ſo oft man kann, auch Butter dazu geben, pflegt meine Mutter zu ſagen."

Rudolph hörte mit ſtillem Erquicken dieſe Worte. Durch eine leicht erkenntliche Ideenverbindung dachte er jetzt an die vor ſein Bett gelegten Predigten von Schleiermacher, er fragte Eliſabetha geradezu, ob ſie dieſelben in den letzten Tagen zur Hand gehabt; ſie ſprach ihr Nein in ſo unbefangenem Ton, daß Rudolph nun ſicher war, ſie aus der Hand der Mutter empfangen zu haben. —

Man kam aus dem Wald auf den ſchön geebneten Weg, der zur Ruine führt. Rudolph fühlte ſich jetzt ſchon faſt ganz befreit von der drückenden Pein, die auf ihm gelaſtet hatte, die volle Federkraft ſeines jugendlichen Gemüthes ſchnellte ſie alsbald wieder zurück. In einem Zeitraum von wenigen Stunden konnte er die verſchiedenſten Empfindungen nach ihrer Tiefe und Breite in ſich durchdringen und kund werden laſſen, das nannten dann viele Leute, die den Verlauf der

Empfindungen nach ihrem eigenen Zeitenmaß meſſen, Veränderlichkeit oder Leichtſinn, und in der That, es war Beides, aber in einer höheren gerechteren Bedeutung. Wer aber kann und darf die unendliche Schnelligkeit des Gedankens nach ſeinem endlichen perſönlichen Maßſtabe meſſen?

Man ſtand nun oben bei der Ruine und ſchaute wonneſelig hinaus in die ſonnige Landſchaft: nach der ſtillen Inſel drunten, die der Strom liebend umfängt, nach der Bergeskette drüben und den Dörfern rings umher. Man gedachte liebend und dankbar des phantaſiegewaltigen jugendlich freien Freiligrath, auf deſſen Geſang ſich die alte Sage neu bewährte und die Steine ſich zum Baue fügten; der wackere „Rolandsknappe" hat der Gegend ihre ſchönſte Zierde, den Rolandsbogen wieder gegeben. So mächtig war der Eindruck dieſer Ausſicht, daß ſelbſt ein Engländer auf Rudolph zukam und ihm ſein Entzücken ausdrückte.

Karl erklärte dann ſeinem Freunde die Beſonderheiten der Umgegend und weidete ſich an deſſen Entzücken.

„Fridolin," ſagte er, „mir iſt's, wenn ich dir ſo das Alles zeige und in deine Seele einpflanze, als ob ich dir das Alles ſchenkte, daß du es mit mir theilſt, und doppelt freut mich's, daß es meine Heimath iſt; ſieh', das hat mir Alles meine gute Pathe Heimath um die Wiege geſtellt."

Eliſabetha ſah ihren Bruder groß an, ſolches Herauskehren ſeines Innern war äußerſt ſelten bei ihm, und Rudolph erwiderte:

„Erinnerſt Du dich noch Deines Spruches, den du in guten animirten Stunden auf der Univerſität hatteſt? Hören Sie meine Damen: „„Freund Fridolin, du biſt mein einziger Freund — ich habe hundert Burgen im Gaue, ſie ſeien dein!““

Rudolph declamirte das mit ſo komiſchem Pathos, daß Alle lachten, dann fuhr er fort: „Aber du mußt auch noch ſelber neue Freude an dieſer bezaubernden Herrlichkeit haben, nicht blos Freude an meiner Freude, das wäre mir zu viel.“

„Sie haben Recht,“ ſagte die Mutter, „mir iſt es immer unangenehm, wenn mir Jemand ein Buch vorliest, das er ſchon oft geleſen; es iſt beſſer, wenn man gemeinſam die gleichen oder wenigſtens die ähnlichen Ueberraſchungen hat; liest man auch nicht ſo gut und weiß man auch nicht ſo ſicher den Weg voraus, wo man etwa ſtolpern kann oder wo die Natur und der Autor Punktume und Gedankenſtriche gemacht, ſo hat man doch auch das Gemeinſame.“

„Liebe Mutter, das iſt bei einer großartigen Gegend ganz anders wie bei einem Buch,“ ſagte Eliſabetha, „eine großartige Gegend iſt mir wie eine große Muſik, man muß ſie oft und gut ſpielen und hören, um das Geſammte und alle die verſteckten Einzelheiten recht durchzufühlen und zu verſtehen; eine tragbare Melodie und einen hervorſtechenden Punkt, das behält man leicht, aber das Beſte iſt oft das, was man nicht ſo ſchnell weg hat.“

Das Geſpräch wurde nicht fortgeſetzt. Die Geſellſchaft ſaß auf einer Bank, von der man die volle

Aussicht genoß; Jedes schien sich fast innerlich darüber zu ärgern, daß man hier in dieser herrlichen Höhe in solchen Diskussionen sich bewegte, Jedes hätte gern dem Andern den vollen Genuß dieser reinen Naturfreude mit Einem Wort in die Seele geströmt und doch blieb fast nichts übrig als die gewohnten Ausrufungen: herrlich! himmlisch! — —

Mehrere Stunden später treffen wir unsere Gesellschaft jenseits auf dem Drachenfels. Die Ueberfahrt war schön und heiter, vierstimmig sang man das Claudius'sche Rheinweinlied — nächst dem Liede vom Prinzen Eugen wohl das einzige, das alle Deutschen aller Gaue singen können. — Wenn man in unserer denkmalsetzenden Zeit noch eine Anregung zu einem Denkmal geben möchte, so wäre es wohl die, eine einfache Statue des Wandsbecker Boten am Rheine aufgestellt zu sehen, etwa in dem leeren Säulentempel auf dem Niederwald, von wo man den größten Theil des weinseligen Landes überschaut. Karl äußerte diesen Gedanken und Rudolph hielt aus dem Stegreif sogleich eine übermüthig überschwängliche Rede bei Enthüllung dieser Denkmalsidee; er zeigte, wie eigentlich alles Lob dem Urheber der Idee gebühre und man ihn preisen müsse, sodann wieder den, der diesen Lobpreis ausspreche, dann den, der ihn anerkenne u. s. w. Ueberhaupt war Rudolph in so gewaltiger innerer Erregtheit, daß er das Fernliegendste und Barockste herbeibrachte. — Mit jugendlicher Turnfertigkeit sprang und kletterte er

dann behend auf der Ruine umher, er wußte und wollte nichts mehr von all der Würde und Haltung, die ihm ſein Lehrerſtand angezwängt hatte, er war wieder ganz der waghalſige Jüngling und freute ſich, aus dem hohen Fenſter des halbzerſchmetterten Thurmes, den Klang, der ſeine Seele erfüllte, in alle Welt hinauszurufen und zu jubeln, und doch hatte er den Muth nicht, ihn ganz und voll hinauszurufen; zwiſchen jeder Silbe eine Pauſe machend, ſo daß ihn Niemand verſtehen konnte, rief er daher im Choraltone:

E—li—ſa—be—tha!

Eliſabetha kam zufällig herbei, ſie ſah Rudolph in der gefährlichen Lage und rief, die Hände zuſammenſchlagend: „Ach Gott! bitte, ſteigen Sie herab, mir zulieb; es iſt ja gräßlich, wie Sie da oben hängen;“ ſie hielt ſich aus Furcht die Augen zu. Das Wort und die Betonung „mir zulieb“ drang Rudolph in die Seele, aber ſeine hohe Stellung gab ihm eine übermüthige Keckheit und er rief:

„Ich capitulire; geben Sie mir eine Hand, wenn ich glücklich herabkomme?“

„Ach Gott, kommen Sie doch herab!“

Rudolph ſtand ſchnell vor Eliſabetha, er faßte ihre Hand, ſie wehrte ihm nicht, er hielt ſie lange feſt. Wie nach einer inneren Verabredung ſetzten ſie ſich dann auf den Raſenvorſprung vor dem Thurm. Lange ſahen ſie ſtill hinaus und ſogen mit den Blicken all das große friſche Leben ein, das vor ihnen ausgebreitet war, und wie durch einen magiſchen Zug blickten ſich dann beide wieder an und in dieſer flüchtigen aber

tiefen Begegnung ihrer Blicke ſahen ſie in ihren Augen weit mehr als all' die Pracht und Herrlichkeit da draußen. Rudolph mußte an ſich halten, um Eliſabetha nicht um den Hals zu fallen; eine unſichtbare Hand ſchien ihm abwehrend zu winken.

Endlich ſagte Eliſabetha: „Wäre es nicht möglich, das Bewußtſein aller der Verhältniſſe, die drin in den Städten, zwiſchen den Mauern und Möbeln an uns hängen, abzulöſen, ja ſogar unſer Selbſtbewußtſein aufzulöſen und in und mit der Natur blos zu ſein, mit der Blume zu blühen.“ —

„Die indiſchen Heiligen,“ erwiderte Rudolph lächelnd, „verſuchen ſo etwas, ſie bohren ſich in den Mittelpunkt des Allbewußtſeins hinein, löſen ſich ſelber auf im Gedanken des All, im Gedanken Gottes, feſtgewurzelt an einen einzelnen Punkt machen ſie ſich vom Menſchen zum Baum, ertödten alle freie, perſönliche, geiſtige und körperliche That, leben im All als Menſchenpflanzen; aber im bloßen Naturleben degradiren wir uns von unſerem Menſchenrange; wenn wir uns in menſchliche Beziehungen hineinleben, ſind wir größer als wenn wir uns in die bloße Natur verſenken, auflöſen und verlieren.“

„Sie greifen mir zu hoch, oder ich muß mich nicht recht ausgedrückt haben,“ — bemerkte Eliſabetha — „ich meine nur das: mir gälte es als das Höchſte, wenn wir als reine Natur mitten in das reine Naturleben außer uns treten könnten; das unendliche ſtillſelige Mitempfinden in uns walten und aus uns herausklingen ließen, nichts von Reflexion und überhaupt

nichts von allem Dem hinzuthäten, was wir nur als Menſchen erfahren.“

„Nein, mit dem Verſenken in die Natur, in's Allgemeine, werden wir bloße Geſchöpfe, während wir als Menſchen gewiſſermaßen auch zugleich Schöpfer ſind; nicht das Lyriſche, der unmittelbarſte und reinſte Naturlaut, ſondern das Dramatiſche iſt das Höchſte, wir ſchaffen hier eine neue Welt, eine Menſchenwelt; es iſt weit höher, wenn wir uns frei und ſelbſtändig mitten in der feſtſtehenden Natur bewegen und ſie in uns aufnehmen, als wenn wir uns von ihr aufnehmen laſſen.“

Eliſabetha glaubte ſich noch immer nicht recht begriffen, ſie ſagte daher:

„Ich will Ihnen das, was ich meine, an einem Beiſpiel erklären: nicht die Vokal- oder Wortmuſik iſt das Höchſte, da ſind wir noch immer an menſchliche Gedanken, Begriffe und Empfindungen gefeſſelt; die reine Inſtrumentalmuſik iſt das Höchſte, Unendliche, ſie iſt das, was man das unendlich Lyriſche nennen möchte, da ſind wir nicht mehr an menſchliche Worte und Begriffe gebunden, frei und allgewaltig leben wir im All, ich weiß nicht mehr, daß ich Schweſter, Tochter bin, da lebt man außer- und übermenſchlich; ſo auch, meine ich, ſollten wir in der Natur leben können.“

„Ich verſtehe Sie wohl, aber dieſe Inſtrumentalmuſik wird auch oft und meiſt zum Maßloſen, Verſchwimmenden, Zerfahrenen, und verliert dadurch allen geſunden Halt und wahren Gehalt; dieſes Bettiniſiren

wie ich es nennen möchte, ist nicht, wie Sie es bezeichnen, übermenschlich, sondern — wenn man so sagen kann — untermenschlich. Alles, was keinen sichern, festen Boden mehr hat, sondern eben gerade in's Blaue hinein irrlichtelirt, wird leicht aus Uebersinn zum Unsinn. Wir können und dürfen Alles um uns her blos mit Gedanken fassen und handhaben; in Worte gefaßten Blumenduft und Sonnenschein als solchen kann es für uns nicht geben; wir fassen Alles nur mit unserer menschlichen Natur, das scharfe, bestimmte, feste menschliche Denken und Fühlen ist ebenso gut Natur wie Alles da draußen, nur eine höhere, freiere; das feste, volle menschliche Wesen ist höher als alles bloße Naturleben; wir leiten den Strom und seine Schiffe und stehen selbst frei darüber; ist es nicht weit schöner, daß wir alles Das da draußen und hier uns selbst zugleich bewußt in uns haben?"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar," sagte Elisabetha, nach einer Weile aufstehend, „so Vieles wird mir durch Sie klar; unser Karl geht mit mir auf solche Besprechungen gar nicht ein, er läßt mich allein in allen Irrthümern stecken." — —

Man schickte sich zur Heimkehr an; Rudolph ging mit Elisabetha; er, der sich bemühte, die Natur mit seinem Geiste zu beherrschen und ihre Wirkung zu vermenschlichen, war dagegen auch leicht gewohnt, sie zu symbolisiren; so erschien es ihm jetzt als symbolisch, daß er mit Elisabetha sich während der Grenzscheide des Herbstes wie im Hochsommer ihres Daseins gefunden: wie die Frucht die vollendete Blüthe, so war ihm

die Erkenntniß die Frucht des urſprünglichen Blüthenlebens, des Gefühls; viele Blüthen und viele Gefühle müſſen fallen, und nur wenige reifen zur Frucht und Erkenntniß.

Rudolph und Eliſabetha hatten ſchon am erſten Abend faſt unbewußt ihre Kindheitsgeſchichte, ſo zu ſagen ihr mythiſches Leben einander offenbart; jetzt waren ſie ſchon ſo weit in ihrem gemeinſamen Leben, daß ſie Urſprung und Anfang deſſelben mit einander wieder überſchauten. Das war das ſicherſte Zeichen, wie tief und vielverzweigt dieſes gemeinſame Leben Wurzel geſchlagen hatte; denn nur an einem lieben Verhältniß, das wir als feſt und unwiderruflich geſchloſſen betrachten, wagen wir es und ſind wir geneigt, deſſen Grundlage zu unterſuchen. Rudolph ſchilderte ſeine wunderbare Erregtheit, als er ſich ihrem Hauſe nahte und wie ein geheimer Zauber ihn vor den verſchloſſenen Thüren feſthielt; als er nun fragte, warum ihm doch endlich geöffnet worden ſei, ſagte Eliſabetha:

„Es geht mir mit der verſchloſſenen Wohnung wie mit meinem Herzen; oft, wenn ich allein bin, ſchließe ich mein Zimmer mit dem Vorſatz, ganz allein zu bleiben und Niemand, klopfe wer da wolle, hereinzulaſſen; klopft aber Jemand, ſo ſpringe ich faſt unwillkürlich auf und öffne; ich meine immer, wenn ich es nicht thue, geht Jemand wieder fort, der mir gerade recht nahe ſteht, ich ſchäme mich, zuerſt ſo kalt zu fragen: wer iſt da? und auch mich ganz ſtill zu halten und zu verläugnen. Meine Mutter ſagte oft, wenn es Nachts am Hauſe klingelte: das ſind gewiß wieder

böſe Buben, aber es waren auch ſehr oft Freunde, die dadurch in Wind und Wetter draußen warten oder wieder umkehren mußten.“

„Und mit Ihrem Herzen iſt es ebenſo?“

„Ja,“ ſagte Eliſabetha, und in ihrem Ton lag eine Hoheit und ein Adel der Seele, daß ſie alle gewohnte Beſcheidenheit weit überflog, „ja, ich geſtehe, ich kann nicht anders; alle Vorſätze, es nicht zu öffnen, verſchwinden, ſobald ich einen Seelenklang vernehme, der wirklich hindurchdringt.“

„Das iſt gut und brav von Ihnen.“

„Gar nicht, es iſt gar kein Verdienſt dabei; iſt es brav von mir, daß ich athme?“

So ſprachen die Beiden; nicht die leiſeſte Ahnung, daß ſolches rückhaltsloſe Ausſprechen vielleicht ungehörig ſein könne, regte ſich in ihnen. Hell und klar ſtand die Ueberzeugung in ihnen, daß ſie ihre tiefſte Seele erkannt hatten.

Iſt es wahr, daß die ſtill beſeligende Heiligkeit der Liebe aufhört, wenn man ſie denken und erkennen will? Das iſt daſſelbe, wie daß man Gott nur glauben, nicht denken, erkennen dürfe und könne; nein, die Erkenntniß iſt Gott und Gott iſt die Liebe, die Andacht und die Liebe ſind in der Erkenntniß nicht mehr überſchwengliche vorüberrauſchende Momente, ſie ſind ſtet und ſtändig, die Liebe ſchwebt nicht mehr unerkennbar und unfaßbar über dem Leben als übernatürliche Offenbarung und wird als das Wunder des heiligen Geiſtes über daſſelbe ausgegoſſen, ſie iſt die innewohnende Verklärung jedes einzelnen Punktes, aus dem

ſich der Lebenskreis zuſammenſetzt, der in ſich unendlich und doch ſtets geſchloſſen iſt. — Solche Gedanken bewegten ſich in Rudolph, denen er gleichſam als lauten Schlußſatz hinzufügte:

„Von uns gilt buchſtäblich und höher, was die Schrift ſagt: Suchet, ſo werdet ihr finden, klopfet an und es wird euch aufgethan.“ Weiter konnte und wollte er nichts ſagen, denn ſo frei und unverhüllt ſich ihm auch Eliſabetha gegeben, ein unerklärbarer Gedanke hielt ihn ab, dies ſchöne Leben ſelig zu umfangen.

Die Sonne begann zu ſinken und ihre letzte Pracht als Scheidegruß über die Erde auszubreiten, da ſtanden zwei hochbewegte Herzen am Ufer des Rheines und harrten ſtill des Schiffes, das ſie heimwärts bringen ſollte.

Man fuhr ab. Als es Nacht geworden, blieben die Frauen in der Kajüte. Rudolph ging auf das Verdeck, er bat Karl, ihn ganz allein zu laſſen und ſetzte ſich in eine Ecke, ſich ſtill in ſich zuſammennehmend.

Es iſt eine ſchöne kirchliche Sitte, vor dem Abſchluß einer Lebensperiode durch den Anſchluß an ein neues, durch die Ehe angetrautes Leben, noch einmal vor Gott die ganze Vergangenheit und ihre Geſtaltung prüfend und läuternd aufzuerwecken. Rudolph aber ſtand ſchon lange außerhalb alles kirchlichen Verbandes und auf dem brauſenden Dampfſchiff unter der ſternenglänzenden Himmelswölbung führte er all ſein Leben und Denken vor ſein innerſtes Gewiſſen.

Lachend und heiter ſtieg ſein Jugendleben herauf, die ſtill vergnügte Zeit des erſten Lernens, da man den erſten Blüthenduft aus Hellas und Rom in ſich einſaugt und noch kein Wohin und Warum kennt. Dann kam die trübe Zeit, hinausgeſtellt in die fremde Welt, einem Beruf zuſtrebend; die erſte Saite riß, die Frömmelei riß ſeinen erſten Jugendfreund aus ſeiner Seele; da kam dann das wilde Heer der Zweifel und Fragen. Wer ermißt die Qualen, die den einſam forſchenden Geiſt wachend und träumend heimſuchen? Da ging er hin durch das Leben und er konnte es nicht faſſen, denn der Geiſt, das Geſetz, Gott war ihm daraus gewichen; oft in ſtiller Nacht hob es ihn weit hinauf, bis ſein Haupt endlich wie an eine eiſerne Decke anprallte und er vernichtet zurückſank. Da zog ſtill und feierlich der Geiſt der Erkenntniß, die Philoſophie endlich in ſeine Seele ein, eine kräftige Freundeshand legte ſich wieder in die ſeine, das Leben feierte in ihm ſeine verklärte Auferſtehung. Bald ſah er ſich einem Beruf hingegeben, ſeinem Geiſte entſprechend, aber noch fühlte er in ſeinem Daſein eine Lücke; er wanderte oft hinaus nach dem ſtillen Dorf zu einem naheverwandten und vielfach gleichgeſinnten Geiſtlichen ... Hier hielt Rudolph plötzlich inne. Marie, die Tochter des Pfarrers, ſtand vor ihm in der ganzen Fülle und friſchen Geſundheit ihrer Erſcheinung, er betrachtete oft mit ſtiller Luſt ihre fröhliche Arbeitſamkeit, er erfreute ſich an einzelnen Worten von ihr, die der Ausſpruch einer kindlich heiteren Seele waren, oft begleitete ihn ihr Bild, wenn

er nach Hauſe ging, oft trat es zu ihm in ſein einſames Studierzimmer, und wenn er wieder den Weg hinaus nach dem Dorfe einſchlug, trat es ihm wohl zuerſt entgegen; er geſtand ſich, daß ihr Dortſein nicht minder als die weiſen Reden des Vaters ihn hinauszogen; oft ſaß ſie arbeitend dabei, wenn er ſich mit dem Vater beſprach, nur bisweilen ſchaute ſie auf, er glaubte in ihren Blicken, wenn auch nicht ein Verſtändniß, doch eine ſinnige Theilnahme an dem Geſpräch wahrzunehmen. Nie richtete Rudolph ein Wort an ſie, um ihre Gedanken und Gefühle auf ſich zu lenken, aber er wußte es, ſie wollte ihm wohl, ſie reichte ihm ſo treuherzig die Hand, wenn er kam und ging, und hatte ihn zur letzten Weihnachten ſo ſchön beſchenkt.

Nach und nach ſtieg in Rudolph der Gedanke auf, ſie als ſeine künftige Lebensgefährtin zu betrachten, ſeine Pulſe klopften gleichmäßig, wenn er ſich dieſem Gedanken hingab, aber er ſah ſie mit friedlichem Genüge in häuslicher Wirkſamkeit. Oft fragte er ſich: iſt das die Liebe? Dann ſagte er ſich wieder: dein grübelnder Geiſt iſt keiner andern fähig. —

Jetzt richtete er ſich plötzlich raſch auf, das Bild Eliſabetha's ſtand vor ihm mit all der Schwungkraft und Innigkeit ihrer Seele: „Nein! nein!“ ſprach er laut vor ſich hin. Die Hand an die heiße Stirne gelegt, wandelte er auf dem Verdeck auf und ab, er quälte ſeinen Geiſt, indem er ihn der Wandelbarkeit zieh: „Gute Marie,“ ſagte er, „wir können jetzt nicht mehr glücklich mit einander ſein; ahnteſt du es wohl, als ich dir verſprach dir etwas von der Reiſe mitzu-

bringen und du abwehrend erwiderteſt: ich danke, und der Vater hinzufügte: bringen Sie mir nur ſich ſelber wieder? — Ich bin euch unwiederbringlich. — — Darf ich aber Eliſabetha ein Leben bieten, deſſen tiefſte Keime ſich einer Andern erſchloſſen, wenn auch verborgen und ungeahnt von ihr? Für ein volles Leben biete ich ein zerſtücktes.“ — Er ſtand lange ſinnend ſtill.

„Und doch, ich muß,“ ſagte er wieder, „einſt in alten Tagen galt es als Symbol der ſiegenden Majeſtät und Wunderkraft der Liebe, daß die Liebenden durch Feuer und Waſſer ſchritten; wir aber ſind auf den brennenden Sonnenhöhen und in den kryſtallenen Meerestiefen des Gedankens einander begegnet und haben ſie durchſchritten. Ein Geiſt, Ein Leben wohnt in uns und was noch unerkannt und ſtill verborgen in uns ruht, wir wollen es liebend tragen und heilig achten; o Seligkeit, als wir uns erkannten! Du biſt Geiſt von meinem Geiſte! Komm, Eliſabetha, durch alle Wandlungen des Lebens tragen wir den einen einigen Sinn, du biſt mein!“

Lange noch ſchaute Rudolph ſtill und friedlich hinaus in den dunkeln, brauſenden Strom, bis endlich die blinkenden Lichter und das Läuten der Klingel ihn erinnerte, daß ſie bei Köln waren; in dem Gewirre, das nun entſtand, erkannte er ſchnell Eliſabetha, er nahte ſich ihr und ſie fragte verwundert:

„Wo ſind Sie denn?“

„Bei Ihnen, und ich hoffe, wir bleiben's.“

Er bot Eliſabetha den Arm, und ohne auf die Mutter und Karl zu warten, zog er ſie ſchnell voraus,

bis ſie aus dem Gedränge waren; dann, in einer ſtillen Straße faßte er ihre Hand, ſah ihr in die Augen und ſagte:

„Eliſabetha, darf ich Sie — dich ſo nennen?“

„Rudolph,“ erwiderte ſie leiſe.

Auf der geheiligten Schwelle ihres Hauſes beſiegelten ſie ihren Liebesbund mit dem erſten Kuß.

Als Karl und die Mutter nach Hauſe kamen, traten ihnen Rudolph und Eliſabetha Hand in Hand entgegen und baten um ihre Zuſtimmung zu ihrer Vereinigung.

Karl umarmte ſeinen Freund ſo heftig, daß dieſer laut aufſchrie, die Mutter aber küßte Beide auf die Stirne und ſagte: „Gott ſegne euch, meine Kinder!“ —

Wer beſchreibt die Seligkeit, die in der Straße Sanct-Marien am Capitol heute Abend ihre Lichter anſteckte? — Wir ziehen uns ſtill zurück, denn bei einem innigen Familienfeſte ſind fremde, wenn auch noch ſo theilnehmende Augen, doch immer fremd. Wer das Glück genoſſen und genießt, ein Weſen außer ihm ganz und voll ſein zu nennen, der rufe ſich die erſte Stunde des vollen gewiſſen Empfanges zurück; wer es noch nicht genoſſen, frage die zitternden Pulſe ſeines Daſeins. —

Wie ſelig blickte Rudolph in den ſonnigen Tag, als er am andern Morgen Arm in Arm mit Eliſabetha hinauswandelte in die Straßen, ihm war ein neues Leben außer und neben und in ihm gegeben; alle Vorübergehenden ſchauten freudig nach den Beiden, auf deren Antlitz ein Freudenglanz ſchwebte; ein armer

Knabe bot ihnen Blumen an, Rudolph reichte ihm ein Geſchenk dafür und gab die Blumen Eliſabetha.

Sie gingen immer weiter bis hinaus vor das Thor, wo ſie endlich Leichenſteine, ſtill und ernſt gereiht, erblickten, ſie traten in den Kirchhof, Eliſabetha führte Rudolph nach einem Grabe, darauf die Inſchrift war: „Hier ruht von des Lebens Freude, Müh' und Arbeit Friedrich Meurer."

Die erſten Blumen, die Eliſabetha von Rudolph empfangen hatte, legte ſie auf das Grab ihres Vaters, dann reichten ſie ſich ſtill und andächtig wie über der Ewigkeit die Hände; ſtill und andächtig, feſt aneinandergeſchloſſen, ſchritten ſie darauf von dannen.

Was iſt Glück?

Edmund — so nennen wir bei seinem Vornamen einen hochgewachsenen, noch nicht lange von der Universität zurückgekehrten jungen Rechtsgelehrten — Edmund hatte das, so wunderbar ergreifende Büchlein von Clemens Brentano: „die Geschichte der schönen Annerl und des braven Casperl" zu Ende gelesen; feierliche Stille herrschte in dem Hörerkreise, jede Brust holte tief Athem; so hatte das einfache Schicksal einer Dienstmagd und eines Soldaten Alle tief erschüttert. Da saß die Hofräthin Romann und trocknete sich unverhohlen die Thränen, neben ihr Meta und Antonie, ihre beiden Töchter; Antonie hielt die Arme auf der Brust übereinander gepreßt, gleichsam noch als äußere Schutzwehr gegen ihr heftiges Herzklopfen, eine Thräne hing in ihren Wimpern, sie blickte in ihren Schooß; Meta trocknete sich mit ihrer linken Hand ebenfalls die Thränen, ihre Rechte spielte mit der Troddel an dem Gürtel ihres Kleides. Neben ihr saß die Majorin von Schmidtfelden, sie spielte das holländische Daumenspiel, und hatte, sei es aus Rührung oder Mißbehagen, die Unterlippe mit den Zähnen eingekniffen; ihre Tochter Rosette, die etwas rückwärts saß, richtete die in Unordnung gekommene Halskrause ihrer Mutter wieder zurecht.

Die Männer standen oder saßen hier und dort.

Edmund ſah mit ſtillem Genügen dieſe lautloſe Bewegung in den Gemüthern Aller; er fühlte, wie Niemand es wagte, dieſes Wogen und Wallen in dem Herzen des Andern durch ein Wort, durch eine Sylbe anzurufen oder abzuleiten. Kaum einige Sekunden hatte dieſe lautloſe Stille gedauert, als Edmund auch ſchon zu bemerken glaubte, wie dieſe hochgetriebene Aufregung mißbehaglich zu werden begann; denn nur Wenige vermögen es, durch enthuſiaſtiſche Ausſprache oder durch lautloſe Stille ihr eigenthümliches Gemüthsleben vor Andern zu offenbaren, falſcher Schein, Unnatur und falſche Schaam haben uns ſo einander entrückt, daß der heilige Geiſt der Liebe und des Mitgefühls, der jede Bruſt bewohnt, ſich ſcheu vor den Augen Vieler verhüllt, und nur tief dem eignen Gemüthe oder dem einzigen, das wir uns angeeignet, ſich erſchließt; unſer Fühlen und Empfinden ſpricht ſich nicht mehr wie im Alterthum im Chore aus, deſſen gewaltige, in Eins gebundene Stimmen ſich tragen, heben und verſöhnen; nur in einſamen Monologen oder im Widerhall einer einzigen Seele vermögen wir es, die tiefſten Töne unſeres Herzens hinausklingen zu laſſen.

Sei es nun, daß dem Hofrath dieſe Pauſe mißbehaglich wurde, daß ihn der Kitzel der Ironie beſchlich, oder daß er in der That die von ihm ausgeſprochene Vermuthung hegte, genug, er trat auf Edmund zu mit den Worten: „Sagen Sie, iſt dieſe Geſchichte nicht nach einer wahren Criminalgeſchichte bearbeitet?“

„Nein,“ antwortete Edmund kurzweg; es war ihm,

als ob durch dieſe in halb amtlichem Ton aufgeworfene Frage plötzlich all der duftige Schmelz von der Dichtung weggewiſcht würde.

„Die Geſchichte iſt gräßlich ſchön," bemerkte Antonie.

„Ich möchte ſie nicht allein leſen, mich überrieſelt's," ſagte die Hofräthin.

Die Rede war Allen wiedergegeben.

„Ich muß geſtehen," ſagte die Majorin in ſcharfem Ton, „mich hat die Sphäre, in der ſich dieſe Geſchichte bewegt, höchſt unangenehm berührt; die neuen Dichter führen uns in Geſellſchaften, die nun und nimmer die unſrigen ſind, und ich mag ſie auch poetiſch nicht als die meinigen haben; ich muß geſtehen, ich ſchämte mich, als der Bediente vorhin im Zimmer war, während wir eine Domeſtikengeſchichte hörten. Und dann kommen darin Verhältniſſe zur Sprache, die einem gewiſſen Alter, einer gewiſſen Region fern und unbekannt bleiben ſollen." Sie blickte hiebei ſorglich auf ihre Tochter, die mit dem goldenen Herzchen, das an ihrem Halſe hing, ſpielte, und warf dann Edmund einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Was die Sphäre betrifft, gnädige Frau," erwiderte Edmund, „ſo werden Sie ebenfalls bemerkt haben, daß ein Graf, ein Fürſt und eine hohe Dame am Ende ihre Rolle ſpielen, übrigens habe ich den Dichter in dieſer Beziehung nicht zu verantworten; was aber Ihren zweiten Vorwurf betrifft, ſo glaube ich, iſt es eben ſo ungehörig als unmöglich, Demjenigen, der ein offenes Auge für das Leben hat, alles Mißliche und Traurige zu verbergen und zu übertünchen, auch

wird ein zartes Gemüth durch deſſen Anſchauung nicht verletzt."

„Von äſthetiſchem Standpunkt aus betrachtet" — bemerkte der Profeſſor Hailer.

„Um Gottes Willen, wie können Sie ein ſolches Werk ſo beurtheilen?" unterbrach ihn die lebhafte Hofräthin, „das iſt kein Buch, das iſt eine tiefergreifende Lebensſchilderung."

„Immerhin," entgegnete der Profeſſor, der ſich nie von einer begonnenen Rede abbringen ließ, „gerade deßhalb, ſo wie auch aus äſthetiſchen Rückſichten, weil die Motive zerfahren und das Schauerliche allzuſehr gehäuft iſt, wünſchte ich die allbekannte Geſchichte von dem Richtſchwert aus der Erzählung weg, dann wäre Alles vollkommen, namentlich was das Hochſittliche darin betrifft . . ." —

Der Profeſſor wollte noch weiter reden, aber er ſprach ſo bedächtig, daß man faſt nie wußte, wann er ein Punktum machte; die Hofräthin ſagte daher:

„Dieſe Erzählung gemahnt mich wie ein ausgeführtes und erweitertes Volkslied; die ſchwermüthige Melodie in vibrirenden Molltönen iſt vorherrſchend" —

„Sie haben recht, Sie bringen mich auf die richtige Spur," rief der Profeſſor freudig überraſcht, „das Ganze iſt in der That weiter nichts als die Ausführung eines wirklichen Volksliedes."

„Welches?"

„Deſſelben, das Schiller in ſeiner brauſenden Schubartsperiode zu ſeinem Gedichte „die Kindesmörderin" benützt hat; Schiller hat den Namen des Burſchen und

Brentano den Namen des Mädchens beibehalten, der letztere hat alle Motive wörtlich ausgeführt.

Ach Joseph, lieber Joseph, was hast du gedacht,
Daß du die schön' Nannerl in's Unglück hast bracht?

Joseph, lieber Joseph, mit mir ist es aus,
Man wird mich bald führen zum Schandthor hinaus.

Zum Schandthor hinaus, auf einen grünen Platz,
Da wirst du bald sehen, was die Lieb' hat gemacht.

Richter, lieber Richter, richt' nur fein geschwind.
Ich will ja gern sterben, daß ich komm' zu meim Kind.

Ihr Freund' und Bekannten, weint nicht um meine Noth,
Zeitlebens in Gefängniß, viel lieber den Tod.

Joseph, lieber Joseph, reich mir deine Hand,
Gott wird mir verzeihen, hab' Alles bekannt.

Der Fähnrich kam geritten, und schwenkt seine Fahn':
Halt still mit dem schön Nannerl, ich bringe Pardon.

Fähnrich, lieber Fähnrich, sie ist ja schon todt,
Gut Nacht, meine schöne Nannerl, deine Seele ist bei Gott."

„Sie haben der Erzählung das größte Lob zuerkannt," bemerkte Edmund zur Hofräthin gewendet, „indem Sie sie, ohne das Lied zu kennen, ein erweitertes Volkslied nannten; das Springende ist zum ruhigen Gange gebracht, und die verbindenden Ereignisse sind gleichmäßig erfunden und durchgeführt. Ist ja auch Webers Freischütz dadurch die deutscheste und volks-

thümlichſte Oper, weil hier, wenn man ſo ſagen kann, das zum Drama erhobene Volkslied gegeben iſt.“

„Mich hat der religiöſe Zug,“ ſagte der Major, „der durch die Erzählung Brentano's geht, ſehr frappirt; ich hätte nicht geglaubt, daß die Welt noch ſo fromm wäre. Die Ehre und Bravour wird mir aber hier doch zu viel den Pfaffen in die Hände geſpielt.“

Er verwickelte ſich in ein Zwiegeſpräch mit dem Profeſſor; die Geſellſchaft ſtand auf und gruppirte ſich nach Willkür. Antonie hatte ſich an das Klavier geſetzt und phantaſirte ſtürmiſch. Edmund trat zu Meta, die in der Biegung des Klaviers ſtand: „Wie hat es denn Ihnen gefallen?“ redete er ſie an.

„Recht gut und Sie haben auch ſehr zart geleſen; haben Sie aber denn nicht bemerkt, wie ich Ihnen vorhin winkte? Sie hätten der Majorin etwas höflicher antworten dürfen.“

„O Sie ſind lieb und gut; aber warum iſt denn Ihre Antonie ſo verſtimmt und einſylbig?“

„Daß ich nicht wüßte; Antonie, wenn du mich begleiten willſt, ſo wollen wir das Lied von Brentano ſingen.“

„Ein Lied von Brentano? Welches?“ fragten mehrere Stimmen aus der Geſellſchaft.

„Sie kennen es Alle,“ erwiderte Meta, „aber wußten wahrſcheinlich den Verfaſſer nicht.“ Sie ſang nun jenes prächtige Lied: „Nach Sevilla ꝛc.“

„Eine ſüdliche Glut und Friſche liegt in dieſem Liede, und Sie haben es mit ausnehmender Wärme geſungen, Fräulein Meta,“ erklärte der Profeſſor nach Beendigung des Liedes.

„Der glücklichſte Menſch iſt doch der Dichter," ſagte Edmund; „der Staatsmann, der Held kann ſeine Zeitgenoſſen beſtimmen, jener, daß ſie handeln nach ſeinem Willen, dieſer, daß ſie ſterben nach ſeinem Willen; der Dichter allein kann ſeine Zeitgenoſſen wie die empfänglichen Seelen aller Zeiten und Zonen beſtimmen, zu fühlen, zu denken wie er; er lebt in ihnen, er lebt tauſendfältig, unendlich; Tauſenden tritt er nahe als Freund, als Heiland ihrer Seelen, er erlöst den taubſtummen Schmerz aus ſeiner Verdumpfung, all ſein Fühlen und Hoffen, ſein Träumen und Trauern, all ſein ureigenes Leben erſteht in tauſendfältigen Geſtalten; das Leben aller Zeiten und Nationen zieht verklärt durch ſeine Bruſt, und was über Zeiten und Nationen ſchwebt, heißt er feſtſtehen und leben; die Stätte, die er betreten, wird durch ihn zum heiligen Erdreich; was ſeine Seele bewegt bleibt ewig feſt, ſein ganzes Ich iſt ewig gewahrt von dem unendlichen Ganzen der Menſchheit."

„Mit dieſer Schlußbemerkung machen Sie aber den Dichter zum raffinirteſten Egoiſten," bemerkte Antonie.

„Nicht doch, mein Fräulein," entgegnete Edmund, „und wäre es auch Egoismus, laſſen Sie ſich durch das Wort nicht irre machen; der Egoismus an ſich iſt nichts Schlechtes, nur wenn er den Egoismus eines Andern verletzt und beeinträchtigt, wird er ſchlecht."

„Die praktiſchen Engländer theilen Ihre Anſicht von Dichterglück nicht," ſagte die Majorin, „Sie kennen wohl das Sprüchwort: I should like my enemy would write a book?"

„Ich kannte das Sprüchwort bis jetzt nicht, gnädige Frau, aber man kann wohl ſagen: wenn der Engländer ſeinem Feinde wünſcht, daß er ein Buch ſchreiben möge, ſo iſt es nicht, weil das ein Unglück für den Autor iſt, ſondern weil ſich durch Concentriren der Gedanken und Anſchauungen die perſönliche Leidenſchaft abkühlt und niederſchlägt.“

„Auch dieſe gewandte Erklärung,“ erwiderte die Majorin, „iſt gegen Sie, denn ſtatt, wie es weit angenehmer iſt, den Kampf in Feindes Land zu ſpielen, muß er hier im Herzen des eigenen Gebiets oder im Gebiete des eigenen Herzens ausgefochten werden.“

Die Majorin blickte zufrieden über dieſen glücklichen Vergleich umher. Edmund antwortete nicht, da begann die Hofräthin ſchnell:

„Sie ſprechen auch nur von dem Dichter, wenn er mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit das vollendete Werk und ſeine Wirkungen überſchaut und ſich der Welt gegenüber denkt; bedenken Sie aber die überleidigen Klagen, wie gepreßt und verletzt, wie tief erſchüttert ein Menſchenherz ſein muß, bis es durch die Dichtung ſich über ſich ſelbſt erhebt; wie Wenige vermögen es, ihr eigener Heiland und noch weit minder, der Heiland Anderer zu werden!“

„Ich bin ganz Ihrer Anſicht,“ ergänzte die Majorin, „das wäre ein ſchlechter Dichter, der, wie ſo Mancher der heutigen jungen Leute, gleich einem manierirten Schauſpieler, alle Attitüden nur für das Auge des Publikums wählte, bei den höchſten Aufregungen nur nach den Wirkungen da draußen hinſchielte.“

Der Profeſſor nickte den beiden Frauen während ihrer Rede beifalllächelnd zu, gleich als wären ſie Gymnaſiaſten, die ihre Penſa gut auswendig gelernt; Edmund ſuchte mit außergewöhnlicher Höflichkeit zu entgegnen, und indem er ſeine mit der Hand aufgeſpannte elaſtiſche Uhrkette zurückſchnellte, begann er:

„Sie führen mich in das tiefſte Getriebe poetiſcher Schöpfung, indem Sie mich auf den Jammer und die Noth, auf die Vorgeſchichte, die der Erlöſung vorangeht, aufmerkſam machen; aber Dichtung iſt wie die Liebe, ja ſie ſind Eins, der Liebende iſt Dichter in ſich oder nach außen, und der Dichter liebt, muß lieben; wer möchte den Schmerz und die Qualen der Liebe miſſen um den Preis, daß er die Liebe aufgäbe?“

Die Majorin kniff wiederum die Lippen ein und betrachtete ſorgenvoll ihr Kind, in deſſen Beiſein man ſo geradezu von Liebe ſprach, auch Antonie blickte verlegen zur Erde; Edmund ſchien Alles dies nicht zu bemerken, ſein Auge funkelte hell, er drückte die linke Hand an die Stirn und fuhr ſtürmiſch fort:

„Die Liebe iſt das höchſte Glück und die höchſte Tugend, die höchſte Geiſteskraft, und doch leidet nur Der, der liebt; nehmt dem Menſchen die Liebe, trennt ſein Herz los von Allem, was es aufbrennen macht, und das Leben iſt hohl und leer, freudlos und leidlos. Der Dichter aber lebt in ewig ſich läuternder Liebe. Und wer ertrüge nicht gern alle die Pein und den tiefſchneidenden Gram einer zartfühlenden Seele um den Preis, daß ſein Geiſt geläuterter, empfäng-

licher, zartfühlender, oder mit andern Worten, größer, vollkommener, poetiſcher geworden? Und wie der Kuß der Liebe ſtill und ſcheu, verborgen vor den Augen der Welt zum Himmel hinanträgt, ſo auch der Kuß der Muſe; hier fühlt der Dichter das Wehen des eignen und des unendlichen Genius, den Hauch des heiligen Geiſtes, die Unendlichkeit hat ihn in ihren Aether gehüllt, er iſt in der Unendlichkeit, in der Ewigkeit, er iſt nicht mehr er ſelbſt, die Welt iſt in ihm, er in der Welt, Geſchöpf und Schöpfer, Gott iſt in ihm; ja, der Dichter iſt ein Heiland, der die Schmerzen der Welt in ſich aufnimmt und ſie erlöst und verſöhnt!“

„Richtig in eine Sackgaſſe gerannt,“ fiel der Profeſſor ein, „Sie geſtehen alſo, daß der Dichter ſchmerzenreich und ſomit nicht glücklich zu nennen iſt. Sie ſind, wie ich ſehe, der heutigen Modeanſicht ſchnurſtracks entgegen; denn es gehört jetzt zum hohen Ton, die Dichtergabe als das höchſte Unglück zu ſchildern. Sei nun indeß die Dichtergabe Glück oder Unglück, die Dichter ſind, wie die Literarhiſtorie leider zur Genüge zeigt, meiſt unglücklich, einige Wenige, wie Anakreon und Goethe, ausgenommen.“

„Wer iſt Anakreon?“ fragte Meta in gutmüthiger Wißbegierde. — Hätte der Profeſſor das Beiſpiel eines glücklichen Menſchen darſtellen wollen, ſo hätte er ſich ſelber als ſolchen aufführen können, denn mit unbeſchreiblicher Zufriedenheit ſagte er Meta, daß er ihr morgen ſeine mit unverdientem Beifall aufgenommene Ueberſetzung des heitern griechiſchen Liederdichters ſenden wolle.

Das Geſpräch ſchien eine veränderte Wendung zu nehmen, als es die minder ſcrupulöſe Hofräthin wieder auf das frühere Thema lenkte mit den Worten:

„Auch der Liebende iſt nicht glücklich, denn ſagt ja Goethe:

Glück ohne Ruh,
Liebe biſt du.“

„Ich möchte überhaupt fragen,“ ſagte der Hofrath lächelnd: „wer iſt glücklich?“

Die Hofräthin ſteckte ihm als Antwort ein Bonbon in den Mund.

„Oder eigentlich,“ ergänzte der Profeſſor, „was heißt glücklich?“

„Geben Sie eine Definition von Glück,“ ſagte der aus einer gewiſſen Erſchöpfung ſich aufraffende Edmund.

„Glück iſt eigentlich ein relativer Begriff,“ dozirte der Profeſſor, ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnend, „der Eine nennt Glück und für den Einen iſt Glück, was für den Andern ein Unglück iſt; aber allgemein und abſtract gefaßt —“

„Hörſt du?“ ſagte Antonie ganz leiſe zu ihrer Schweſter Meta, indem ſie unverrückt vor ſich niederſchaute und nur Meta neben ſich anſtieß, ſo daß Niemand ihre Rede bemerken konnte, „habe ich nicht recht, wenn ich ihn den Miſter Abſtractus heiße?“

„— muß ich,“ fuhr der Profeſſor fort, „hier eine Definition des großen Philoſophen Spinoza anwenden; er ſagt: Luſt iſt Uebergang von einer geringeren zu einer größeren Vollkommenheit, ſo auch iſt Glück Ueber-

gang von einem minder behaglichen Zuſtand zu einem erwünſchteren, angemeſſeneren, behaglicheren.“

„Das iſt ein Glücksfall,“ wendete Edmund ein; „aber das Glück als ſtändig fortdauerndes iſt etwas Anderes.“

„Sie haben auch das Wünſchen in Ihre Definition geſetzt,“ bemerkte Antonie, „man nennt aber ſehr oft ein Ereigniß, an das man vorher nie gedacht hat, das man alſo auch nicht wünſchen konnte, ein Glück.“

„Ich ſagte ja nicht gewünſcht, ſondern erwünſcht.“

„Wünſchen, ja wünſchen, darin liegt's,“ lächelte der Hofrath, „Furcht und Hoffnung ſind rouge et noir im Lebensſpiel: nicht im Gewinn, ſondern im glücklichen Spiel liegt das Hauptvergnügen. Mit feinem Tact läßt Goethe den praktiſchen Werner in Wilhelm Meiſter ſagen: daß der glücklichſte Menſch der iſt, der auf dem Wege iſt, ein reicher Mann zu werden. — Frau Fortuna iſt eine Dame, mit der man am glücklichſten im Brautſtand iſt; die Sage von des Fortunati Wünſchhütlein trifft den Nagel auf den Kopf; Fortunatus iſt der glücklichſte, weil er die ſchöne Erwartung hat, Alles zu erhalten, was er wünſcht; nicht im Beſitzen, ſondern im Erwerben und Empfangen liegt das Glück; iſt der Moment des Empfangens vorüber, ſo iſt der gewünſchte Zuſtand ein alter gewöhnlicher geworden, neue Wünſche ſteigen auf und verlangen einen andern. Die Ideale können und dürfen nie erreicht werden, und darin eben beſteht's, daß ſie Ideale ſind und uns immer in angenehmer Spannung erhalten.“

„Sie ſind alſo auch einer von den endloſen Stre-

bern," ſagte Edmund, „die den Menſchen das traurige Loos auferlegen, ewig nach Idealen zu ſchnappen und die ideale Maulſperre für das höchſte Glück halten? Nein, giebt es ein Ideal, ſo muß es erreicht werden können, oder es iſt kein Ideal. Die Jagdfreude liegt nicht bloß im freien Umherſtreifen in Wald und Feld, ſondern auch im Wildbraten. Das wäre ein nichtsnutziges Streben, Denken und Philoſophiren, deſſen höchſter Zweck eben das Streben, Denken und Philoſophiren wäre, und wobei man an kein Endziel glaubte; im Gegentheil, der Wildbraten und die Reſultate des Philoſophirens ſchmecken gut. Viele theilen die Anſicht mit Ihnen, Herr Hofrath, daß jene Gemüthsaufgeregtheit des Strebens, Harrens und Zielens, das ewige Auf-dem-Anſtand-ſtehen mit geſpanntem Hahn das Loos und die Beſtimmung menſchlichen Treibens und Denkens ſei; ich kann mich nicht dazu verſtehen, ich komme gern mit gefüllter Taſche nach Haus, von der Philoſophie wie von der Jagd."

Die Majorin blickte längſt mißmuthig drein, ſie fand es gegen allen guten Ton und als „ennuyant," ſo lange bei einem Gegenſtand zu verharren; der kecke Edmund hatte ihr in ihrem eigenen Hauſe die Zügel der Unterhaltung entriſſen. „Uebermorgen," ſagte ſie daher zu ihm, „hält der Graf Merbold großes Treibjagen, werden Sie von der Partie ſein?"

Edmund verſtand dieſe Diverſion wohl, aber er war nicht geſonnen, ſich darauf einzulaſſen, ſondern entgegnete mit einem gewiſſen Muthwillen: „Gnädige Frau, wir ſind jetzt einem Edelwild auf der Fährte, einem

ſelten erſcheinenden Sechzehnender; hören Sie nicht, wie alle Wünſche ihre Fanfaren blaſen? Reiten Sie mit, wir wollen das Glück erjagen. Herr Profeſſor, Sie ſind ein Philoſoph, nehmen Sie das Glück auf's Korn."

Die Diskuſſion war hiermit wieder in's Centrum gerückt.

„Ich wollte, ich wäre das, was Sie mich nennen," erwiderte der Profeſſor mit beſcheidenem Stolze, „denn nur der Philoſoph iſt glücklich; nur wer in der Erkenntniß alle Einzelerſcheinungen des Lebens bewältigt, mit freiem Geiſt beherrſcht und in ſein Denken einordnet, nur der iſt glücklich zu nennen; nicht in dem gewöhnlichen Sinn als ein durch Zufälle und Ereigniſſe Gehobener, ſondern im höchſten Sinn, als ein durch erworbene Kenntniß und Einſicht über den Ereigniſſen Stehender; der Zufriedene, der Gleichmüthige, der Einſichtige, mit einem Wort, der Philoſoph allein iſt glücklich."

„Wieder ein Monopol!" unterbrach der Major den langſam und bedächtig redenden Profeſſor, „Alles läuft doch wieder darauf hinaus, ſich ein Privilegium zu verſchaffen; nun wollen auch die Philoſophen die Majoratsherren des Glückes ſein."

„Alle Menſchen ſind Philoſophen, nur mehr oder minder," ſagte der Profeſſor ungewöhnlich ſchnell.

„Sie nehmen aber," ſagte Edmund, „Glück und Zufriedenheit, oder meinetwegen Gleichmäßigkeit, als ein und daſſelbe; aber Zufriedenheit iſt eben nur Zufriedenheit und nicht Glück."

„Ja, das meine ich auch," ſagte Antonie und Edmund blickte ſie freudeſtrahlend an, „wer ſo ebenmäßig fortlebt und alle Ereigniſſe ſchnell in die Schule nimmt, den kann man nicht glücklich nennen; nur wer ſich von ihnen auf Höhepunkte tragen läßt, wo man in reiner Luft die ganze Seele plötzlich freier athmen fühlt, nur Der iſt glücklich."

„Aber auch oft unglücklich!"

„Ja, aber kann nicht nur der, der unglücklich werden kann, auch glücklich werden?"

„Es giebt hierbei," ſagte der Hofrath, „keine allgemeine Regel; Jeder, den wir glücklich nennen, oder in dieſer Beziehung beurtheilen, muß von ſeinem Standpunkt aus betrachtet werden; die gefährlichſte Gewohnheit der Menſchen iſt: „man" ſtatt „ich" zu ſagen."

„Deßwegen," erwiderte der Profeſſor, „läßt ſich aber doch ein allgemeiner Begriff des Glücks aufſtellen, der die Einzelfälle unter ſich begreift. Wie durch den Durchgang durch ein convexes Glas die zerſtreuten ſieben prismatiſchen Farben wieder in einem Lichtfocus geſammelt werden, der, farblos an ſich, doch ideell die bunte Farbenwelt in ſich trägt, ſo auch die Abſtraction der Begriffe —"

„Und da, wo die Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zu rechter Zeit ſich ein,"

rezitirte der Hofrath; „ich laſſe mich nicht auf Begriffe und Wortklaubereien ein; man glaubt ſehr leicht, den Faden der Ariadne in der Hand zu haben, und zieht doch nur — Sie entſchuldigen den Ausdruck — an

einem Narrenſeil. Ich frage einfach: giebt es einen ganz glücklichen und giebt es einen ganz unglücklichen Menſchen? Meine Anſicht iſt: Niemand auf der Welt iſt ganz unglücklich; denn wäre Jemand immerwährend unglücklich, ſo müßte er ſich unaufhörlich des Zwieſpaltes zwiſchen ſeiner Natur und ſeinem Geſchick bewußt ſein, mit der Zeit muß ihm aber das Bewußtſein ſeiner Natur abhanden kommen, das Geſchick wird durch die lange Herrſchaft endlich den Sieg davon tragen, eine andere Natur ſetzen. Gewohnheit iſt die zweite Natur, ſagt ſchon das Sprüchwort — das Unglück, der Zwieſpalt iſt dann aufgehoben. Manchmal mag noch der alte Adam ſpuken, aber nur vorübergehend, denn die junge und friſche Natur wird ihn bald zurückbannen; nur ſchwachköpfige, mit ſich ſelbſt kokettirende Sentimentalität beſchwört aus Wolluſt den abgeſchiedenen Geiſt der früheren Natur, um ſich ein ſchauerliches Fröſteln zu machen und vor einem falſchen Spiegel ſich ſelber zu bemitleiden.“

„Erlauben Sie,“ ſagte Edmund, und ſeine Fauſt ballte ſich unbemerkt, „Gewohnheit iſt die zweite Natur! ja wohl; aber dieſer Wechſelbalg der Natur iſt gerade das höchſte Unglück; verwandeln Sie durch Gewohnheit einen Adler, der in der Sonnenregion ſchwebt, in einen Froſch, der im Sumpf quakt, ſo iſt der Froſch allerdings nicht unglücklich, er iſt in ſeinem Element — aber die ermordete Adlernatur, das iſt das höchſte Unglück; ein Mann, ein Mädchen,“ fügte Edmund rückſichtslos hinzu, „denen Gott und die Natur den Freibrief eines ſchönen, gehobenen Lebens mitgegeben, und die nun

in einer niedern Sphäre ihre Natur verändern, den Freibrief vernichten und Leibeigene des Geſchickes werden, ſind im höchſten Unglück; nicht kokettirende Sentimentalität, nein, der höchſte Muth der Wahrhaftigkeit iſt's, ſich ohne Furcht und Grauſen zu ſagen: du biſt unglücklich; Das, wozu dich Gott oder die Natur beſtimmt, iſt dir nicht geworden. Mir erſcheint es als Eitelkeit und Schwäche, ja als Sünde, glücklich ſcheinen zu wollen, wenn man's nicht iſt. Hätten die Menſchen den Muth, ſich die offenen Wundenmale vor ihren eigenen Augen zu enthüllen, es wäre bald anders in der Welt."

Die Hofräthin ſaß während dieſer ganzen Rede in ſichtbarer peinlicher Unruhe da; ſie konnte zwar manche Extravaganzen ertragen, aber ſie verlor die pädagogiſche Rückſicht auf ihre Kinder doch nie aus den Augen; die Aeußerungen Edmunds erſchienen als Aufruhr gegen alle elterliche Autorität, ja ſogar gegen alle gute Sitte. Die Majorin blickte ſie ſchadenfroh an; ſie hatte ſchon oft genug erfolglos gegen Zuziehung dieſes ſtürmiſchen Sauſebraus in ihre vertrauten Zirkel proteſtirt, ſie vergaß in ihrer Schadenfreude ganz, daß auch ihre Tochter dieſe Reden gehört hatte, und blickte nur auf die Hofräthin, die ſchon zweimal den Mund zum Sprechen geöffnet hatte und erſt jetzt zu dem Worte kam:

„Wir ſelbſt aber kennen am allerwenigſten unſere Natur und was ihr frommt und gut iſt; das erkennen am beſten Diejenigen, die durch gereifte Erfahrung und Einſicht, durch die Natur und durch Liebe uns nahe ſtehen; dieſe müſſen alſo unſerer Natur ihr Schickſal

und ihre Beſtimmung geben. — Freilich iſt es gar ſüß, ſich aus Romanen eine ſublime Natur zuſammen zu ſtoppeln, der eingebildeten Natur ein eingebildetes Leben zu träumen, und dann zu wimmern und zu klagen über die rauhe Wirklichkeit. Niemand in der Welt," ſetzte ſie begütigend und einlenkend hinzu, „kann und darf ſich von Jugend auf ſelber ſeine Beſtimmung geben; die meiſten Menſchen wären höchſt unglücklich, wenn ihnen Das geworden wäre, was ſie in ihren überſchwänglichen Jahren für das höchſte Glück hielten."

„Es iſt eine bekannte Erfahrung," bekräftigte der Hofrath die Worte ſeiner Gattin mit ſarkaſtiſchem Lächeln, „daß ein Laſtträger mehr als das Doppelte tragen kann, wenn ihm ein Anderer die Laſt auf den Rücken legt, als wenn er ſie ſelbſt aufhockt; ſo geht's auch mit dem Schickſal."

Eine Pauſe entſtand, das Antlitz Edmunds war plötzlich verändert, die eingetretene Pauſe gab der Rüge der Hofräthin eine größere Schärfe, als ſie eigentlich hatte. Der Major hatte indeſſen — wie das in geſellſchaftlichen Debatten oft zu geſchehen pflegt — den Zwiſchenreden wenig Theilnahme gewidmet, denn er hatte eine Bemerkung auf die frühere Rede des Hofraths im Sinn, er ſagte daher zu dieſem:

„Wie Sie mit Recht behaupten, daß es keinen ganz unglücklichen Menſchen giebt, ſo glaube ich auch, wäre ein ganz glücklicher Menſch ein Unding, er wäre eine chineſiſche Malerei, lauter Licht, kein Schatten, da bekommen die Geſtalten etwas Wachsfigurnes; ununterbrochenes Glück wäre wie ewiger Tag ohne Nacht."

„Und," ſagte der Profeſſor, „man weiß nur, daß es Tag, weil man weiß, daß es Nacht iſt, und umgekehrt. Ein ganz glückliches Leben ließe ſich als ein Kreis beſtimmen, der, wie ihn Archimedes definirt, eine geradlinige Figur von unendlich vielen gleichen Seiten iſt, oder, wie man ihn heute definirt, eine Figur, deren Kreislinien überall vom Centrum gleichweit entfernt ſind; ſo als Kreis wird er aber nie zum Bewußtſein kommen, nur die eckigen Figuren kommen zum Bewußtſein." —

Alles lachte.

„Bitte, mißverſtehen Sie mich nicht," fuhr der Profeſſor, ohne ſich irre machen zu laſſen, fort, „nur die eckigen Figuren kommen durch ihre Ecken und Enden zum Bewußtſein; im eckigen Zuſammenſtoß mit Anderen findet man ſeine Endſchaft, und aus dieſer ſich ſelber; wie man demnach vollkommen glücklich ſein und dennoch wiſſen kann, daß man es iſt, das iſt die moraliſche Quadratur des Kreiſes, die nie gelöst werden wird."

Der Profeſſor merkte an einem leiſen Ziſcheln und Hin- und Herneigen der Köpfe, daß er ſich etwas in die „Zigeunerſprache" der Schulphiloſophie verloren hatte; er fand daher ſchnell einen günſtigen Ausweg in der anekdotiſchen Auffaſſung und bemerkte weiter: „Ich finde demnach Ihr Bild, Herr Major, ganz entſprechend: nur durch die Nacht wiſſen wir, daß es Tag iſt, und nur aus dem Schatten hebt ſich das Licht; ich möchte die Allegorie vom Peter Schlemiehl ſo deuten, daß dieſer deßhalb ſo unglücklich iſt, weil er ſeinen

Schatten, den Reflex, die Reflexion, das Bewußtſein, verloren hat.“

Die Geſellſchaft erfreute ſich an dieſer burlesken Wendung und vergaß das Vorhergehende gern. Edmund hatte nach der an ihn gerichteten Apoſtrophe alle Faſſung verloren, er ſchalt ſich innerlich über ſeinen Ungeſtüm, er nahm ſich vor, weiter keinen thätigen Antheil an der Diskuſſion zu nehmen, ſein volles Herz führte ihn ſtets zu weit; dann aber erſchien es ihm wieder kindiſch, ſich verblüffen, und unmännlich, eine Verſtimmung in ſich aufkommen zu laſſen; er ermannte ſich daher, ſein Antlitz erheiterte ſich, als die Hofräthin ſagte:

„Ich möchte fragen: Können die meiſten Menſchen nicht beſſer Unglück ertragen als Glück genießen?“

„Allerdings,“ erwiderte Edmund, „und dieß kommt hauptſächlich von der reſignativen Richtung der Religion her; es iſt das kein Vorwurf, ſondern nur eine Conſequenz für die Religion, ſie wendet ſich vornehmlich an die heilsbedürftige, leidende Menſchheit, lehrt ſie Uebel und Ungemach ertragen und ausgleichen; das Geltendmachen der eigentlichen poſitiven Lebenskraft, des Selbſtbewußtſeins und der Achtung vor ſich, fließt dann hauptſächlich aus dem Charakter, aus der unabhängig gebildeten Selbſterkenntniß und Welterkenntniß. Aber die wenigſten Menſchen haben einen poſitiven Charakter. In unſeren verkrüppelten Zuſtänden iſt uns Weſen und Darſtellung eines ſchönen, vollen Menſchendaſeins abhanden gekommen, wir ſind froh, wenn wir die eine Hand verloren, daß uns nicht auch die andere genommen

worden; unſer Glück, unſere Freude iſt aus einzelnen Conceſſionen zuſammengeflickt.“

„Ja, was nennen Sie denn Glück?“

„Glück iſt, ſich ſeines Daſeins zu freuen; es liegt in dieſem trivialen Satz ein höherer Sinn, als man beim erſten Anſchein glaubt; freuen kann ich mich, wie ſchon die Sprache ſagt, nur über oder mit etwas; ich muß mir das, worüber oder womit ich mich freue, gegenüber geſtellt haben, es darf nicht blos als ſtille Naturkraft in mir ſtehen, es muß meinem Wiſſen zum Gegenſtand, zum Gegenüberſtehenden geworden ſein, es muß Bewußtſein werden. Das Thier iſt nicht glücklich, weil es nur iſt, nicht bewußt iſt, ſich nicht ſelber Gegenſtand ſeines Denkens durch die Sprache wird; ſo ſtellt ſich die Stufenleiter des Menſchenglückes je nach dem Grad des Bewußtſeins. Die Daſeinsfreude, das in Luſt gehobene Wiſſen von ſeinem und Anderer Daſein iſt die Wurzel und die Krone des Glücks; darum iſt der liebende und dichtende Geiſt der glücklichſte, weil ſich hier ein neues, lebendiges Daſein uns gegenüberſtellt, das harmoniſch aus uns ausgeht und in uns aufgeht. Liebe iſt innige Freude an dem Daſein eines Andern, das unſer Daſein geworden; die Daſeinsfreude —“

„Sie ſtreifen nahe an der Wahrheit vorbei,“ unterbrach ihn der Profeſſor, der wohl bemerkt hatte, wie unangenehm das ſcheinbare Abſchweifen der Rede Edmund's aufgenommen wurde, der in ſeinem übervollen Herzen Allgemeines ausſprach, was doch wieder eigentlich an eine beſtimmte Perſon der Geſellſchaft adreſſirt

war; der kluge Profeſſor wand Edmund allen Vortheil aus der Hand, indem er fortfuhr:

„Ich knüpfe, wie Sie, an einen allbekannten Satz an: Jeder iſt ſeines Glückes Schmied.“

„Schickſals, ſagt man gewöhnlich,“ berichtigte der Hofrath.

„Schickſal oder Glück, das iſt hier gleichbedeutend; Jeder iſt der Schmied ſeines Glückes, aber das Eiſen ſchafft er ſich nicht, das wird ihm von Gott, von der Natur gegeben; wir müſſen es daher nach beſtem Wiſſen ſchmelzen, biegen und dehnen. Die Naturgaben, innere und äußerliche, auferlegen uns eine Nothwendigkeit, die wir nicht aufheben, über die wir uns aber durch Bewußtſein und Erkenntniß erheben können, indem wir ihr aus Selbſtbeſtimmung genügen. Nicht indem wir die Geſetze des Alls und unſerer eigenen Natur aufheben wollen, ſondern indem wir ſie erfüllen, ſind wir frei; denn die Naturnothwendigkeit und Ordnung iſt weſenhafte Form der Freiheit. In der Erkenntniß alſo, mit der wir in unſeren einzelnen Schickſalen das Vorübergehende wie die nothwendigen und unabänderlichen Geſetze herausfinden und ſie erfüllen, in der Erkenntniß allein liegt alles Glück; daher kommt es, daß man mit Glück meiſt blos etwas Relatives bezeichnet, denn es kommt auf unſere Anſchauung an, ob wir das Gegebene unſerer empfangenden Natur entſprechend glauben; alſo das Abſehen von der äußerlichen Sache und die Rückſicht auf unſere Natur iſt das Beſtimmende hiebei; die Grundlage des Glückes liegt alſo in uns

in Erkenntniß und Beſtimmung unſerer Natur; wer aber das Glück blos im Aeußerlichen ſucht, der hat es nicht, wenn er es findet. Deßhalb habe ich auch behauptet, daß jeder Menſch mehr oder minder Philoſoph, und demzufolge mehr oder minder glücklich iſt; der wahre Philoſoph aber, deſſen Anſchauung keine relative, ſondern die reine, allgemeine ſein muß, der wahre Philoſoph muß zu der Erkenntniß aufſteigen, daß unſere Beurtheilungen der Verhältniſſe meiſt auf falſchen Vorausſetzungen beruhen; jedes Ding trägt den Maaßſtab ſeiner Erkenntniß und ſeines Daſeins nur in ſich; wir aber beurtheilen die Dinge gewöhnlich, um uns das Urtheil zu erleichtern, nach Gemeinbegriffen und allgemeinen Maßſtäben. So zum Beiſpiel nennen wir einen Buckligen, einen Einäugigen unglücklich, warum? weil wir nach unſerem allgemeinen Gattungsbegriff des Menſchen ſagen: jener hat etwas zu viel und dieſer etwas zu wenig; aber dieſer Gattungsbegriff iſt blos ein von uns willkürlich gemachter, um die Dinge ſchneller und beſſer überſehen zu können. Jedes Ding will und muß aber nur nach ſich beurtheilt werden; der Bucklige, der Einäugige ſind vollkommene Geſchöpfe, und es iſt Unrecht von uns und von ihnen, ſie als Unvollkommene oder, was gleichviel iſt, als von Natur Unglückliche zu betrachten. Jedes Ding hat nur ſo viel Recht, als es Kraft hat, darüber hinaus wollen, iſt Unrecht oder, was daſſelbe iſt: Unverſtand —"

„Das iſt eine traurige, iſolirende und freiheittödtende Anſicht," ſagte Edmund.

„Keineswegs," ſagte der Profeſſor, „aber hören Sie weiter: der Philoſoph erkennt ferner, daß die Benennung Glück wie gut nur aus der egoiſtiſchen Weltanſchauung fließt, wonach wir Alles um uns her als Mittel für uns ſelber, die wir Zweck ſein ſollen, anſehen; ſtellt ſich uns dann Vieles als Mittel dar und macht uns zum Zweck, ſo nennen wir uns glücklich; aber Alles in der Welt iſt Zweck für ſich. Die Welt in ihrer Allberechtigung nach Raum und Zeit ſteht vor dem Philoſophen, er erkennt in dem Momentanen und Beſchränkten das Ewige und Allgemeine, und dieſe Erkenntniß iſt das höchſte Glück. Ich erinnere mich jetzt nicht genau eines Spruches von Jakob Böhme, der ungefähr beſagt:

Wem Zeit iſt wie Ewigkeit,
Iſt befreit von allem Leid.

Religion und Philoſophie treffen hier auf verſchiedenen Wegen in ihrem Ziel zuſammen, beide heiſchen ein Erheben aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit; wäre die bloße Daſeinsfreude das höchſte Glück, ſo wäre der Tod ohne ſichere, bewußte perſönliche Fortdauer das höchſte Unglück; wer aber in ſeinem Leben ſeine Auferſtehung gefeiert, ſei es in der Erkenntniß oder im Gemüthe, wer ſich einmal geſtorben geſchaut und ſich wiedergefunden und feſthält, der iſt glücklich, alle Einzelheiten des Lebens durchdringt er —"

„Machen Sie uns aber nicht ſelig, ſtatt glücklich?" fragte der Hofrath lächelnd.

„Sei es, bitte, ich bin ſogleich zu Ende, ich komme

zu dem Ergebniß, daß wer ſich zum Selbſtbewußtſein erhoben, in jeder Lage glücklich ſein kann; denn das Glück beruht in der freien und doch wieder harmoniſch gebundenen Entfaltung unſerer Kräfte, in der Vereinbarung unſerer endlichen Natur, d. h. unſeres Geſchicks mit unſerer unendlichen Natur, unſerm Weſen; ſo ſteigen wir dann annähernd zum Gipfelpunkt menſchlichen Daſeins auf; Glück iſt die bewußte Uebereinſtimmung unſeres innern und äußern Berufs."

„Dieſe Definition ſcheint erſchöpfend, und ich glaube, die Sache iſt hiemit erledigt," ſagte der Hofrath wieder.

Edmund nickte bejahend, ohne zu antworten, aber die Majorin hatte ſich getäuſcht.

„Herr Profeſſor," fragte die Hofräthin, „wen halten Sie für den glücklichſten Menſchen in der Geſchichte?"

„Das iſt eine ſchwierige, vielleicht unlösbare Frage."

„Erlauben Sie," ſagte Edmund, „daß ich Ihnen die Geſchichte des Mannes in's Gedächtniß zurückrufe, den ich für den unbedingt glücklichſten halte."

Eine Sekunde antwortete Niemand; das Wort „unbedingt," das Edmund in dieſer Verbindung gebraucht hatte, berührte Alle unangenehm; denn Edmund konnte ſich noch nicht daran gewöhnen, die tiefſten Ueberzeugungen ſeiner Seele in diplomatiſche Schwebeworte und die ordnungsmäßige Beſcheidenheitsphraſen zu kleiden.

„Ach bitte, erzählen Sie," ſagte Meta. Edmund wäre gern ausgewichen, aber er konnte nicht mehr,

er hatte ſchon ein Notizbuch aus der Taſche gezogen, und nach eigenthümlicher Gewohnheit ſchlug er ein weißes Blatt auf, heftete ſeinen Blick darauf und erzählte ſo leſend:

„Es war am Charfreitag des Jahres 1483, die Luft war von heiligen Klängen erfüllt, auf denen die frommen Gedanken der Menſchen zum Himmel aufſtiegen, der ſich in ſonniger Klarheit über Italien wölbt; da ward dem Maler Giovanni ein Sohn geboren, den die Natur zu ihrem ſchönſten Abbild und Propheten geſtempelt. Dem höchſten bildenden Genius ward von der Gottheit ein Mann zum Vater gegeben, geſchaffen, ihn zu wecken und ſeine Hoheit zu bilden. Ohne langes Zaudern und Zagen, ohne all den Zwieſpalt einer mit ſich uneinigen, umhertaſtenden Natur, ward ihm früh ſeine Beſtimmung. Im Wettkampf mit den höchſten Meiſtern ſeiner Zeit zur höchſten Entfaltung getrieben, von kunſtſinnigen Großen getragen, belebte er die todten Mauern der Kirchen und Paläſte, die ſich ſtarr aus der Erde emporhoben. Was das klaſſiſche Alterthum Hohes und Herrliches, was die bibliſchen Traditionen Heiliges und Gewaltiges, was das Leben Schönes, Kraftvolles und Glänzendes, Alles, was Himmel und Erde Freudiges und Erſchütterndes in ſich ſchließt, Alles erſtand in unerreichter Fülle aus ſeiner Hand. So lebte er, ſelber eine göttliche Geſtalt, die unſterblichen Geſtalten wiederum in's Daſein rufend. Alle Reize der Schönheit hatte die Natur einem Mädchen verliehen, und hieß es ihn liebend in die Arme ſchließen. Ruhm, Ehre, Liebe, die beſeligendſte Vollkraft, die Eingebungen des

Genius in ihrer ganzen Fülle festzuhalten, Alles hob ihn auf den Gipfel menschlichen Daseins. Da faßte er nochmals alle seine Kraft zusammen, er stieg hinan zum erhabensten Urquell des Lichts; was die Menschheit Hohes, Reines, Göttliches empfunden und in ihrem Ideal gefunden, er ließ es wieder lebendig werden: er malte die Verklärung Christi. Hier stand er hoch oben über den Welten, Aug' in Auge schauend den Verklärten, da — löste der Genius in raschem Zug seine Seele. — Es war wiederum am Charfreitag, im Jahre 1520, heilige Gedanken wiegten sich auf den Glockentönen, und die Seele des von Gott geliebten Mannes stieg mit ihnen auf zum Himmel: der Verklärung Christi gegenüber war die schöne Leiche des glücklichsten der Menschen ausgestellt, Sie kennen ihn, er heißt —"

„Raphael," sprachen mehre zitternd bewegte Stimmen, nur der Professor und der Hofrath raunten einander etwas ins Ohr und lächelten.

„Wenn ich die Profangeschichte übersehe," sagte der Professor, „so finde ich in Sokrates einen der glücklichsten Menschen; als Patriot glücklich im Krieg," fuhr er zum Major gewendet fort, „im lebendigen Wort seine Schüler um sich versammelnd, ein offenes Auge für alles Schöne —"

„Und die liebenswürdige Xantippe?"

„Hier haben Sie eben ein concretes Beispiel, wie nur der philosophische Gleichmuth das wahre Glück begründet, Sokrates war nicht unglücklich mit seinem bösen Weibe."

„Nicht unglücklich iſt aber noch nicht glücklich,“ warf Edmund ein; „poſitives Glück iſt etwas ganz Anderes. Und warum wählen Sie nicht Diogenes?“

„Weil er von der Welt nichts hatte, als nur eben ſich ſelber.“

„Und der gräßliche Tod des Sokrates?“ fragte Antonie.

„Wenn es ein Glück iſt,“ erwiderte der Profeſſor, „für eine hohe Idee zu leben, ſo muß es auch ein Glück ſein, für dieſelbe zu ſterben.“

„Ich halte Benjamin Franklin für einen der glücklichſten Menſchen,“ ſagte der Hofrath.

„Er hatte ja eine ſo trübe Jugend?“

„War aber ſtets geſunden Humors, friſch und frei; Großes erlangte und bewirkte er, er brachte faſt Alles, was er wollte, zu ſeinem Ziel, und rein durch ſich.“

„Halten Sie nicht Goethe für einen der glücklichſten Menſchen?“ fragte die Majorin den Profeſſor.

„Oder auch ſeine Mutter, die reſolute Frau Rath?“ bemerkte die Hofräthin.

Noch ehe man auf dieſe raſch auf einander folgenden Fragen eingehen konnte, ward die Geſellſchaft durch ein anderes Ereigniß angezogen. In einem großen ſchwarzen Armſtuhl ruhte ein alter Mann, mit breitem Geſicht, auf ſeinen weißen Locken ſaß ein ſchwarzes Sammtkäppchen; er hatte an der ganzen Beſprechung keinen unmittelbaren Antheil genommen, auch kein Laut gab ſeine Anweſenheit kund, die Geſellſchaft ſchien Dies gewohnt und ließ ihn nach ſeiner Weiſe gewähren. Jetzt ſtand der Alte plötzlich auf, in haſtigen aber

feſten Schritten das Zimmer auf und ab wandelnd recitirte er in declamatoriſchem Geſang das nicht bekannte Lied:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir vom Präceptor entlaſſen,
Uns fröhlich dann durften umfaſſen,
Zu jeglichem Schwanke bereit —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir noch den jüngeren Mädchen
Beim Stricken zerriſſen die Fädchen,
Bei älteren ſchon thaten geſcheit —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir müde des Tändelns und Scherzens,
Dann folgten dem Drange des Herzens,
Der Einzigen ganz nur geweiht —
Das war eine glückliche Zeit."

Edmund ſah auf Antonie; auch ihr Auge weilte auf ihm; ihre Blicke küßten ſich, ſie ſchauten dann furchtſam zur Erde; der Alte aber fuhr fort:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als es klang in den lauſchenden Ohren:
Ein Sohn, o Vater, iſt dir geboren!
O komm — daß die Mutter ſich freut!
Das war eine glückliche Zeit.

Vorbei iſt die glückliche Zeit —
Und Alles, was uns hat erfreut —
Doch iſt uns vom Schickſal gegeben
Erinnerung, ſie hält uns am Leben,
Und ſomit genießen wir heut'
Noch einmal die glückliche Zeit.

Und wenn einſt die glückliche Zeit
Nicht mehr in Erinnrung uns bleibt,
Dann nahe Freund Hain mit Erbarmen,
Er nahe ſich leiſe uns Armen,
Er löſch' unſer Leben und Leid,
Denn droben iſt glückliche Zeit!"

Der Alte hatte geendet, er ſetzte ſich wiederum ſtill in ſeinen Armſtuhl und drückte ſich mit der Hand die Augen zu. So mußten die alten Barden geſungen haben, ſo kühn und frei aus ganzer Seele; er hatte den muſikaliſchen Rhythmus oft verändert, ſeine Stimme ragte oft hinaus über die Geſangstöne und breitete ſich in lebendigem Schmerzes- und Jubelſchrei aus.

„Das iſt ein herrliches Lied," ſagte die Hofräthin, „es gleicht der Himmelsleiter, die auf dem Boden ruht und in den tiefſten Himmel hineinragt, Engel ſteigen auf und nieder."

„Es iſt ſo ſchön," ſagte Edmund, „daß hier nur die Hochpunkte, ich möchte ſagen die Hochzeiten des Lebens hervorgehoben ſind; man glaubt, es wären hier Sprünge gemacht, und doch iſt es nicht ſo."

Nur die Majorin konnte auch hier ein Mißbehagen nicht verbergen, denn ſie fand es unſchicklich, wie hier einzelne Lebensmomente hervorgehoben waren.

Die Gesellschaft entfernte sich bald, der Alte ging mit den Weggehenden, und obgleich er noch eine Strecke gleichen Weg mit ihnen hatte, sagte er ihnen doch schon vor dem Hause „gute Nacht“ und ging allein.

Als die Majorin mit ihrem Gatten und ihrer Tochter allein in ihrem Zimmer war, machte sie ihrem Aerger Luft.

„Die eingebildete Hofräthin,“ sagte sie, „mit ihrer Geistreichthuerei wird täglich unausstehlicher; da läßt sie den ganzen Abend das Gespräch nicht von der Stelle kommen; ist das erhört? Der junge Advokat ist ein eingebildeter Mensch, ohne alle Erziehung, ich habe schon lange dagegen protestirt, ihn in unsere freundschaftlichen Zirkel zu ziehen, und ich führ' es jetzt gewiß durch. Wie hast du dich amüsirt, Rosette?“

„Das Lied war recht schön,“ sagte diese.

„Ich weiß nicht,“ sagte der Major, „ich kann mich auch nicht in die Mode der jungen Leute, wie der Advokat ist, finden, die auch bei ihren Gefühlsverhandlungen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einführen; spricht doch der Mann vom menschlichen Herzen und seinem tiefsten Inhalt, als ob von einer Flasche Wein die Rede wäre; Dinge, die man sonst kaum seiner Geliebten zu sagen wagte, spricht er mit einer unerhörten Allgemeinheit und Freiheit aus.“

Wäre Edmund bei diesem Vorwurf zugegen gewesen, so hätte er in der Erwiderung eine Grundlage seines Wesens und Charakters offenbart; denn er ging von der Ueberzeugung aus, daß durch das unumwundene Aussprechen unserer innersten Ansichten auch in den

persönlichen Beziehungen aller Zwiespalt und alle Halbheit gelöst würde; nur die Heimlichkeit unseres Gefühllebens, sagte er oft, steigert dieses so hoch, daß wir es für den Hort unseres Daseins ansehen und die frische That darüber verträumen, und, setzte er hinzu, lobt und preist man nicht den lyrischen Dichter, der seine ureigensten Gefühle und Geistesbewegungen in rein persönlicher Weise der ganzen Welt offenbart? Sollte es nicht ebenso gestattet sein, in größeren Kreisen sein Fühlen in Worten heraustreten zu lassen? Die Druckerei hat die Menschen einander entfremdet, wir müssen wieder zusammenrücken, uns als ganze Menschen geben und ganze dafür empfangen. —

Erst nach langem Widerstand, nach vielen Täuschungen und Mißdeutungen lernte Edmund sich der Erfahrung fügen, daß die Welt nicht unser ganzes Sein in sich aufnimmt, sondern nur einzelne Thatsachen aufgreift. — —

Eilen wir indeß, um die Heimgehenden noch zu begleiten. Der Professor hatte die Hofräthin am Arm und ging voraus, sie sprachen über die Schicksale des Alten, der das Lied gesungen; er hatte ehedem auf der deutschen Schaubühne eine glänzende Rolle gespielt und verlebte nun seine alten Tage, wenn auch oft harmvoll, doch glückselig in der Erinnerung an die verrauschten Triumphe. Der Hofrath, der seine älteste Tochter Meta führte, und Antonie am Arme Edmund's

gingen neben einander. Schweigend ſchritten ſie dahin, der Schnee knarrte unter ihren Füßen, die Sterne glitzerten hell, Niemand ſprach ein Wort; Edmund drückte den Arm Antonien's feſter an ſeine Bruſt, er wagte es endlich, ihre Hand zu faſſen, ſein warmer Druck wurde zitternd erwidert; Edmund ärgerte ſich über den ledernen Handſchuh, der die Berührung ihrer Hand hinderte, er faßte den Handſchuh leiſe an den Fingerſpitzen und ſuchte ihn abzuziehen; Antonie widerſtrebte zagend und tief Athem holend, er aber zog immer weiter und endlich faßten ſich ihre Hände warm und innig; nach und nach verlor ſich das Zittern in der Hand Antoniens, und Edmund berührte ſie mit ſeinen Lippen.

Man näherte ſich dem Hauſe des Hofraths; „ſchlaf wohl," flüſterte Edmund leiſe, „ſchlaf wohl," antwortete Antonie mit kaum hörbarer Stimme.

„Gute Nacht, Frau Hofräthin, Fräulein Meta, Fräulein Antonie, gute Nacht," ſo hieß es nun; Antonie ſtand auf der Thürſchwelle und blickte Edmund nochmals an, ihr Antlitz ſtrahlte, die Thüre öffnete und ſchloß ſich.

Der Profeſſor zog ſeine Cigarrenbüchſe aus der Taſche, ſteckte ſich eine Cigarre an, indem er auch Edmund eine ſolche anbot, dieſer dankte und bog ſogleich in eine Seitengaſſe ein. Unauslöſchliche Flammen brannten in den Adern Edmund's, er lief noch lang in den menſchenleeren Straßen umher, bald ſtand er plötzlich ſtille wie eingewurzelt da, bald ſprang er wieder wie ein junges Reh dahin, endlich aber ſchlich er nach

Hauſe, legte ſich zu Bett, ohne ein Licht anzuzünden, er wollte nichts ſehen von der Außenwelt; er blickte in ſich, und auf die Frage: wer iſt glücklich? antwortete er mit einem ſeligen: Ich!

Unterdeſſen war Antonie längſt in ihr Zimmer zurückgekehrt, ſie ſtellte ſich vor den Spiegel, ein freudeglühendes Antlitz ſchaute ſie daraus an, dann fiel ſie ihrer ältern Schweſter um den Hals und rief wonneſelig: „Meta, ich bin unendlich glücklich.“ Weiter konnte ſie nichts ſagen, ſie weinte.

Die Hofräthin aber, den Gedanken ihres Mannes zuvorkommend, ſagte im ſtillen Kämmerlein: „Ich muß dafür ſorgen, daß der junge Advokat nicht in ein zu nahes Verhältniß zu unſerer Antonie tritt.“

Die ungünſtigen Verhältniſſe Edmund's und die glänzenden anderer Bewerber wurden nun weiter auseinandergeſetzt. — —

Es war einige Tage ſpäter, der Morgen begann zu grauen, Edmund lag wachend im Bett; er dachte darüber nach, daß er die Advokatur aufgeben und in den Staatsdienſt eintreten wolle. „Ich bin dieſes Opfer meiner Freiheit,“ ſagte er zu ſich, „Antonie ſchuldig. Iſt dieß aber nicht ein Abfall von meinen beſten und innigſten Ueberzeugungen? . . . Nein. Alles wird ſchlimmer, wenn ſich die Beſſeren davon zurückziehen . . . die Ungerechtigkeit, die Willkürherrſchaft —“

Ohne daß angeklopft worden war, trat plötzlich ein

Gensdarm in das unverschlossene Schlafzimmer Edmunds und stand vor seinem Bett.

„Was giebt's?“

„Stehen Sie auf, Sie müssen mit uns,“ erwiderte der Gensdarm und zeigte Edmund einen Verhaftsbefehl; dieser überflog ihn schnell, und nach der Thüre blickend, gewahrte er dort noch einen zweiten Gensdarmen.

Edmund stand rasch auf und kleidete sich an; er verlangte nach einem Wagen.

„Steht schon unten,“ sagte der Gensdarm. Edmund rief seine Hausleute herbei, zeigte ihnen an, daß er verhaftet werde, und daß man dieß seinen Freund, den Arzt Hermann Müller wissen lassen solle; sodann setzte er sich, von den beiden Gensdarmen begleitet, ruhig in den Wagen, der mit ihm fortrollte vor die Stadt hinaus nach der Landstraße, die nach der Festung, dem Staatsgefängnisse führte. Es war ein trüber, nebliger Morgen; Edmund saß dumpf und in sich gekehrt neben dem Gensdarm, der behaglich eine Pfeife schmauchte; erst als man kaum hörbar über die Hängebrücke fuhr und als gleich darauf in den Casematten das Rasseln des Wagens lärmend wiederdröhnte, erwachte Edmund aus seinem stillen Brüten. Man stieg aus, Edmund wurde in das Zimmer des Inspectors geführt, dieser durchsuchte ihn, nahm ihm das Notizbuch und das Messer, das er bei sich hatte; Edmund zuckte zusammen, als der Inspector einen Damenhandschuh aus der Busentasche zog und schlau lächelte; schnell aber faßte sich Edmund wieder, und ihm den Handschuh entreißend, sagte er:

„Herr Inſpector, das geht Sie nichts an.“

„Ho, ho! nicht ſo wild,“ lächelte dieſer, und ſtrich ſich ſeinen grauen Schnurrbart. Edmund verlangte nach dem Richter. „Wird ſchon kommen,“ ſagte der Inſpector, „jetzt kommen Sie mit mir,“ er führte Edmund in ſein Zimmer und ſagte wieder: „gedulden Sie ſich, es hat Alles ein End',“ und ſomit ſchloß er die Thür hinter ſich. — —

Edmund war angeſchuldigt, der Verfaſſer oder Mitherausgeber der in der Schweiz erſchienenen Schrift: „***ſche Mißſtände“ zu ſein.

Edmund antwortete auf alle an ihn gerichteten Fragen, daß er keiner Spezialkommiſſion, ſondern nur ſeinem rechtmäßigen Richter, dem er entzogen war, Rede und Antwort ſtehe; auch verlangte er, daß eine von ihm verfaßte Beſchwerdeſchrift dem Landtage vorgelegt werde. Unabänderlich blieb Edmund bei ſeiner Weigerung, ſeine Haft zog ſich immer mehr in die Länge. Monate vergingen, Edmund lebte ſich in die Wiſſenſchaft, in die Betrachtung des Staaten- und Menſchengeſchicks ein; vor der in einer Gitterlaterne verſchloſſenen Lampe offenbarte ſich ihm immer mehr das Licht der ewigen Freiheit, wie es unauslöſchlich durch alle Zeiten hindurchdringt; und ſo ſich in den Geiſt der Zeiten und ſeine ewigen Geſetze verſenkend, vergaß er ſein eigenes Schickſal und harrte geduldig des Endes. Der Frühling trieb ſeine erſten Keime aus der verjüngten Erde, auch in Edmund's Bruſt regte ſich ein unruhevolles Drängen und Treiben, er fühlte ſchwer ſeine Abgeſchiedenheit und mit tauſend Sehn-

ſuchtstrieben ſtrebte er hinaus nach dem ſonnigen, freien, friſchen Leben; oft hatte er Antoniens und ihres Schmerzes gedacht, aber in dem Gedanken an ſie klärte ſich ſeine Seele ſtets wieder auf, er war ſich im tiefſten Herzen bewußt, daß ihre Seele bei ihm war; er hatte ſich nie nach ihr erkundigen können, denn alle ſeine Briefe mußten dem Unterſuchungsrichter vorgelegt werden. Jetzt war es ihm oft, als ob ein namenloſes Unglück ihm bevorſtände, mitten in die ernſteſten Studien hinein verfolgte ihn dieſe trübe Ahnung und umflorte all ſein Denken; mit aller Macht und Freiheit ſeines Geiſtes konnte er dieſe dunkle Ahnung nicht bannen. —

Feierlich erklang die Thurmglocke von der Feſtungskirche, die Gefangenen wurden alle zur Kirche gebracht, ein Gebet für das Seelenheil des heute verſtorbenen Fürſten wurde verrichtet; Edmund lächelte in ſich hinein über ſeine trübe Ahnung, aber trotz dieſes ſiegreichen Lächelns war der Trübſinn noch nicht ſo in ihm verſchwunden, wie er ſich gern bereden mochte.

Wenige Tage darauf kam der Inſpector zu Edmund und kündigte ihm laut der Amneſtie des jungen Fürſten die Freiheit an.

Edmund verließ ſtill die offenen Thore der Feſtung, draußen warf er ſich nieder auf die freie Erde, ſeine Lippen ſprachen kein Wort, ſeine ganze Seele war Ein heiliger Gedanke. Die Mitbefreiten riefen ihm zu, er lag noch eine Weile ſtill und ſcheute ſich nicht, ſo vor den Augen Vieler ſein Innerſtes kund zu geben; endlich richtete er ſich auf und wandelte mit den Jubelnden

und Lachenden dem nahen Dorfe zu. Edmund nahm ſich vor, ſtill und ernſt wieder in das Leben zu treten. Es war ihm nicht vergönnt. Hüteſchwenkend und hochrufend jubelten ihm ſeine Freunde zu, die ihm aus der Stadt entgegengekommen waren. Nach herzlichen Umarmungen mußte er mit ihnen in das Wirthshaus, alle Mitbefreiten und ihre Freunde gingen mit, es war eine ſchöne Stunde, da Luſt und Hoffnung die Herzen Aller geöffnet hatte.

Edmund nahm, ſobald er konnte, ſeinen Freund Hermann bei Seite: „Wie ſteht's im Hauſe des Hofraths Romann?“ fragte er.

„Meta iſt die Braut des Profeſſor Hailer; du weißt ja wie's geht, große Männer haben immer gern bloß gutmüthige Frauen, damit ſie ſich in einem Vergrößerungsſpiegel ſehen können.“

„Und Antonie?“

„Soll die Braut des verwittweten Regierungsraths Meißner werden; ſie iſt aber, wie ich höre, gefährlich krank.“

Edmund faßte krampfhaft die Hand ſeines Freundes und zog ihn aus dem Zimmer; ſie ließen ſchnell anſpannen und fuhren wie im Fluge, für Edmund aber viel zu langſam, nach der Stadt zurück. Es war längſt Nacht geworden, als ſie ſich der Stadt näherten; hell leuchtete ſie von ferne, ſie fuhren durch die illuminirten Straßen, Edmund drückte die Augen zu, er konnte das viele Licht nicht ertragen. In der wogenden Menſchenmaſſe mußten ſie langſam fahren; Edmund ſprang aus dem Wagen und eilte nach dem Hauſe des Hofraths.

Hier ſtand er plötzlich eine Weile ſtill, ſein Herz klopfte raſch, ſeine Adern drohten zu ſpringen, ſchnell aber raffte er ſich wieder zuſammen und eilte die Treppe hinauf; er trat in das Wohnzimmer. Die Eltern und Verwandten blickten ihn verwundert und kummervoll an, Todtenſtille herrſchte, man hörte nichts als das ſchwere Athemholen Edmunds. Edmund! Edmund! rief eine Stimme aus einem innern Gemach, Edmund eilte hinein, Antonie ſtreckte ihm ihre Arme entgegen und richtete ſich auf. „Komm!“ rief ſie, er lag an ihrer Bruſt, dann kniete er vor ihrem Bett nieder, ſie faßte ſeine Hände in die ihrigen, ihre Thränen floſſen in einander. —

* * *

Auf dem Romann'ſchen Familienbegräbniß ſteht ein Kreuz, darauf die Worte: „Schlaf wohl, Antonie!“

Edmund iſt als Vertreter des Vaterlands und als Rechtsfreund geliebt und geehrt von allen Freunden des Vaterlandes und des Rechts; dem Gemeinwohl gilt alle ſeine Liebe, all ſein Streben. Er hatte ſich ihm gewidmet, da er noch ein perſönliches Glück hoffen durfte, er iſt ihm nur treu geblieben, ſein Glück beſteht nur noch in dem Wohle Anderer.

Wer iſt glücklich? —

Digitized by Google

Des Waldschützen Sohn.

Ein Stück Kindesleben.

Digitized by Google

I.

Von Buchen umweht,
Ein Jagdhaus ſteht,
Einſam im waldigen Düſter;
Wo man hört am Tag
Nur der Vögel Schlag,
Und Nachts der Bäume Geflüſter.

Der alte Vers kommt mir in den Sinn, da ich ein Stück aus dem Leben des kleinen Eberhard erzählen ſoll. Und die Geſchichte ſelber? Mir iſt's, als berichte ſie eines jener alten Lieder, mit düſterer langtöniger Weiſung, wie man ſie oft in einſamen Thalen hört — als wär's an mich herangeflogen. Und doch ſteht noch das ſteinerne Kreuz, wenn auch halb eingeſunken, und die wilden Roſen blühen um das mooſige Geſtein.

Drum hört zu.

Da ſteht das Jägerhaus, ſo ſtill und einſam, wie das Lied verkündet, im Sonnenſchein liegt der braunrothe Hühnerhund, mit geſchloſſenen Augen, als ſchliefe er, nur manchmal ſchnappt er auf nach einer Fliege, die ihm gar zu keck auf der Naſe tanzt; hat er ſie erhaſcht, iſt ſie ungerupft und ungeſotten im Augenblick verzehrt; iſt ſie dem verſchlingenden Rachen entflohen,

ſo legt ſich der Hund, verächtlich die Ohren ſchüttelnd, mit gleicher Ruhe wiederum nieder. In den Mienen des Nimrod — ſo heißt der Hund — iſt zu leſen, wie tief unter ſeiner Würde ihm eigentlich ſolche Fliegenjagd vorkommt, aber bald ſind's zwei Monate, daß er keinem andern Wilde auf der Fährte folgte; der letzte Schuß, den er vernommen, hatte ſeinen Herrn getroffen, und um ihn weint die Mutter und ihr einziges Kind, Eberhard. Der Hund aber kann nicht weinen, er kann nur ſtill trauern und er iſt abgemagert, als plagte ihn ein böſes Gewiſſen noch obendrein; in der That iſt er auch nicht frei von Sünde. Das wird ſich Alles ſchon ſpäter offenbaren, denn es bleibt nichts verborgen. Der Nimrod ſteht auf, ſtreckt ſich, macht ein Geſicht, als wäre ihm das Leben verleidet, und geht dann langſam nach einer Hecke, bleibt ſtehen und ſieht dem kleinen Eberhard zu, der auf dem Boden ſitzt, kleine Lindenzweige ſchnitzelt und klopft.

Eberhard iſt ein Knabe von kaum neun Jahren, ſeine ganze Kleidung beſteht aus einem Hemd und vielfach geflickten leinenen Hoſen, die blonden Haare ſind unverſchoren, unter der gewölbten Stirn lugen helle blaue Augen heraus, die vollen Wangen zeigen, daß er ſich noch nicht viel Kummer gemacht, und die offene gebräunte Bruſt, daß er ſchon viel draußen frei umherſchweift. Jetzt hat er den Mund geſpitzt und pfeift leiſe abgebrochen vor ſich hin, er pfeift den Zweigen die Töne vor, die er ihnen ſpäter entlocken will. Als der Hund ſo vor ihm ſtand, ſagte er: „Möchteſt auch gern ein Pfeifchen haben, Nimrod? O du armes

Thierle! Kannſt nichts als hu hu machen, und Ich kann ſingen und jodeln und Pfeifchen machen; paß nur auf, wenn's fertig iſt.“ In ſich hinein dachte er: „Wenn die Vögel auf den Bäumen ſingen, dann haben die Zweige auch Töne in ſich und man muß ſie nur recht herrichten, dann kommt's 'raus. Die Zweige im Wald ſind jetzt alle lauter unfertige Pfeifen, und wenn man erſt einmal ſo eine ganze Rinde vom Stamm abkriegen könnt', hui! was müßt' das pfeifen! Das müßte man ſo weit hören wie die Thurmglocke! Aber ... es müßt' eines ein gut geſchlitztes Mundſtück haben, um das Ding zwiſchen die Lippen zu nehmen ... das möcht' ich einmal ſehen.“

Eberhard lachte vor ſich hin, bei dem Gedanken an das unendlich große Maul, in dem die ganze Rinde eines Lindenbaumes als Pfeife ſteckt.

Der Hund dachte, das Lachen gelte ihm, denn er konnte wahrſcheinlich nicht begreifen, wie man ſo allein, mit ſeinen Gedanken lachen könne. Um nun die Freundlichkeit Eberhards zu erwidern, drückte der Nimrod ſich an ihn, der Knabe aber ſagte: „Sei jetzt ruhig, leg' dich, ich habe keine Zeit zum Spielen wie du, ich habe zu ſchaffen.“ Der kleine Eberhard war etwas zu wild und haſtig für das ſorgfältige Geſchäft; hatte er die Rinde mit dem Meſſerheft locker geklopft, ſo zerſprang ihm doch eine nach der andern, weil er ſie zu raſch abdrehte; auch mußte er erſt noch erfahren, daß man nur aus den Mittelſtücken, wo keine Nebenzweige Löcher einreißen, Pfeifen ſchnitzen kann. Das merkte er ſich jetzt und indem er den letzten noch brauchbaren

Zweig aufhob, ſagte er: „Du mußt gut werden, halt nur ſtill.“

Plötzlich hörte man aus dem Wald einen durchdringenden Pfiff, wie ihn die Kunſtverſtändigen hervorbringen können, wenn ſie den Finger gekrümmt zwiſchen die Zähne klemmen. Der Hund ſprang auf und ſpitzte die Ohren, der ſchrille Pfiff wiederholte ſich raſch noch zweimal und wie im Flug war der Hund davon. Eberhard ſprang ihm nach, pfiff und ſchrie: „Nimrod! komm', da! Nimrod!“ Der Hund hörte nicht und war nicht mehr zu ſehen. Eberhard lief ihm aber immer weiter nach, unaufhaltſam, tief in den Wald, als jagte Jemand hinter ihm drein. Endlich hielt er an und beſann ſich, daß der Hund ſchon allein nach Haus kommen werde, „er iſt ja ein treues Thier, aber untreu iſt's doch von ihm, daß er ſo davon lauft,“ dachte Eberhard.

Die Mutter hatte ihrem Sohne verboten, allein in den Wald zu gehen und er hatte auch verſprochen, das Verbot zu halten; jetzt aber — dachte er — biſt du gegen deinen Willen in den Wald gekommen, haſt ja den Nimrod heimbringen wollen, du haſt das Verbot nicht übertreten, kannſt nichts dafür, und jetzt biſt einmal da und jetzt bleibſt auch ein Weilchen und laufſt dich aus nach Herzensluſt.

So leicht macht man ſich etwas vor, wenn man ein Unrecht begehen will, man glaubt ſelber nicht daran, und im hinterſten Grund iſt eine Stimme, die Einſprache thut; aber oftmals macht man's wie jetzt der Eberhard, der jodelt und ſingt, daß er die Stimme ſeines Gewiſſens in der Bruſt nicht höre, und er ſteigt bald auf

dieſen bald auf jenen Baum, als ob ihm ſein guter Geiſt da nicht nachklettern könnte, aber der iſt immer um und an ihm und zerrt ihn an allen Gliedern, gemahnend, daß er ſich auf den Heimweg machen ſolle.

Er ſteigt auch ab und wie er vom Boden aufſchaut zwiſchen die durchſichtig grünen Blätter nach dem blauen Himmel, da huſcht ein Eichhörnchen an der Buche hinauf, ſetzt ſich oben auf einen Aſt, putzt ſich und ſchaut vergnügt umher. Eberhard ſchnalzt mit den Fingern und denkt: „Hätt' ich dich nur! Ich bin doch viel übler dran als ſo ein Vogel oder ein Eichhörnchen; ich kann nicht fliegen und nicht ſo klettern. Der Nimrod hat Recht gehabt, daß er ſo in den Wald verlaufen, da iſt er Meiſter und wir mit unſern pratſchigen zwei einzigen Füßen können ihm nicht nach. Mit vier Füßen, ja, da wollt' ich anders ſpringen . . .“

Ein Spottfink ſitzt hoch oben auf der Spitze eines dürren Aſtes und verlacht in allen Weiſen die ſeltſamen Gelüſte Eberhards. Es ſind ſchlimme Vögel, die Spottfinken, ſie haben keinen eigenen Waldſchlag und ahmen die Weiſen aller Vögel nach, die Nachtigallen, Amſeln, Buchfinken u. ſ. w., ſie können aber keine Weiſe bis zu Ende bringen und verfallen alsbald in eine andere. Eberhard iſt ärgerlich und will den Spottfink durch Schreien und Werfen verſcheuchen, der läßt ſich aber nicht vom Platz bringen, bis er den Knaben die Krone des Baumes heraufkommen ſieht, huſch! fort iſt der Vogel und giebt ſein Liederhäkſel von einem andern Baume preis. Eberhard findet aber noch Vögel, die nicht fortfliegen konnten, es war ein Schwarz-Amſelneſt

mit kaum aus dem Ei gekrochenen Jungen. „Eins, zwei, drei, vier, fünf“ zählte Eberhard, „wieder eine ungerade Zahl! In allen Vogelneſtern habe ich das noch immer getroffen, das hat 'was zu bedeuten, wenn man nur wüßte was? Meine Mutter hat doch recht gehabt, daß ſie der Henne eine ungerade Zahl Eier zum Ausbrüten untergelegt hat.“

Hätte Eberhard nur beſſer aufgepaßt und aus den wenigen Neſtern, die ihm vorgekommen waren, nicht alsbald eine allgemeine Regel gebildet, ſo hätte er wohl wiſſen können, daß es mit der ungeraden Eierzahl gar kein Geheimniß auf ſich hat, da es einfach nicht wahr iſt. Die Haus- und die Feldtaube brütet ja nur ein Paar Junge aus, und ein Paar iſt doch auch eine gerade Zahl.

Aber freilich, wenn man in der Jugend Alles wüßte, brauchte man nicht alt zu werden.

Die jungen Amſeln, denen ihre Mutter vielleicht noch nicht geſagt hatte, wie viele Geſchwiſter ſie ſeien, ſtreckten die gelben Schnäbel nach Eberhard auf und lugten ihn mit ihren gelb eingeränderten Augen verwundert an; es war ihnen gleich, wie viel ſie waren, wenn ſie nur ſattſam zu eſſen bekamen. Eberhard zog Meſſer und ſelbſtgedrehte Schnur, die er immer bei ſich trug, aus der Taſche, und fand richtig zu unterſt noch einige wackere Broſamen, er kaute ſie und äzte die Vögelchen damit. Ihr ganzer Dank beſtand darin, daß ſie die Köpfchen ſchüttelten, ſich niederduckten um noch lange an dem Empfangenen hinab zu würgen; das jüngſte war ſo undankbar, gar nichts anzunehmen.

Eberhard ſah, daß er das Neſt noch nicht ausheben dürfe, wenn die Jungen nicht alle ſterben ſollten. Auch regte ſich ein Mitgefühl in ihm, indem er dachte, wie es der Mutter ſein müſſe, wenn ſie heimkehrt und alle ihre Kinder ſind fort; aber warten wollte er doch, bis die Alte käme. Jetzt dachte er auch wieder an ſeine eigene Mutter und es überfiel ihn heiß, wie lang er ſchon von Hauſe weg war. Ein frommer Gedanke ſtieg in ihm auf, er wollte die Vögel immer ihrer Mutter laſſen und nur bisweilen herauskommen und nach ihnen ſchauen. Nochmals kam ihm das Verlangen, er ſolle die Vögel doch ſelber nehmen, denn es könne ein anderer Knabe heraus kommen, ſie finden und wegtragen; aber ſein guter Geiſt war ſtärker; er wollte nicht ſelber hartherzig ſein, weil es ein Anderer auch ſein könnte. „Behüt' euch Gott!“ hauchte er ganz nahe in das Neſt hinein und ſtieg hinab, unten aber ſchnitt er noch drei Kreuze in den Baum, damit er ihn wieder kenne.

Endlich ging es nun heimwärts, aber ein kleiner Umweg durch den Tannenwald ſollte doch noch genommen werden und — vielleicht findet ſich auch der Hund.

II.

Warſt du ſchon einmal um Mittag mutterſeelenallein tief im Tannenwald?

Wie glatt ſtehen die ſchlanken Stämme, glitzernd im gebrochenen Sonnenſchein, würzigen Duft ausſtrömend; hoch oben ragen die Kronen und zu den Füßen ſchließen ſich die kleinen Zweige des Mooſes als Decke feſt

aneinander, ſie neiden den gewaltigen Stämmen ihre Höhe nicht, ſie müſſen ja darob weit auseinander rücken, die kleinen Moosgeflechte aber ſchlingen ſich traulich zuſammen und halten ſich warm. Dort ſteht ein einſamer Buſch von Stechpalmen mit ſtrahlenden Blättern, eine Eidechſe, die ſich im Mooſe ſonnte, raſchelt tiefer hinein bei deinem Nahen. Laß ſie in Frieden, die Böſen, wer weiß, wozu die Weltenkraft ſie bildete!

Wandle nur fort, in Träumen verloren, Hören und Sehen iſt eins, du weißt nicht mehr, wer du biſt und woher du kommſt und das Menſchenkind iſt worden gleich dem frommen Reh mit ſeinen unhörbaren Tritten. Die Natur hält ihren Athem an, ihr Herz pocht in deiner Bruſt.

Plötzlich rauſcht es dir zur Seite, ein Mann ſteht vor deinen erſtaunten Blicken, um und um grün angethan, als wäre er ein lebendiger Sohn des Waldes, ein Bruder der Bäume, er ſteht ſtill, die Hand in das Gewehrhalfter geſteckt und betrachtet dich mit forſchendem Auge.

So war Eberhard dahin gegangen und ſo ſtand jetzt ein Mann vor ihm, aber freundlich lächelnden Angeſichtes, es war der Beſitzer des Waldes, ein reicher Bauer, der Vetter Gottfried genannt von Allen in der ganzen Gegend, die nicht mehr mit ihm verwandt waren als der Kaiſer von Rußland.

„Wie kommſt du daher?“ fragte Gottfried.

„Zu zweit,“ erwiderte Eberhard auf ſeine Füße deutend, denn er dachte an ſeinen früheren Wunſch.

„Was ſuchſt du denn?“

„Nichts, oder doch, unſer Hund iſt verlaufen.“

„Laß ihn zum Henker laufen, der Hund iſt ein Kalfakter, er hat zu viel Herren gehabt und iſt nun ganz wirr im Kopf. Wenn ich ihn antreffe, ſchieß' ich ihn nieder.“

Eberhard faßte die Hand Gottfrieds und bat ſo dringend um das Leben des Thieres, daß Gottfried endlich verſprach, noch Geduld zu haben. Er ließ die Hand des Knaben nicht mehr los und ſie gingen eine Weile ſtill neben einander, bis ſie auf eine kleine Erhöhung kamen, wo die ſchönſten Tannen ſtanden, da ſagte Eberhard: „Vetter, das ſind aber prächtige Bäum' da, ſo ſchön ... ſo ſchön ... wie die Kirch' und ... noch viel ſchöner.“

„Das iſt recht, daß ſie dir auch gefallen,“ ſagte Gottfried, „ſieh, das Stück Wald von der Stechpalme dort bis hinab gegen den „kühlen Grund,“ das iſt meine Staatsſtube, mein Prachtzimmer, kurz, mein Vergnügen; im Winter, wenn der Saft in den Bäumen ſtockt und es an's Holzfällen geht, da hat man dieſe Stämme hier ſchon vier, fünfmal zum Schlagen ausgezeichnet, aber immer wenn's drauf und dran kommt und ich ſie anſehe, ſo denk' ich: laß ſie ſtehen, es iſt ihnen ſo wohl und es iſt ja eine Pracht und eine Herrlichkeit. — Es ſteckt ein ſchönes Kapital da müßig drin, aber ich habe es zu meinem Vergnügen und das iſt doch auch etwas und es freut mich jedesmal in's Herz hinein, wenn ich da her komme und die Bäume leben noch friſch und geſund.“

„Sterben denn die Bäume auch?“ fragte Eberhard.

„Freilich," erwiderte Gottfried, „Alles auf dieſer Welt muß ſterben. Wenn die Bäume über ihre Zeit ſtehen, werden ſie im Innerſten herzſpältig."

„Vetter," begann nun Eberhard wieder, „Ihr könnet mir gewiß ſagen, wohin kommen denn die Millionen und Millionen Vögel, die auf der Welt ſind, man findet ja wunderſelten eine Vogelleiche?"

„Da kannſt du ſehen," erwiderte Gottfried, „wie reinlich eigentlich die ganze Natur iſt, oder wie ſchamhaft; was verbraucht iſt, geht von ſelber auf. Wenn ſo ein Vogel in ſich ſpürt, daß es an's Sterben geht, und das merkt er ganz genau, dann verkriecht er ſich meiſt in eine Höhle, eine Schlucht, wo ihn die Marder, die Iltiſſe, Füchſe und dergleichen finden, oder in eine Felſenſpalte, einen hohlen Baum, wo ihm die Ameiſen, Käfer und Fliegen beikommen, da legt ſich dann der Vogel geduldig hin, duckt den Kopf unter die Flügel und wartet, bis ſein Herz zum letztenmal klopft und ihn die letzte Zuckung ſtreckt, und kaum zwei Tage nach ſeinem Tod haben ihn die Ameiſen und dergleichen verzehrt und es iſt nichts mehr von ihm da als die Federn, die im Wind verfliegen oder die die jungen Vögel auffangen und ihre Neſter mit ausfüttern. Denk nur einmal, wenn es anders wäre, man bekäme ja keine friſche Luft vor dem Todtengeruch, der überall aufſtiege. Alles iſt gar weiſe in der Welt eingerichtet. Die Vögel freſſen ihr Leben lang ſo viel Ameiſen, Käfer, Fliegen, und am Ende werden ſie wieder von ihnen ſelber gefreſſen. Ich weiß nicht, ob es ganz genau iſt wie ich ſage, aber es kommt mir ſo vor,

und es liegt was Heiliges darin, daß die freien Thiere in ihrem Tode ſich ſcheu unſeren Blicken entziehen."

Eberhard freute ſich gar ſehr dieſer Auskunft und klagte, daß ſeine Mutter ſo wenig vom Waldleben wiſſe und daß er Niemand mehr fragen könne, ſeitdem der Vater todt iſt.

„Vetter," ſagte Eberhard wieder, „wiſſet Ihr auch, warum die Wagen vier Räder haben?"

„Man hat ja auch zweiräderige Karren," antwortete Gottfried.

„Ja," entgegnete Eberhard, „aber die vierrädrigen ſind doch viel mehr und viel beſſer, die zweirädrigen, die ſind juſt wie ein Menſch mit ſeinen zwei Füßen, leicht umgeworfen."

„Wenn er ſich nicht im Gleichgewicht hält," ſchaltete Gottfried ein und Eberhard fuhr fort:

„Ich meine, man hat die vierrädrigen Wagen von den ſchnellen Thieren abgeſehen und ihnen nachgemodelt. Die Vögel haben nur zwei Füße, weil ſie nicht zum Gehen da ſind, aber zum Fliegen, und Alles, was auf dem Boden bleiben muß, hat vier Füße; iſt's nicht ſo?"

„Ja, und die Wagen?"

„Die ſind wie ſo ein vierfüßiges Thier. Wenn mein Hund ſo ſpringt, kommt er mir wie ein Wagen vor und der Kopf iſt die Deichſel und der Leib iſt das Schiff und da geht's hurtig und da iſt leicht wenden. Und davon, mein' ich, haben die Menſchen das Wagenmachen abgeſehen, und jetzt ſpannt man einen vierfüßigen Ochſen oder ein Pferd an den nachgemachten Vierfüßler und das paßt zuſammen. Nicht wahr?"

Gottfried nickte bejahend, und da Eberhard einen ſo gutwilligen Abnehmer fand, packte er allerlei kunterbuntes Zeug aus; ein Goldammer pfiff und Eberhard fragte:

„Vetter, meinet Ihr, daß der Vogel weiß, wie er heißt?“

„Wie meinſt du Das?“

„Ich denke, wir Menſchen haben den Vögeln ſo ihre Namen gegeben, ſie wiſſen aber nichts davon, und ich möchte jetzt herausbringen, wie ſie ſich unter einander anrufen, wie ſie unter einander heißen; ich möchte wiſſen, was das zu bedeuten hat, daß ſo ein Vogel den geſchlagenen Tag den ganzen Leib anſtrengt und ſingt.“

„Ja das weiß man eben nicht.“

„Wir haben für ſo viele,“ fuhr Eberhard fort, „nur einen einzigen Namen, Schwalbe oder Lerche oder ſo. Ich meine, wenn ſo eine Amſel fünf Kinder hat, müßte auch jedes ſeinen beſondern Namen haben.“

„Die Vögel,“ erwiderte Gottfried lächelnd, „bringen ihre Kinder nicht in die Kirche, daß man's tauft.“

„Vielleicht haben die Vögel aber doch beſondere Namen unter ſich und wir wiſſen's nur nicht.“

„Ja, wir wiſſen's nicht, damit iſt Alles geſagt, und da läßt ſich nichts mehr ſagen,“ ſchloß Gottfried.

Eberhard hatte noch vielerlei Fragen auf der Zunge und Gottfried plauderte auch gern mit ihm, denn er hatte ihn gar lieb. Jetzt ermahnte er ihn aber doch zur Heimkehr und bezeichnete ihm den Weg durch die Schlucht, der kühle Grund genannt, als den nächſten.

Eberhard machte ſich in tüchtigen Sprüngen davon. Im kühlen Grund, da war's ganz anders als droben im Wald. Der Bach wand ſich mühſam durch Felſen dahin. Eberhard hatte große Luſt nach Krebſen zu ſuchen, aber er wollte ſich durch nichts mehr aufhalten laſſen. Im kühlen Grund war es trotz des warmen hellen Mittags kalt und ſchauerlich; Felsblöcke ragten wie drohend hüben und drüben herab, aber ſie lagen doch feſt, ſelbſt dort jener moosüberwachſene gewaltige Block ſchien im Rollen von einer jungen Tanne, die doch erſt nachgewachſen ſein konnte, aufgehalten, ſie ſtemmte ſich ihm entgegen und ſtrebte gradauf zum Himmel, daneben lag eine entwurzelte längliche Tanne, ganz dürr und fuchsroth, und wieder hingen dort alte Stämme, krumm gebeugt und neigten ihre dunklen Aeſte mit den friſchgrünen Jahresſchoſſen hinab in das Thal.

Ein Hund ſchlug an, als Eberhard kaum einige Schritte gegangen war, er erkannte die Stimme des Nimrod, aber warum kam er nicht? Eberhard hatte ſich auf einen Felſen geſtellt, und wollte den Hund locken, aber jeder Ruf erſtarb ihm auf der Zunge. Jenſeits aus blühendem Ginſter und hohem Farrenkraut ward ein Menſchenantlitz ſichtbar mit funkenſprühenden Augen, Kinn und Schläfe ganz umwachſen von dunkelm, buſchigem Bart. Eberhard hielt ſich ſtill und ſah, wie der Mann den Nimrod zu ſich auf die Erde niederdrückte, ſich dann die Bruſt aufriß, Haare aus der Herzgrube ausraufte, die Haare in ein Stück Brod ſteckte, dreimal darauf ſpie und das Brod dem

Hund zu freſſen gab. „Jetzt lauf!“ ſagte er dann und der Hund ſprang herüber zu Eberhard, er mochte aber in ſeinem Blick einen zornigen Vorwurf gewahren, denn er legte ſich zwei Schritte von ihm nieder und winſelte, als ob er Schläge erwarte und ſie geduldig hinnehmen wolle. Eberhard hatte hiezu keine Zeit, denn alsbald ſtand der borſtig ausſehende Mann vor ihm und ſagte barſchen Tones: „Wer biſt du?“

„Ich bin des Waldſchützen Eberhard.“

„Und wo iſt dein Vater?“

„Todt, er iſt im Wald erſchoſſen worden.“

„Wer hat ihn erſchoſſen?“

„Das weiß man nicht. Ja, wenn man das wüßte —“

„Da müßteſt du den Mann auch wieder kalt machen, ſonſt biſt du kein braver Bub, kein Jägerkind.“

„Ja, gewiß,“ betheuerte Eberhard.

Der borſtige Mann lachte laut auf und Eberhard kam es vor, als ob drunten hinter dem Felſen noch Jemand lache. Plötzlich ward es ihm ſo bang zu Muth, daß er laut zu weinen anfing und mit ſtotternder Stimme flehte: „Gebt mir meinen Hund wieder, ich muß heim.“ Nimrod hatte wohl verſtanden, warum es ſich handelte und er ſprang jetzt freudig an Eberhard hinauf, der borſtige Mann gab aber dem Hunde einen Tritt, daß er eine gute Strecke den Berghang hinabfiel und hinkend wieder hinauf kam und ſich zu Füßen des Borſtigen niederlegte, der jetzt ſagte: „Was heim? Mit mir gehſt du.“

Hier war kein Entfliehen möglich und als verneinende Antwort legte ſich Eberhard auf den Boden und

wollte ſich nicht von der Stelle regen. Der Borſtige ſah, daß er mit Gewalt nicht gut auskomme; er verlegte ſich daher auf gute Worte und ſagte: „Ich thu' dir ja nichts, da haſt du meine Hand drauf, du ſollſt mir blos helfen ein Neſt ausheben. Ich geb' dir auch etwas, was willſt denn haben?“

„Nichts, ich will gar nichts als heim.“

„Und nach einem Eichhörnchen haſt du gar kein Verlangen?“

„Freilich wohl, aber heim will ich.“

Eberhard ſtand halb zornig, halb bittend da, ſeine Hand wurde wieder von einer andern gefaßt, aber ſie war nicht ſo mild wie die des Vetter Gottfried. Eberhard ging aber doch gutwillig mit, denn er ſah wohl ein, daß ihm ſein Sträuben nichts half, auch hoffte er, wenn ſie nur aus der Schlucht heraus wären, ſchon Hülfe zu finden; der Vetter Gottfried konnte nicht fern ſein, oder es mußte ihnen ſonſt Jemand begegnen, der ihn befreie; aber es erſchien Niemand und die Hand des Fremden hielt Eberhard ſo feſt wie eine eiſerne Zange, es that bitterwehe und doch konnte er nicht einmal ſchreien, viel weniger los laſſen.

III.

Die Beiden gingen die unwegſamſten Steige und Eberhard, der geglaubt hatte, weit und breit jeden Baum und jeden Strauch zu kennen, ſah ſich hier um wie in einer fremden Welt. Sie kamen in einen großen Keſſel voll kahl gewaſchener Felſen. Er ſah

aus wie ein vertrockneter See. Der Mittag neigte ſich dem Abend zu, der weite Raum war ſpärlich mit Sträuchen bedeckt, hier und dort zirpte ein Heimchen, als wäre es die zitternde Klageſtimme des gebundenen Felſens, die Hummeln ſummten ſo eintönig und nur die Schmetterlinge flogen wie befreite, durch die Luft hinziehende Blumen, zu ihren Geſchwiſtern, die am Boden haften mußten; vom Walde her vernahm man noch das Klopfen des Spechtes und die Steindroſſel ſang zwiſchen den Felſen fröhlich, daß ſich's auch hier noch gut leben laſſe.

Eberhard mußte von Fels zu Fels ſpringen, er glitt oft aus und riß ſich die Kniee blutend. War es Mitleid oder eine andere Empfindung? Der Fremde faßte Eberhard in ſeine Arme und ſprang mit ihm über Abgründe weg, ohne je zu ſtraucheln, die Felſen ſchienen ihn feſt zu halten, als wäre er ihr Bruder. Es war ein ſchauerlicher Anblick, wie die Beiden oft durch die Luft dahin flogen und ihre langen Schatten ſich weithin breiteten. Jetzt ſchritten ſie wieder über einen ſchmalen aber langen Felſenhang hin, ſie gingen wieder Hand in Hand. Der Fremde fragte:

„Wo iſt das Jagdgewehr deines Vaters?"

„Es hängt daheim an dem Geweihe des Hirſches, des letzten, den mein Großvater geſchoſſen."

„Dein Großvater war ein Mörder, der Mörder meines Vaters!" ſchnaubte der Borſtige, Eberhard ſah ihn groß an, als er fortfuhr: „Und warum verkauft ihr das Gewehr nicht? warum gebt ihr's nicht weg?"

„Der alte Jägerklaus hat meiner Mutter geſagt,

ſie ſoll das Gewehr nur hängen laſſen, es ſteckt noch ein Schuß darin, der letzte, den mein Vater geladen, und der Klaus ſagt, wenn der Mörder in unſere Stube kommt, ſo wird das Gewehr von ſelber losgehen und ihn kalt machen."

Die Hand des Fremden erzitterte in der Eberhards, er holte tief Athem und biß ſich die Lippen blutig, aber das Blut ausſpeiend ſagte er laut auflachend: „Dummes Zeug! Und der Mann wird nicht ſo dumm ſein und in eure Stube kommen und ſich gerade unter die Mündung ſtellen — jetzt erſchieß' mich."

Der Mann kehrte ſich raſch um, als zupfte ihn Jemand im Rücken. „Was war da?" fragte er halb grimmig, halb zitternd, „was machſt du? Was reißeſt du mich im Nacken?"

„Ich weiß von nichts," erwiderte Eberhard, „und ich kann ja auch nicht."

Da überkam Eberhard eine namenloſe Angſt und er begann in die Wildniß hinein die frommen Lieder zu ſingen, die ihn die Mutter gelehrt; ſie ſollten ihn erlöſen von dem böſen Geiſt, der ihn gefangen hielt und von der Todesangſt in ſeinem Herzen. Anfangs verwies ihm der Borſtige mit harten Worten das Singen, aber Eberhard hörte nicht darauf und je inniger er ſang, um ſo mehr löste ſich die rauhe Hand des Fremden auf und er ſeufzte und murrte in ſich hinein und konnte doch dem Knaben nicht wehren.

Der Borſtige hatte unwillkürlich den Hut abgezogen und die Hände gefaltet, vor ſich niederſchauend biß er die Zähne auf der Hutkrämpe über einander. Jetzt

ſchaute er auf den Knaben, in deſſen Antlitz die Abendſonne ſchien, es leuchtete wie von einer Himmelsglorie, die aus ihm kam, und dem Knaben ſelbſt war's, als wäre er der Erde entrückt und himmliſche Geſtalten umſchwebten ihn, und er ſang:

Sag' mir, lieber Engel,
Wohl durch den reichen Gott,
Haſt mein'n Vater nicht geſehen
Zu Himmel an dem Hof?

Sie waren an das Ende des Felſens gekommen, dort ſtand eine ſchlanke Birke und Eberhard bog ſie nieder, als wär's eine leichte Gerte und auf der Birke hinüberſchreitend nach dem jenſeitigen Felſen ſang er:

Nun bieg' dich, Baum! nun bieg' dich, Aſt!
Mein Kind hat weder Ruh noch Raſt;
Nun bieg' dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

Der Fremde ſchaute dem Knaben nach als einem Verklärten, der unverſehrt über Abgründe hinſchreitet. Als aber jetzt die Birke zurückſchnellte und ihm in's Geſicht ſchlug, da erwachte ſein Grimm ob dieſer großen Ruthe, er ſuchte und fand das Brett, das er hier in einer Felſenſpalte verborgen hielt und ſchritt zu dem Knaben hinüber. Der Knabe lag auf den Knieen und die Hände zum Himmel emporſtreckend ſang er:

Du guter Gott im Himmel klar,
Laß dir mein' Seel' befohlen ſein,
Und führ' ſie an der Engel Schaar,
Wann ſich endet das Leben mein!

Dann mich behüt
Vor Teufels Glüt
Und ſeiner Gewalt;
In den Nöthen thu mir Hülfe bald;
Beſchirm mich auch vor ſeiner Geſtalt.

„Halt's Maul," ſchrie jetzt der Borſtige, „ich hab's genug, ich bin kein Teufel, ich bin ein Menſch wie du, und da haſt meine Hand darauf, ich thu' dir nichts an Leib und Leben, aber folgen mußt mir jetzt."

„Zu was?" fragte Eberhard und erhielt zur Antwort:

„Die Felſen, wo wir jetzt ſind, die heißt man den Hahnenkamm, du wirſt ſie ſchon oft von fern geſehen haben, es kommt faſt nie ein Menſchenfuß da herauf. Es ſind jetzt nur noch zehn Schritte bis zu dem Geierneſt, klettre dort den Felſen hinauf, du wirſt's finden und heb' mir's aus."

„Wozu brauchſt du die Geier?"

„Das Amt bezahlt die Krallen, die man ihm einliefert, gut, und du ſollſt auch was davon haben."

„Ich will aber nichts, heb' du nur das Neſt ſelber aus. Warum thuſt du's nicht?"

„Weil ich nicht kann, einer allein wäre bei dem Geſchäft verloren, denn wenn der alte Geier kommt, hackt er dem, den er antrifft, die Augen aus. Ich habe aber hier meine Flinte verborgen gehabt, ich warte hier unten und laure, ſtößt er herab, ſo will ich ihm ſchon eins aufbrennen."

„Wo iſt denn der Hund?" fragte der Knabe, er wußte nicht warum.

„Er iſt uns nicht nachgefolgt," erwiderte der Fremde

barſch, „er könnte uns auch nichts helfen. Mach' jetzt keine Faxen und ſteig hinauf. Hörſt du die Jungen quicken? Dorthin!“

Eberhard kletterte faſt unwillkürlich einen Felſenkegel hinan, der Borſtige ſtand unten auf dem Anſtand.

Habt ihr ſchon je einen Raubvogel, der ſich in den Lüften wiegt, genauer in's Auge gefaßt?

Die Lerche mit ihrem unermüdlichen Sang und die Schwalbe mit ſtummer Zunge, ſie ſchwimmen wohlig in dem Meer der Lüfte, ihr Flug iſt kein eilig Flattern von einem Ruhepunkt auf der Erde zu einem andern; ſie ſind zu Hauſe in der blauen Luft. Und wie die Lerche und die Schwalbe, ſo auch der Raubvogel, der in den Höhen kreist.

Warum wir nur den Schimpfnamen Raubvogel haben?

Die Lerche und die Schwalbe haſchen Käfer, Fliegen und Würmer, und der Raubvogel packt mit ſtarker Kralle und ſcharfem Schnabel Größeres zu ſeines Leibes Nahrung, und die Lerche und der Raubvogel thun nach dem Willen ihres Schöpfers. —

Wir kurzſichtigen Menſchen! Sieh dort den ſchwarzen Punkt nah am Himmelsbogen; wie von den Blicken des Jägers gebannt kommt es näher, mit geſpannten Fittigen läßt ſich's tragen von der leichten Luft, wie es ſich im Kreiſe wiegt, ſich über ſich hebt und mit wenigen Ruderſchlägen ſeiner Schwingen ſich hebt und ſenkt und wiederum ſich kaum von der Stelle bewegt. —

Eberhard hatte das Neſt erreicht und ſo ſehr er ſich auch ängſtigte, konnte er ſich doch eines freudigen Erſtaunens nicht enthalten, als er die Jungen ſah; ſie

waren blind und ſteckten die faſt ganz nackten Köpfe zuſammen, ſei es aus Furcht oder ob ſie ſich etwas zu ſagen hatten, was kein Menſchenohr hört und verſteht. Nur eine Sekunde betrachtete ſie Eberhard mitleidig und dachte: „Es iſt doch wunderſam! die Hunde und die Geier, die die beſten Augen haben, werden blind geboren.“

Die Jungen ſchienen die Anweſenheit Eberhards doch zu merken, denn ſie purzelten über einander, ſtreckten ihre rothgelben Schnäbel weit auf und wälzten ſich in den bunten Federn von allerlei Singvögeln, die um ſie her lagen.

„Wirf mir die Jungen herunter,“ ſchrie der Borſtige und ſchaute wieder unverrückt nach dem Himmel. Eberhard ſtreckte die Hand nach den jungen Geiern aus, ſie ſchienen ihn faſſen zu wollen, da erwachte ein Unmuth in ihm, und er warf ſie einen nach dem andern hinab, es waren wieder fünf, zuletzt warf er auch noch die todten Singvögel hinab. Da rauſcht es in der Luft — „Duck dich!“ ſchallt's von unten herauf und paff! knallt es und ein dunkler Fittig ſenkt ſich auf Eberhard, er kann ſich nicht mehr halten, gleitet hinab in den Grund und liegt leblos bei den aufzuckenden Jungen und dem todten alten Geier. Ueber'm Kopfe Eberhards war dieſer erſchoſſen worden.

Der Wilderer — denn ſo dürfen wir ihn jetzt nennen, nachdem wir ihn mit ſeiner Flinte hanthieren geſehen — der Wilderer betrachtete mit düſterm Blick den Knaben und den unweit von ihm liegenden Geier. Eben ſtand die Sonne auf dem Berggipfel im Verſinken

und das Antlitz des Wilderers war wie eine helle Flamme.

„Zum Teufel auch," ſagte er, „iſt mir der Schuß gelungen! Wär's auch ſo gegangen, wenn ich's feſt gewollt hätte? Der Junge iſt wie verzaubert, wie wenn er einen überirdiſchen Schutzgeiſt hätte. Wenn er einen Schutzgeiſt hat, ſo mag er ihn auch heimbringen, ha, ha!" lachte er wild auf und es fröſtelte ihn doch.

Er hob das gewaltige Thier mit den ausgeſpannten bluttriefenden Federn auf und als ſich Eberhard jetzt regte, machte er ſich raſch davon und ließ ihn bei den ſterbenden jungen Geiern liegen.

In der Nacht ſchauerten die Vögel in ihren Neſtern auf, denn ein Knabe ſchritt durch den Wald und ſang:

Nun bieg dich, Baum! nun bieg dich, Aſt!
Mein Kind hat weder Ruh noch Raſt,
Nun bieg dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

IV.

Die Gipfel der Tannen erglänzten im erſten Frühroth und die Sonne ſtieg mählig herauf hinter dem Berg, denn ihr Aufſteigen erſcheint unſerm Auge viel ſachter und langſamer als ihr Untergehen. Die Eulen krächzen zum letztenmal in ihren verborgenen Horſten, die hellen Kehlen der Vögel auf den Bäumen zwitſchern wie im Traum, die Sonne ſteigt höher herauf und haucht zitternde Flammenwangen auf die Stämme der Bäume, und es iſt ſo ſtill im kühlen Waldesgrund,

als wandelte ein Geiſt durch den heiligen Raum, die Bäume ſchauern in ſich zuſammen und erzittern leiſe und die Vögel halten den Athem an — da plötzlich erſchallt die Stimme eines Hänflings jauchzend laut, andere klingen darein, ein fröhlich Liederſchmettern durchſchallt den Wald . . . der Tag iſt erwacht. Die Thautropfen ſchimmern ſiebenfarbig an den Gräſern und die Käfer kriechen die Halme hinan und laſſen ihre ſchimmernden Decken im Sonnenſchein erglänzen, die Schmetterlinge kommen geflogen und grüßen manches friſche Blümlein, das über Nacht aufgebrochen, und das Blümlein dreht und neigt ſich im leiſen Windhauch um und um, grüßt die Schweſtern weit und breit und ſendet ſeinen Duft in die offene Welt.

Unter den ſchönen Tannen im Mooſe, nahe an einem blühenden Erdbeerenſchlag, liegt ein Knabe, die linke Hand unter dem Haupte und ſchlummert. Es iſt Eberhard. Der Hund ſitzt neben ihm, die Augen unverwandt auf den Knaben gerichtet; er ſchnappt nicht mehr nach den Fliegen, er ſchüttelt ſie nur ſtill ab, gleich als fürchte er, durch ſein Schnappen den Knaben zu wecken. Die Sonne küßte dem Knaben die Wangen röther, er aber ſchlief ruhig fort, als wäre ringsum dunkle Nacht; nur Einmal ſeufzte er auf, legte ſich auf die Seite und ſchlief weiter. Da trat ein Mann aus den Bäumen, der Hund ſprang ihm wedelnd entgegen, aber der Mann, es war Gottfried, wehrte den Hund von ſich und betrachtete eine geraume Weile den ſchlafenden Knaben; endlich beugte er ſich zu ihm nieder und rief ihm Kukuk! in's Ohr. Eber=

hard erwachte, blinzelte und rieb ſich verwundert die Augen; er wußte nicht, wo er war und ſchaute ſich lautlos um. Auf die Frage, wie er hieher gekommen ſei, antwortet er nicht mehr mit einem Scherze, ſondern weinte nach ſeiner Mutter.

„Ich habe geſtern noch auf dem Heimweg mit deiner Mutter geſprochen," ſagte Gottfried, „wir haben ausgemacht, wenn dir's recht iſt, ſollſt du Schulmeiſter werden. Das Jägerleben iſt deiner Familie gefährlich und du biſt das einzige Kind. Willſt du?"

„Ja, ja, Alles, was Ihr und meine Mutter wollet, ich will gewiß fleißig ſein, jetzt aber will ich ſchnell heim." Und mit dem Hunde vorauf ſprang Eberhard durch den friſchen Morgen. Er fürchtete ſich, daß ihn Gottfried nach der vergangenen Nacht fragen könne, und ihm ſelber kam Alles wie ein ſchwerer, düſterer Traum vor. Wie jauchzte er auf, als er ſein väterliches Haus ſah, der Hund war ſchneller dort geweſen, als er, kam aber jetzt langſam wieder zurück. Eberhard rief von ferne ſeine Mutter, ſie erſchien aber nicht. Er fand das Haus von allen Seiten verſchloſſen. Gewiß war ſeine Mutter ſchon früh ausgegangen, ihn zu ſuchen, vielleicht war ſie die ganze Nacht im Wald umher geirrt. Jetzt empfand er ſelber tief im Herzen, wie weh es thut, wenn man auf ein Liebes harrt und wartet und Stunde auf Stunde verrinnt und Niemand kommt. Es kam aber doch Jemand, es war der Wilderer, der mit ſpähendem Blick aus einem Buſche trat. Eberhard ſchrie auf, als ſollte er gemordet werden. Der Wilderer aber ſagte:

„Sei ſtill. Ich hab' dir 'was Schönes gebracht. Du haſt dir ein Eichhörnchen gewünſcht; das iſt viel, viel ſchöner, da haſt du einen jungen Fuchs, den ich für dich aus ſeiner Schluft geholt habe. Du mußt aber auch verſprechen, daß du nichts von dem erzählſt, was wir mit einander gehabt haben."

Der Wilderer hatte einen jungen Fuchs aus einem groben Tuch genommen, band ihm eine Kette um den Hals, befeſtigte dieſe an der Hundehütte und verſchwand ſo ſchnell wie er gekommen war.

Endlich erſchien die Mutter, ſie umhalste ihr verlorenes Kind mit ſtummem Schluchzen und ſtrich ihm immer mit der Hand über das Antlitz, um auch gewiß zu ſein, daß es wirklich noch lebe.

Eberhard erzählte nichts von allen ſeinen Begegniſſen und für dieſe Untreue mußte er ſchwer büßen.

Als die Mutter den Fuchs ſah, wollte ſie ihn losbinden und in den Wald laufen laſſen, aber ſie fürchtete ſich doch, ihn anzurühren, und ſo blieb der Fuchs, den Eberhard, nach ſeiner Ausſage, von einem Mann im Wald erhalten hatte.

Jetzt verlebte Eberhard wieder friedliche Tage, aber er durfte noch nicht weniger in den Wald und wie mit unwiderſtehlichem Zauber zog es ihn doch dahin.

Von den ſtill ſchönen Tagen im Leben hat man weit ſeltener eine Erinnerung, und wenn man ſich ihrer erinnert, weiß man doch weit weniger von ihnen zu erzählen, als von denen, da es hoch her ging.

Und doch ſind jene Tage meiſt gerade die ſeligſten!

Wie herrlich waren die Stunden und Tage, die

Eberhard auf der Anhöhe hinter dem Hause, in den Kornfeldern verlebte! Wie das immer auf- und abwogte, wie ein Strom! Solch ein Roggenfeld ist auch ein majestätischer Wald mit gewaltigen Riesenstämmen. So meinten wenigstens die Käfer, die dort umher strichen und im raschen Lauf oft inne haltend einen Stamm hinan kletterten.

Was man groß und was man klein nennt, kommt ja Alles nur darauf an, wie man's ansieht, und wenn man die ganze Welt betrachtet, ist unsere Erde nur eine kleine Kugel und wir Menschen winzige Geschöpfe, die darauf herum kriechen.

So stand nun Eberhard oft zwischen den Furchen und betrachtete sich dieses kleine große Leben und dachte Unnennbares, Unendliches; oder er lag an einem Raine beobachtete die Thierchen, die sich zwischen den kleinen Gräsern tummelten, oder er schaute hinauf nach dem blauen Himmel, wo am hellen Mittag schon der Mond stand und geduldig harrte, bis seine Zeit kam, da er selber etwas gilt und man nach ihm aufschaut. Wie namenlos waren da die Empfindungen, die durch die Brust Eberhards zogen! Er dachte an Alles und wußte doch nicht was. — Und wenn er dann aufstand, wie spannten sich alle seine Muskeln in Frohmuth, wie jauchzte er laut auf oder war still in sich hinein vergnügt! Denn es liegt etwas geheimnißvoll Erquickendes in dem Ruhen auf der Erde, und tiefdeutig ist die Sage der alten Griechen von dem Helden Antäus, der, vom Boden gehoben, schwach war, sobald er die Erde berührte, wieder unüberwindlich stark ward.

Eines Tages lag Eberhard zwiſchen den Furchen und ſchaute mit offenen Augen träumend nach dem Himmel und hörte der Wachtel im nahen Waizenfelde zu die am Morgen und am Abend ihr Raurau-Pickterwick erſchallen läßt und nur am Mittag ruht. Er ſtand auf und es war ihm ſo wohl und leicht zu Muthe, als ob er aus dem friſchen Wellenbade käme, und er ſang und jodelte frei in die Welt hinein. Da ſah er einen ſchön rothen Bluthänfling, der kaum erſt flügge geworden ſchien, in kurzen Sätzen auffliegen und ſich wiederum niederlaſſen; den wollte er nun haſchen und er ſprang ihm nach, von Buſch zu Buſch, aber kaum war er ihm nahe, ſo war der Vogel wieder auf und davon; dennoch ließ der Verfolger nicht ab, immer hinter drein zu jagen, bis ſie an eine mäßige Schlucht kamen, der Vogel flog hinüber und ſang von jenſeits den ſchönen Geſang, den ihn Niemand gelehrt. Eberhard hielt inne, denn er berechnete wohl, daß bis er den Hang hinab und den jenſeitigen wieder hinauf gekommen wäre, der Vogel einen zu großen Vorſprung hatte. Eberhard ſah vor ſich nieder, betrachtete ſeine Füße und verſuchte mit den Zehen mühſam Steinchen aufzuheben, er lachte in ſich hinein, ballte die Hand auf und zu, denn er dachte: „Wie wunderig ſind doch die Vogelfüße gemacht! hüpft der Vogel von Aſt zu Aſt und verfehlt nie den Zweig, ſtrauchelt nicht und fällt nicht; wie ſchnell kann er die Krallen auf- und zumachen und was für ein gutes Augenmaß muß er haben, daß er das Alles ſo ſchnell berechnen kann. Freilich — ſagte er faſt laut, den Kopf drehend —

haben ſie auch einen viel geſchickteren Hals als wir, daß ſie ihn ſo leicht drehen, und wir, wir müſſen das ganze Geſtell umwenden, wenn wir rückwärts ſehen wollen.“ — Aus allen derlei Betrachtungen heraus begann er im Weiterſchreiten zu ſingen.

Das will nicht viel heißen, wenn man dich an eine Stelle führt und dir ſagt: Jetzt hier, gieb Acht, wie's widerhallt. Das iſt ganz anders, wenn man ſo etwas von ſelber unverſehens entdeckt, wie jetzt der Eberhard. Er erſchrack faſt, als er ſeine Stimme aus dem Walde wieder hörte, langtönig und ſtark, aber der Schreck ward bald zur Freude und er ſchrie: „Juhu! Juhu . . .“ hallte es wieder, tief, tief hinein. Und er rief auf's Neue: „Das kann doch kein Vogel, daß er dem ganzen Wald ſeine Stimme giebt — Stimme giebt . . .“ ſchallte es durch den weiten Raum. Und er rief: „Gottfried!“ Der Name tönte fort und fort. Und jetzt rief er ſeinen eigenen Namen: „Eberhard!“ und es ſchallte wieder „Eberhard . . .“ Der Knabe empfand ein ſeliges Entzücken, da er ſich ſo weit hinab und hinauf klingen und nennen hörte, und fröhlich rief er abermals: „Jetzt ihr Bäume, jetzt kennt ihr mich alle, wie man mich ruft — mich ruft . . .“ antwortete es.

Mit einer namenloſen Seligkeit ſpielte Eberhard mit dem Echo, das er zuerſt geweckt hatte. Noch nie hatte ein Menſch vor ihm von hier aus die Bäume und die Berge ſprechen gelehrt.

Eberhard verſuchte es, von einer andern Stelle auch den Widerhall zu wecken, aber es klang nicht ſo rein und hell, wie von jenem Punkt, den er zuerſt ohne

ſein Wiſſen und Willen gefunden hatte. Er kehrte zurück und rief noch zuletzt: „Lebt wohl! Lebt wohl...“ erwiderte es und er ſtieg hinab zum Hauſe der Mutter. Seine Bruſt war hoch geſchwellt, er hatte in einſamer Verborgenheit die Stimme der Natur vernommen, die uns tauſendfach verſtärkt antwortet, wenn wir ſie von der rechten Stelle aus grüßen.

Waren das nicht ſelige, freudeſproſſende Tage?

Im Hintergrund lauerte aber auch ſchon die Pein vom Menſchenſinn bereitet.

Eines Samſtag Mittags, als Eberhard in dem eine Stunde weit entlegenen Dorfe war, um Salz zu holen, kam der Vetter Gottfried vor dem Jägerhaus vorbei und ſprach eine Weile mit der Jägerwittwe, die eben Wäſche aufhing. Sie klagte, daß ſie mit ihrem Sohn nicht mehr in Frieden lebe, ſeitdem der Fuchs im Hauſe, ſie zittere immer vor Angſt, wenn der Knabe mit dem Thier ſpiele, es thue wohl bisher immer zahm, aber es könne doch einmal plötzlich ſeine wilden Tücken loslaſſen; ſie wiſſe daher gar nicht zu helfen.

„Das wird leicht ſein,“ ſagte der Vetter Gottfried, ging nach der Hundehütte, nahm das Gewehr von der Schulter, und ſchoß den Fuchs nieder. Gottfried verſpottete ſich ſelber über die leichte Jagd, enthälgte das Thier kunſtgerecht, und warf das Fleiſch, das der Hund nicht auffraß, in den nahen Teich. Er erhandelte ſich noch den Balg und ſteckte ihn in ſeine Jagdtaſche.

„Nun aber noch einen Handel,“ ſagte er, „ich habe keinen Schuß mehr bei mir und gehe nicht gern ſo ledig

durch den Wald, es wäre gegen meine Art. Ich laſſe mein Gewehr da und nehme mir drin das von Eurem Mann, es iſt ja noch ein Schuß darin.“

Gottfried that wie er geſagt.

Zur ſelben Zeit als dieſes am Jägerhaus geſchah, lauerte der Wilderer dem aus dem Dorf heimkehrenden Eberhard auf. Er lag in einem tiefen Loch, wo man einen Baumſtumpf ausgegraben hatte und ſuchte weder ein Echo zu wecken, noch ſich das Leben der Thiere und das reiche Walten in der Natur klar zu machen. Menſchen, die ſchwere Sorgen, ſelbſtgemachte oder vom Schickſal auferlegte, in düſtern Gedanken in der Seele hegen, ſehen und hören nichts von Blumenpracht und Vogelſang um ſie her.

Der Wilderer hielt Bart und Mund feſt in der Fauſt und runzelte die Stirn.

Freilich erſcheint es ſeltſam, aber es iſt einmal ſo. Mit keckem weltverachtendem Uebermuth ſetzen oft Menſchen über die höchſten und ewigen Schutzwehren des Sittengeſetzes hinweg, und plötzlich ſtraucheln ſie über einen Stein, ſtehen wie gelähmt vor einer Hecke, ja oft ſind es nur eingebildete Fallen, in denen ſie ſich ſelbſt fangen. Wenn man aber genauer zuſieht, iſt das gar nicht ſo ſeltſam. Der Miſſethäter, der eine Todesſchuld auf ſich geladen, ſieht am hellen Tag und beim Lampenſchein Dinge, von denen ein anderer nichts merkt; das in der Seele bewahrte, durch keinen Laut verrathene Geheimniß macht ſich frei und ſchwirrt vor ſeinen Augen leibhaftig umher, es ſetzt ſich mit ihm nieder, wenn er Speiſe und Trank genießen will und wenn er die Augen

ſchließt zu erlöſendem Schlaf, das geſchloſſene Auge ſieht es neu. Hin- und Herwälzen frommt nichts, es iſt da und da und ſchlüpft noch hinüber in den ſtillen Traum.

Seit der Spaniermichel wieder an den Ort ſeiner That zurückgekehrt war, wanderte er dort umher unſtät und flüchtig. Es half nichts, daß er ſich ſelbſt auslachte und verſpottete; es war ein Weſen in ihm, das nicht davon berührt wurde und zu allen Einreden lächelte, als ob ein fremder einfältiger Menſch ſie vorbrächte. Er hatte den kleinen Eberhard, den letzten Sproſſen der Jägerfamilie aus dem Weg ſchaffen wollen, und doch wollte er's nicht mehr geradesweges, er hatte dem Zufall Spielraum gelaſſen, und dieſer hatte ihn betrogen. Jetzt waren alle ſeine Gedanken nur auf das Eine gerichtet, auf den von dem Todten zurückgelaſſenen Schuß. Wo er ging und ſtand und wie er ſich auch wendete, immer ſah er in der Luft, von Niemand gehalten, den Gewehrlauf auf ſich gerichtet.

„Es iſt Narrethei, was kann dir der Schuß?" ſagte er ſich jetzt laut, „ſchäm' dich, biſt ein Kerl, bei dem der Teufel Lehrbub ſein könnte und fürchteſt dich vor einer todten Flinte am todten Hirſchgeweih. Komm, erſchoſſener Grünrock und drück' deine Flinte ſelber ab. Kannſt nicht, deine Hände ſind von Würmern gefreſſen. Ich fürchte deine Hinterlaſſenſchaft nicht." Er lachte laut auf und wollte von dannen gehen, aber er blieb doch wie feſtgebannt liegen und ſprach nach einer Weile wieder: „Sei's was es wolle, es läßt mir doch keine Ruhe und in Meiner Hand muß ich den Schuß haben, den

der Todte geladen ... ich will dir beweiſen, du einfältiger Spaniermichel, ob er für dich iſt.“

Eberhard kam ſingend daher. Der Wilderer vertrat ihm den Weg und ſchenkte ihm eine junge Amſel. Eberhard nahm den Vogel in die Hand und ließ ihn ſogleich fliegen, und wie er den Vogel dahin ziehen ließ, ließ er auch die Schmeichelworte verfliegen, die der Wilderer an ihn richtete. Der Wilderer wollte ihn ſchießen lehren, ſo gut als es keiner ſeines Alters weit und breit könne. Freilich trug Eberhard darnach großes Verlangen, aber er widerſtand dennoch. „Bring' mir nur das Gewehr deines Vaters in den kühlen Grund und du bekommſt, was du willſt,“ bat flehentlich der harte Mann, aber Eberhard ſprang davon und der Wilderer rief ihm nach: „Wenn's dich reut, kannſt du doch kommen, ich bin am Morgen da.“

„Aber ich komme nicht,“ ſagte Eberhard vor ſich hin und eilte heimwärts. Als er hier den Fuchs nicht mehr fand, tobte er wie raſend und beſtürmte ſeine Mutter mit Fragen und Bitten. Die Mutter gab ihm keine Antwort und verbot ihm, weiter zu fragen. Bei dem Umherſuchen fand Eberhard einige friſch verdeckte Blutſpuren, Grimm und Zorn erwachte in ihm und er ſchwor in ſich hinein, daß er ſich wieder einen Fuchs verſchaffe.

V.

Am andern Morgen, als die Mutter noch ſchlief, ſchlich Eberhard in die Stube, ſeine Hand zitterte, als

er das Gewehr anfaßte, aber er biß die Lippen über einander und nahm es herab. Der Hund ſprang hoch vor Freude, als er ſeinen jungen Herrn ſo mit der Flinte bewaffnet ſah; die Beiden verſchwanden wieder im Wald, aber jetzt gemeinſam.

Ueberall war noch ganzer Thau, noch hatte ihn kein Fuß eines Thieres verſchüttet und die Sonne ihn nicht aufgeſogen. Eberhard kam in die junge Waldpflanzung, deren dichte Aeſte ſich ihm gleichſam in den Weg ſtellten, daß er nicht weiter gehen ſollte, aber er drang immer weiter. Da hörte er von ferne ein Lied, er verſteckte ſchnell das Gewehr, er erkannte die Stimme Gottfrieds, der ein Morgenlied ſang.

Eberhard ſtand mit gefalteten Händen, ſeine reine Seele kehrte in ihm wieder und er gelobte, ungeſehen wieder heim zu kehren und nie mehr ſolch heimlichen Frevel zu wagen.

Aber ſeine volle reine Seele war noch nicht wieder gekehrt, ſonſt hätte er ſich nicht geſcheut, zu dem guten Mann hinzutreten und ſein Fehl offen zu bekennen, ſtatt daß er ſich heimlich weg ſtehlen wollte. Und das, daß er ſich vor den Menſchen mehr fürchtete, als vor dem allüberall waltenden Gott, das brachte ihm ſchwere Pein.

Der Hund ſchlug an, Gottfried kam näher. Nach den erſten Aeußerungen der Verwunderung, daß er nun Eberhard zum Drittenmal ſo ſeltſamer Weiſe treffe, ſagte Gottfried: „Lauf jetzt nicht ſo allein im Wald herum, der Spaniermichel iſt wieder in der Gegend und dem iſt nicht zu trauen.“

„Wer iſt denn der Spaniermichel?“

„Komm mit da heraus, ich will dir's erzählen; Einmal mußt du's doch erfahren.“

Eberhard bangte, den Ort zu verlaſſen, denn er fürchtete, das Gewehr nicht mehr in dem Verſteck zu finden; aber es gelang ihm, unverſehens ein Tannenreis abzupflücken, ſolches auf den Boden zu werfen und ein vorher abgeriſſenes Zweiglein kreuzweis darüber zu legen; er kannte die Merkzeichen der Jäger.

Sie gingen nun hinaus in den ältern Wald, Gottfried ſetzte ſich auf einen Baumſtumpf, Eberhard auf einen daneben und der Erſtere erzählte:

„Der Spaniermichel und ſein Geſchlecht ſind ſchon ſeit alten Zeiten Feinde eures Geſchlechts; denn dein Vater, Großvater und Urgroßvater und noch weiter hinten waren hier immer Jäger, und die Spaniermichels waren von je her Wilderer. Man weiß nicht recht, woher die grimme Feindſchaft zwiſchen euch kommt, man erzählt Allerlei; die Einen ſo, die Andern anders, am wahrſcheinlichſten iſt, daß zwiſchen den Jägern und den Wilderern, wie du weißt, immer ein Krieg iſt. Es iſt, als ob die unbändigen Geiſter des Wildes, um deſſen Erlegung ſie ſich ſtreiten, in ſie ſelber gefahren wären. Dein Urgroßvater iſt von einem Spaniermichel erſchoſſen worden und dein Großvater hat wieder einen von ihnen in's Gras geſtreckt. Die Spaniermichels ſollen, wie man ſagt, von einem Soldaten abſtammen, der in alten Zeiten von dem ſpaniſchen Heer hier zurückgeblieben iſt, ſie haben heißes, jähes Blut. Deinen Vater hat, ſo gewiß als jetzt die

Sonne ſcheint, eine Kugel des Spaniermichels getroffen, der, aus dem Gefängniß entlaſſen, jetzt hier in den Wäldern herumſtreicht und ſein altes Handwerk aufnimmt. Du weißt, daß man ſelten die Gerichte gegen die Wilderer und dabei vorkommende Todesfälle anruft; es iſt das ſo ein altes Abkommen zwiſchen Jägern und Wilderern, und es käme auf dem andern Wege auch doch nicht viel heraus. Das haben wir jetzt geſehen. Der Spaniermichel, der jetzt irgendwo in einem von ſeinen Fuchslöchern ſteckt, iſt nach dem Tode deines Vaters gefänglich eingezogen worden, er hat ſich aber heraus gelogen. Wer weiß, was er im Sinn hat, Gutes gewiß nicht. Ich habe ſeine Tücke ſchon wieder erfahren. Mein Knecht hat ihn geſtern noch ſpät im Wald getroffen und heute Morgen finde ich in meinen ſchönſten Tannen ringsum den Baſt aufgeſchnitten und glühende Nägel eingeſchlagen, daß ſie verkommen müſſen. Der Spaniermichel weiß, daß ich die Tannen ſo lieb habe, und darum hat er ſie verdorben. Man möchte vor Zorn und Trauer blutige Thränen weinen, wenn man bedenkt, wie weit die Bosheit der Menſchen gehen kann, daß ſie ſich damit freuen, einem Andern ſeine Freude zu zerſtören."

Nach einem ſchweren Seufzer fuhr Gottfried fort:

„Ja, daß ich's nicht vergeſſe, der Hund da iſt mitſchuldig an dem Tod deines Vaters. Siehſt du, wie er winſelt? Er merkt, was ich ſage. Das Gerücht, wie ſich die Sache zugetragen, rührt wahrſcheinlich vom Spaniermichel ſelber her, der es ausgeſprengt hat. Er hat den Hund auferzogen und hat ihn dann durch einen

Unterhändler an deinen Vater verkaufen laſſen. Wie ſie nun in Todfeindſchaft im Wald zuſammen treffen, ſpringt der Hund bald an dem Einen, bald an dem Andern hoch hinauf und weiß nicht mehr, welches ſein Herr iſt; beide locken und pfeifen, und wie dein Vater eben zornig lockt, brennt ihm der Spaniermichel die Kugel in die Bruſt. Ja, heul' nur Hund, es geht dir wie manchem Menſchenhund, der ſich ſelber verkauft hat und nicht mehr weiß, wo er hin gehört." — So ſchloß der Vetter Gottfried und ſtand auf.

Eberhard war es zu Muthe, als wären ihm alle Glieder zerſchlagen, er konnte ſich nicht aufrichten, die Thränen brannten ihm in den Augen und er konnte doch nicht weinen; er drückte die Augenlider zu, als müßte er in Schlaf verſinken und drin Ruhe finden vor dem Grauenhaften, was er erfahren hatte.

Gottfried reichte ihm die Hand zum Abſchied und ermahnte ihn abermals zur baldigen Umkehr.

Der Hund hatte ſeinen Kopf auf das Knie Eberhards gelegt, aber dieſer ſchob ihn weg und richtete ſich endlich ſtraff auf, eilte in den jungen Wald, um das Gewehr zu holen; er fand es bei den Zeichen, doch indem er es jetzt genau betrachtete, ſchien es ihm ein fremdes. Sollte Jemand da geweſen ſein und es vertauſcht haben? — Indem er ſo in Gedanken daſtand, kam der Wilderer aus dem Dickicht.

„Biſt du der Spaniermichel?" ſchrie Eberhard, das Gewehr aufhebend und den Hahn zurückknackend.

„Ja," lautete die Antwort.

„Haſt du meinen Vater erſchoſſen?"

„Ja, aber halt, du haſt ja kein Pulver auf der Pfann', gieb her," er entriß Eberhard die Flinte, und ſagte dann höhniſch: „So, jetzt ſchieß." Er nahm den Knaben auf den Arm, hielt ihm, als er ſchreien wollte, den Mund zu und rannte durch den Wald hinab in den kühlen Grund, in eine tiefe Schlucht mit überhängenden Felſen; dort legte er den Knaben ab und ſagte: „Jetzt will ich dir zeigen, ob dein Vater, der da drüben fault, den Schuß für mich hinterlaſſen hat. Bet'." Eberhard wollte ſich aufrichten, da ſprang der Hund auf ihn zu und deckte ihn mit ſeinem Leibe und klammerte ſich feſt an ihn. „Biſt du auch wieder da?" knirſchte der Spaniermichel, faßte den Hund am Genick, ſtieß ihm den Dolch in den Hals und ſchleuderte das im Tode zappelnde Thier hoch hinauf und wieder hinab in den Felſengrund.

Er drückte ab, aber das Pulver brannte ihm von der Pfanne. Fluchend und wetternd ſchüttete er abermals auf und Eberhard ſchrie jämmerlich ...

Da krachte ein Schuß von oben, der Spaniermichel taumelte und ſchrie noch im Umſtürzen: „Das iſt des Todten Schuß!"

Er hatte ihn erkannt, denn der Gottfried ſtand oben mit der Flinte, die er von der Jägerwittwe geborgt hatte; er hatte ſchnell geſehen, was hier vorging, und der hölliſchen Pein raſch ein Ende gemacht.

Langſam verzog ſich der Rauch an den feuchten Felſen und Bäumen und in langſamen Zuckungen verſchied der Spaniermichel. Eine Menge friſch geſchmiedeter Nägel, die ihm aus der Taſche gefallen waren, lagen

zerſtreut um ihn her; ſie waren ganz genau wie jene in den ſchönen Tannen. — —

Mit dem Spaniermichel hat die grauſige Vererbung des Mordes ſich geendet. Möchte er auch das letzte der Opfer ſein, durch welche die Habſucht und Rachgier der Menſchen die Heiligkeit des Waldes entweiht!

VI.

Und Eberhard? Er wurde ohnmächtig nach Hauſe gebracht, er lag Tag und Nacht im Fieber, aus dem er aber geſund ſich wieder erhob.

Als er heran gewachſen war, wurde er in die Lehrerpflanzſchule aufgenommen, ſeine aus der Kindheit ſtammende Liebe zur Natur ließ ihn die Wiſſenſchaft derſelben zu ſeinem beſondern Studium machen; hier lernte er auch Manches verſtehen, was ihm früher unklar geweſen und manchen Irrthum berichtigen, den er ehedem ohne Führer und Unterricht für unumſtößliche Wahrheit gehalten.

Bei dem Studium war Eberhard Eines ganz ſonderbar; er erkannte viele Vögel aus der Heimath nicht wieder, obgleich ſie in den Sammlungen ſorgſam ausgeſtopft und in den Büchern genau abgezeichnet, nach ihrem innern Bau und nach ihrer äußern Erſcheinung beſchrieben waren; denn Eines fehlte, was bei dem Vogel doch die Hauptſache iſt, der Geſang. Eberhard verſuchte es, zur Vervollſtändigung den Geſang der Vögel mit Buchſtaben und Muſiknoten zu verzeichnen; aber er gab das Vorhaben bald wieder auf.

Juſt Alles läßt ſich nicht auf dem Papier aufzeichnen und aus den Büchern lernen, und das hat auch ſein Gutes.

Als Eberhard ſeine Lehrzeit beendet hatte, ſchloß er ſich einer naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungsreiſe nach Afrika an. Von Jugend auf an Selbſtändigkeit und wildes Treiben gewöhnt, beſteht er die Mühſeligkeiten dieſes Lebens leichter als manche Andere. Bereits hat er mehrere neue Vogelarten entdeckt und manche Seltenheit in die Heimath geſendet.

Eberhards Name wird jetzt von vielen Menſchen mit Ehren genannt. Wer weiß, ob es ihm ſo viel Freude macht wie damals, als das einſame Echo im Walde ihm ſeinen Namen rief?

Da er ſo weit weg iſt, kann er ſich nicht dagegen wehren, wenn man einſtweilen ſeine Jugendgeſchichte erzählt. Vielleicht berichtet er einmal ſelber, wie es in Afrika hergeht und ob es dort auch ſo grauſame Wilderer giebt.

Wo der Spaniermichel gefallen, ſteht noch das ſteinerne Kreuz, wenn auch halb eingeſunken, und die wilden Roſen blühen um das mooſige Geſtein.

Zur Kunſt und Literatur.

Digitized by Google

I.

Drei Stationen des Schiller-Goethe-Denkmals.

1. Das Modell.

(Januar 1857.)

Schiller und Goethe!

Keine andere Nation hat das Glück, zwei ihrer größten Geiſter im Gebiete dichteriſchen Geſtaltens ſo in Eins faſſen zu können und in ihrem Gedenken das Leben auf der reinen Höhe der Verklärung und zugleich die geſchichtliche Verkörperung höchſter Männerfreundſchaft in ihnen zu nennen. Durch die Doppelſtatue Ernſt Rietſchels, die jetzt im Gypsmodell ausgeſtellt iſt, gelangt jene unzertrennliche Verbindung im Wort und in der Erinnerung plaſtiſch ſchaubar zum vollendeten Ausdruck.

Meiſter Rietſchel hatte das ſeltene Glück, die maßgebenden Geiſter deutſcher Nation, in denen ſich Alles ungetrennt geeint fühlt, neu zu verlebendigen und ihre Geſtalt derart feſtzuhalten, daß ſie nicht mehr anders gedacht werden kann. Wenn man ſich denken wollte, daß nach ihm noch ein Künſtler käme, der dieſe Geſtalten neu umſchüfe, ſo würde es ihm nicht möglich

ſein, das jetzt gefeſtigte Erinnerungsbild zu verdrängen. Wie Rietſchels Standbilder äußerlich eine Stelle einnehmen, die nicht mehr anders beſetzt werden kann — in Braunſchweig, in Weimar — ſo werden ſie auch in der innern Vorſtellung aller Deutſchen einen unverrückbaren Platz einnehmen. Rietſchel hat durch Vereinigung hiſtoriſcher Treue und künſtleriſcher Stiliſirung eine Typik feſtgeſtellt, an der nicht mehr geändert werden kann.

Rietſchel hat das Standbild Leſſings geſchaffen, daß wir die leichtbewegliche und mannhafte Grazie des Denkerdichters unmittelbar erſchauen, und ſo hat er nun dieſe beiden Heroen gefaßt, deren Geiſt tauſendfältig beſtimmend das ganze Nationalleben bewegt. Kann man das aber Glück nennen? Es iſt eine nothwendige, allgemein geſchichtliche Thatſache, die eben dadurch im Einzelnen ihren prägnanten Vertreter findet, der, ſo zu ſagen, die Concentration der zerſtreuten allgemeinen Betrachtnahme iſt. Der Einzelne, der ein Werk ſchafft, in welchem ſich ein allgemeines Streben oder Bewußtſein erlöst, d. h. als zur Thatſache geworden erkennt, dieſer Einzelne iſt wohl er ſelbſt, eingeſchloſſen in eine Individualität, aber er iſt auch wiederum nur der Ausdruck des Geſammtwollens: denn wer das Dargeſtellte ſeinem inneren Sinn entſprechend findet, hat eben damit ein Gleiches erſtrebt, wenn er auch nicht entfernt befähigt war, ja keine Ahnung davon hatte, daß es ſich in dieſer Ausdrucksform erlöſen ließe. Wie wir aus fremdem Mund ein Wort gewinnen, das wir nicht ſelbſt geſchaffen, und das doch unſer Innerſtes ausſpricht,

ſo iſt es auch mit einer Geſtaltung. Der aber, der mit ſeinem Wort im weiteſten Sinn den Zauberbann gelöst, iſt und bleibt dennoch der Meiſter. Die ſtatuariſche Feſtſtellung unſerer beiden großen Dichter iſt eine geſchichtliche Nothwendigkeit, die der Geſammtwille der Nation innerlich zu vollziehen trachten mußte. Dieſer Nothwendigkeit ſteht die Freiheit entgegen, die ſich den Mann und ſeine Kraft erkürt und ihn damit betraut und auszeichnet, daß er mit perſönlicher Genialität individuell frei geſtaltend die allgemeine Nothwendigkeit lebendig und äußerlich vollziehe.

In unſern Tagen, unmittelbar nach Vorübergang der großen Geiſtesepoche, iſt die Literaturgeſchichte nothwendig und natürlich erſt zu einer Wiſſenſchaft geworden. Erſt wenn die Ernte eingeheimst iſt, kann Alles richtig bemeſſen und gebucht werden, und ſo hat die Literaturgeſchichte jetzt ihre Vertreter wie zu keiner andern Zeit vorher. Es ſoll aber damit keineswegs geſagt ſein, daß, wie manche Buchführer des geiſtigen Erträgniſſes meinen, jetzt eine lange, vielleicht ewige Brache auf dieſem Feld eintrete. Es giebt keine Offenbarung des Geiſtes, keine Ernte einer noch ſo erträgnißreichen Periode, die für alle Zeiten ausreicht. Und ſchon im Herbſte ſteht draußen die Ausſaat für eine kommende Ernte.

Wie nun in nothwendigem Gang heute die Literaturgeſchichte zu ſolcher Meiſterſchaft gelangt, ſo iſt es natürlich, daß auch äußerlich in der Schaubarkeit das allgemeine Nationalbewußtſein die Geiſtesheroen ſich feſt hinſtelle, und Ernſt Rietſchel hatte die innere

und äußere Sendung, ſie in lebendiger Geſtalt feſtzuhalten.

Die Geſchichtſchreibung überhaupt und die Literaturgeſchichte insbeſondere bleibt allzeit flüſſig. Das Wort iſt das ewig Bewegliche. Es können ſich immer neue Thatſachen ergeben, neue Betrachtnahmen aufthun, die das in der Schrift gegebene Bild in einzelnen Zügen verändern oder anders beleuchten. Das reine Kunſtwerk aber, und namentlich das plaſtiſche, iſt nicht mehr flüſſig, die Geſtalten der Kunſt ſtehen unwandelbar feſt, und ſie kann dieſe Feſtſtellung wagen, da es ihr nicht auf das Einzelne, ſondern auf das Geſammte ankommt, an dem nicht mehr gerüttelt werden kann.

Wie für die literaturgeſchichtliche Feſtſtellung unſerer großen poetiſchen Periode, ſo iſt auch für die Plaſtik gerade unſere Gegenwart am geeignetſten. Sie ſteht noch nahe genug der Zeit, da das Geſchilderte und zum Bildwerk Geſchaffene pulſirendes Leben war, und doch wiederum fern genug, um es in allgemeiner künſtleriſcher Ueberſchau zu betrachten, jene Bewegungen, man könnte ſagen jene Drücke und Brüche in der Gewandung, die das unmittelbare Leben hervorbringt, zu kennen, und ſie doch nicht nach der bloßen Wirklichkeit, ſondern in ſtiliſirter Erhöhung zu geben. Gerade die Geſchichte der nächſten Vergangenheit iſt das ergiebigſte Feld, nicht nur für die reine Geſchichtſchreibung, ſondern auch für Objecte der Kunſtſchöpfung. Die Dichtkunſt und die bildende Kunſt kommen in Auffaſſung der Gegenwart nur ſchwer über das Genre hinaus — ſie können die Gegenwart nicht lebensgroß,

wie viel weniger über Lebensgröße hinaus auffaſſen — ſie können noch nicht beſtimmen und noch nicht wiſſen, was ſich als allgemeine Signatur einer Periode herausſtellen wird. In der unmittelbaren Vergangenheit aber zeigt ſich das: hier iſt die Hiſtorie und die hiſtoriſche Kunſt möglich und nothwendig.

Man hat die Denkmalſucht unſerer Zeit vielfach verſpottet, und die Grimaſſen, die ſich auch hier zeigten, ſind nicht zu läugnen; dennoch muß auch hervorgehoben werden, daß eben in dem allgemeinen Verlangen nach Denkmalen und in der unverkennbaren Begeiſterung für dieſelben ein erfreulicher hiſtoriſcher Zug liegt. Diejenigen, die nur eine Vergangenheit anerkennen, treffen hier mit denen zuſammen, die mit Anerkennung des Hiſtoriſchen eben auch die hiſtoriſche Berechtigung der Gegenwart heiſchen, welcher eben ſo gut das Recht und die Pflicht zuſteht, das Leben, Denken und Empfinden nach Gehalt und Geſtalt aus ſich zu erneuern.

Es iſt im privaten Leben ein eigenthümlicher Zug, daß dann, wenn einem lieben Verſtorbenen das Grabdenkmal geſetzt iſt, eine gewiſſe Beſänftigung des Schmerzes eintritt; und zwar nicht nur, weil man äußerlich noch etwas für den im Herzen Fortlebenden gethan, ſondern auch weil, indem das Geweſene zu einer erhärteten Thatſache, gleichſam zu Stein geworden, Druck und Belaſtung von der Seele genommen iſt, die nun den Verpflichtungen des Daſeins theilweiſe befreiter entgegen geht. Aehnlich kann man ſagen, verhält es ſich auch im Nationalbewußtſein. Die Trauer, daß auch

die, die ſo Unſterbliches geſchaffen, dem Tode erliegen mußten, iſt als Schmerz vorüber, und es iſt eben jetzt die Zeit, ſich an der Aufſtellung ihrer Bildniſſe mit reiner andächtiger Freude zu erquicken. Es ſind noch Menſchen unter uns — und ſie können vor dem Nationalgeiſt im Ganzen wie Einzelerinnerungen eines Individuums betrachtet werden — die ſich der Dahingegangenen als Lebender erinnern, aber ſie ſterben immer mehr aus, wie im Fortſchritte des Lebens die Einzelerinnerungen des Individuums. Und ſo iſt es ein inneres Genügen des Nationalgeiſtes, dieſe Züge lebendig feſtzuhalten, dem Leben nahe und doch durch die Verklärung der Erinnerung — die der Anſchauung der Kunſt entſprechend iſt — wiederum über das Leben erhoben. So möchte man noch hinzuſetzen, daß durch die Denkmale jene verehrten Männer die plaſtiſche Ruhe erlangt haben, auch für den Erinnernden. Wie ihr Denken in unſerer Seele ſteht, ohne daß wir uns deſſen immer klar bewußt ſind, ſo ſehen wir ihr Bild vor uns, wenn wir über den Markt des Lebens gehen; wir ſchauen nicht immer darauf, aber die Erinnerung iſt auch in uns zu einer wohlthätigen plaſtiſchen Ruhe gelangt.

Und nun ſtehen die Heroen über Lebensgröße vor uns. Von Angeſicht zu Angeſicht ſtehen wir ihnen gegenüber, wir auf dem Boden des Lebens, ſie auf das Poſtament geſchichtlicher Verehrung geſtellt, in ruhiger plaſtiſcher Verklärung und Erhöhung durch die Kunſt; ſie ſtehen mit uns in der Luft, die wir athmen, und doch in einer höheren Schicht. Sie ſind Leben, aber jenes zur ewigen Ruhe gekommene, unzerſtörbare und unwandelbare.

Welch eine Arbeit war dem Bildner auferlegt, alles Das, und noch dazu tauſendfältig mehr vor uns darzuſtellen und in uns zu erwecken! — Weil nach der obigen Andeutung das allgemeine Wollen und Erinnern der geſammten Nation ſeinen Ruf in die Werkſtätte des Künſtlers ergehen ließ, weil wir den Künſtler als Den betrachten, der dieſe Sendung erfüllte, ſei es uns geſtattet, vorerſt zuſchauend bei ſeinem Schaffen zu verweilen.

Da ſind zuerſt die kleinen Modelle, etwas über einen Schuh hoch; es ſind deren vier oder fünf, welche die beiden Dichter in Eins gefaßt darſtellen. Hand- und Fußbewegung, Stellung und Haltung des Körpers ſind verſchieden, wenn ſie auch immer nur ein und daſſelbe Motiv wiedergeben. Es war nicht leicht, das in ſich Gehaltene, Stillbewegte in Gliedmaßen, in Rumpf und Kopf darzuſtellen; einerſeits die Einförmigkeit zu vermeiden, andererſeits jede Unruhe, jedes Ausgreifen fern zu halten. Wie tief bewegt war der Künſtler, bis er die letzte entſcheidende Haltung und Stellung gewann! Und er fand ſie im kleinen Modell noch immer nicht.[1] Nun wurden die Modelle in Drittheil Lebensgröße und in nackter Geſtalt ausgeführt, und endlich

[1] Vor Jahren hat unſer gemeinſchaftlicher Freund Eduard Devrient mit ſeinem Collegen, dem Schauſpieler Emil Walter, dem Künſtler (der Goethe noch perſönlich kannte) dadurch eine neue Lebensanſchauung vermittelt, daß Devrient mit ſeiner ſchlanken hagern Geſtalt in der Schillerkleidung, und der breitbruſtige Walter im Gewande Goethe's auf einem Poſtamente dem Bildner verſchiedene Stellungen nach ſeinem Motive vormachten. Es war dieß nicht maßgebend für die Faſſung, bot aber doch dem Bildner mancherlei lebendige Fingerzeige für ſeine Aufgabe.

ging es an Ausführung der Coloſſalſtatuen, wiederum zuerſt in nackter Geſtalt. Es läßt ſich nicht ſagen, mit welchem brennenden Eifer der Künſtler an der auch materiell ſo mühſamen Aufgabe (die Figuren ſind zwölf Schuh hoch) arbeitete. Die Körper mußten natürlich jeder einzeln für ſich ausgeführt werden, und bei der Zuſammenſtellung zeigte ſich bald dieſe bald jene Unzuträglichkeit. Mit einer wahrhaft verehrungswürdigen Unverdroſſenheit ging Rietſchel immer wieder von Neuem an's Werk; denn jede Veränderung in Bewegung oder Haltung mußte immer nicht nur die Einzelgeſtalt, ſondern die ganze Gruppe zuſammenbrechen machen. Er baute ſie nochmals auf, und ſchließlich ging es an die Gewandung; aber auch hier mußte bei jeder weſentlichen Aenderung wieder Alles eingeriſſen werden. Es mochte dem Künſtler oft ſchwindeln vor dieſer ungeheuren Aufgabe, aber mit unabläſſiger Treue folgte er den Bedingungen ſeines Berufs und der nur Einmal vorhandenen großen Aufgabe, die ihm die ganze Nation geſtellt. Es giebt keinen äußern Lohn, der dieſes Mühen, dieſe inbrünſtige Hingebung bezahlen könnte; nur der unvergängliche Dank der geſammten Nation kann der Ehrenpreis ſein. Und welch ein Mühen war noch die Einzelausführung! Bald hoch oben auf dem Gerüſte, bald wieder auf dem Boden einige Schritte entfernt zur Ueberſchau, bis endlich und endlich das Werk in ſeiner Vollendung daſtand.

Nun aber auch welche Vollendung! — Die beiden Dichter ſind im Anfang unſeres Jahrhunderts aufgefaßt; Schiller in den vierziger, Goethe in den fünfziger

Jahren; Schiller ſchreitend, in der ganzen Haltung voll innerer Bewegung, ohne daß dieſe eine äußerlich unruhige wäre, Goethe in joviſcher Ruhe. Schiller hält in der Linken eine Rolle, mit der Rechten faßt er nach dem Lorbeerkranz, den Goethe ebenfalls in der Rechten hält, während ſeine Linke auf der Schulter des Freundes ruht.

Darf ich mir den Vergleich erlauben, daß Schiller als der menſchgewordene Adler, Goethe als der menſchgewordene Löwe erſcheint? Ich kann nur damit ausdrücken wollen, daß Jeder in ſeiner eigenthümlichen Größe ſich darbietet, ohne den Andern zu drücken, wie ſie das auch im Leben bewährten. Wer kann ſagen, ob der Adler oder der Löwe majeſtätiſcher iſt? Hat nicht jeder in ſeinem Reich die ihm zukommende Majeſtät?

Schon in der Dichtkunſt, der die allſeitigſte Motivirung geſtattet iſt — durch Nebenfiguren ſowohl als durch eine fortlaufende Entwicklungsreihe — ſchon da iſt es ſchwer, zwei Helden in gleichem Licht erſcheinen zu laſſen und zu verhüten, daß der eine nicht zur Folie des andern werde. Schließlich muß jedoch Einer herrſchend bleiben, in jenem Sinne, in welchem man von dem Helden einer Dichtung ſpricht. Die Wagſchale der Bedeutung oder des ideellen Rechtes, die lange ſchwankte, muß ſich für Einen neigen. Auch in der bildenden Kunſt iſt das Licht auf eine Hauptfigur geſpannt. Das war es nun, was von vornherein die Möglichkeit bezweifeln ließ, daß ſich ein Doppelmonument darſtellen laſſe, in dem jeder Einzelne monumental

ſelbſtherrlich bleibt. Man konnte ſich denken, daß Jeder für ſich auf eigenem Poſtamente die Vollkraft ſeiner Bedeutung bewahrte, nicht aber, daß es möglich ſei, Beide in Eins zu geſtalten, ohne den Einen, wie man ſagt, durch den Andern zu drücken, und ohne einen bloßen Act daraus zu machen. Die Thatſache iſt die beſte Antwort, die alle Vorerörterung nun als müſſig erſcheinen läßt.

Der Künſtler hat, parallel der unvergleichlichen Erſcheinung zweier gleich gewaltigen, gleich hohen und in Freundſchaft vereinigten Geiſter, dieſelben in gleicher Macht dargeſtellt, und doch Jeden unverkennbar in ſeiner Eigenthümlichkeit. Schiller hat den Adlerblick nach oben gekehrt; Alles an ihm iſt frei, der bloße Hals, der ſchreitende Fuß, das lockere Gewand, Alles zeigt die innere Erregtheit; Goethe in ſicherer, weltbeherrſchender Ruhe gradaus blickend; Alles feſt und beſtimmt, das joviſche Haupt durch die Macht ſeines feſten Ausdrucks lebendig charakteriſirt; Schiller mit leiſe geöffnetem Mund, Goethe mit ruhig geſchloſſenen Lippen. Die Durchbildung der beiden Figuren, die jedem Einzelnen von Kopf bis Fuß einen beſtimmten Ausdruck giebt und Alles in ſich harmoniſirt, iſt der unverkennbare Charakter dieſes Kunſtwerkes, der ſich gleich beim erſten Anblick ausſpricht. Schiller zieht durch Bewegung mehr an, Goethe hält durch Ruhe mehr feſt, wie ſich das auch in ihrem allſeitigen Weſen kundgiebt, ohne daß die Charakterweſenheit des Einen die des Andern beeinträchtigt. Sie ſtellen beide die Hoheit menſchlicher und deutſch-nationaler Geiſtesmacht

dar, die das Leben durchdringt. In ſolchem ſubſtanziellen Sein und Erkennen hört alle Spaltung in Subjectivitäten und alles Eifern zwiſchen denſelben auf. Wie die Männer im Leben auf dem einen Urgrunde reinen Schaffens ſtehen, ſo ſtehen ſie auch vom bildenden Künſtler neugeſchaffen auf Einem Poſtament da. [1]

[1] In der viel zu wenig bekannten und doch ſo tief klärenden Abhandlung: „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung," hat Schiller ſowohl im Anfang als auch ſpäter, wo er geradezu den realiſtiſchen und den idealiſtiſchen Dichter charakteriſirt, weſentliche Züge aus ſeiner eigenen Anſchauungs- und Dichtungsweiſe und aus der ſeines Freundes entnommen. Natürlich in der Art, wie eine philoſophiſche Abhandlung zuläßt, die allgemeine Begriffe und Kategorien geben muß, während im concreten Leben die eine Seite des Seins mit der andern in ein und demſelben Individuum ſich miſcht. Ich will hier nur einige Sätze herausheben, die eben jetzt, wo beide Dichter vereint ſich darſtellen, zur Beherzigung dienen mögen, um den reinen Genuß an beiden zu vermitteln.

„Der Dichter iſt entweder Natur oder er wird ſie ſuchen," betont Schiller wiederholt (Ausgabe von 1844, Bd. X. S. 299). „Die Dichter ſind überall, ſchon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo ſie dieſes nicht ganz mehr ſein können, und ſchon in ſich ſelbſt den zerſtörenden Einfluß willkürlicher und künſtlicher Formen erfahren oder doch mit demſelben zu kämpfen gehabt haben, da werden ſie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden alſo entweder Natur ſein, oder ſie werden die verlorene ſuchen. Daraus entſpringen zwei ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebiet der Poeſie erſchöpft und ausgemeſſen wird." Und wie er dann ſchließlich auf den Realiſten und Idealiſten hinausgeht (Seite 304): „Dieß ſind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie ſich überhaupt der poetiſche Genius äußern kann. Sie ſind, wie man ſieht, äußerſt von einander verſchieden; aber es gibt einen höheren Begriff, der ſie beide unter ſich

Und die Gewandung? Auch die Erörterung über Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit des modernen Gewandes iſt nunmehr müßig. Nach dem Vorgange von Schadow und Rauch hat Rietſchel dieſen Streit thatſächlich erledigt, ſchon durch ſeinen Leſſing, und jetzt doppelt und dreifach durch ſeine Schiller-Goethe-Gruppe. Schiller trägt den langen Rock, die zweiklappige Weſte mit hervorquellendem Jabot, kurze Beinkleider, Strümpfe und Schnallenſchuhe; Goethe die geſchmeidige Halsbinde, den breitſchoßigen Frack (ähnlich dem bei der Leſſingſtatue), die Battenweſte — aber ganz ohne alle Verzierung — mit Jabot; Strümpfe und Schnallenſchuhe. Wie geſagt, nachdem Rietſchel in ſo vollendeter Weiſe gezeigt hat, wie ſich das moderne Gewand plaſtiſch behandeln läßt, kann jede Streitfrage über deſſen Anwendung als erledigt betrachtet werden. Wir ſehen wirkliches Leben vor uns und doch erhöht und erhoben in die reine Kunſtgeſtalt.

Und der Kranz, den beide Dichter halten und faſſen? Er erſcheint als das beſonders Auffällige, vorerſt wohl nur, weil er nicht zu dem Coſtüm-Ausdruck der Zeit zu ſtimmen ſcheint. Er wäre bei Behandlung in

faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieſer Begriff mit der Idee der Menſchheit in Eins zuſammentrifft.“ Und (Seite 367): „Der wahre Realiſt unterwirft ſich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit, aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und abſoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Geſetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen: daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealiſten in dem endlichen Reſultat übereinkommen wird, wie verſchieden auch der Weg iſt, welchen beide dazu einſchlagen.“

antiker Gewandung weniger aufgefallen, weil er abſolut zu derſelben ſtimmt; jetzt erſcheint er neben der realiſtiſchen Faſſung als eine künſtleriſche oder künſtlich fremde Zuthat. Das kann aber nur einen Moment ſo ſcheinen. Der modernen Welt, die alle Lebenserſcheinung als Begriff und Geſetz zu faſſen gewohnt iſt, fehlt die mythenbildende und die ſymbolbildende Kraft,[1] und da wo das Symbol Bedürfniß iſt, bleibt nichts übrig, als das Ueberkommene zu neuer Geltung zu bringen. Das Wort Dichterkranz, das in der Sprache gebräuchlich iſt, muß der Bildner in ſeiner urſprünglichen concreten Geſtalt zur Erſcheinung bringen. Die Einheit von Zweien und der Ausdruck deſſen, was ſie eint, muß ſtets durch ein Drittes ausgeſprochen werden; es muß Etwas ſein, das keiner derſelben in ſich darſtellt, ſondern eben nur durch die Vereinigung mit dem Andern. Im Leben und in der dichtenden Kunſt — die von allen Künſten dem Leben am nächſten ſteht — kann dieſes Dritte ſich durch das tönende Wort kundgeben. In der bildenden Kunſt muß es in der Schaubarkeit heraustreten, und hier alſo iſt der Kranz das Dritte, das die Einheit beider und das Weſen ihrer Einheit ausſpricht.

Wo es gegeben iſt, eine Handlung darzuſtellen, kann und muß dieſe ſich ſelbſt ausſprechen, und das fehlende Wort als Sprache für das Auge thatſäch-

[1] So hat man z. B. in Baiern allerdings ein Symbol für die moderne Erſcheinung der Eiſenbahn geſchaffen, das glücklich gewählt iſt: ein Rad mit zwei Flügeln; aber noch iſt es nicht allgemein gäng und gäbe, und es fragt ſich, ob die Zeit es adoptiren wird.

lich zeigen. Im rein Monumentalen aber muß das Symbol das Wort ſein. Die Krone z. B. iſt weſentlich nur noch Symbol zur Bezeichnung der Herrſchermacht, und ſie ſtimmte wenig zu der bräuchlichen Militärkleidung der Regenten; dennoch wird Niemand beſtreiten, daß ſie als Symbol und Attribut in der bildlichen Darſtellung angewendet werden könnte. Es giebt nun aber kein anderes Symbol für Bezeichnung des Dichterruhmes als den Lorbeerkranz, den Beide vereint errungen. Der Kranz iſt alſo, wenn man ſo ſagen kann, das plaſtiſche Wort für Dichterruhm, und dieſes plaſtiſche Wort iſt kein Fremdwort, ſondern eingebürgert bei uns, wenn auch unſer Leben ſo angethan iſt, daß — den Myrthenkranz allein ausgenommen — die Thatſache des Kranzes bei Lebendigen in der ſinnbildlichen Weiſe verbleibt, und nie ein lebendiges Haupt mit dem wirklichen Blätterkranze geziert wird.

Es war eine unſäglich ſchwierige Aufgabe, eine Doppelſtatue darzuſtellen, wo zwiſchen beiden Perſonen keine Handlung, ſondern nur deren innerer Beſtand für ſich und ihr gegenſeitiges Verhältniß ausgedrückt werden ſoll. Ich muß wieder auf meine Anfangsworte zurückkommen, daß es Rietſchel gelungen iſt, den in Einem Athem geſprochenen Ausdruck: „Schiller und Goethe“ zu einer plaſtiſchen Anſchauung zu machen. [1] Zugleich möchte ich darauf hinweiſen, wie in der Darſtellung und in dem Dargeſtellten hier ein Wort im

[1] Der Sprachgebrauch hat die Namen in ſolche Ordnung geſetzt, offenbar, weil bei anderer Verbindung — Goethe und Schiller — ein Hiatus der Tonbewegung hinderlich wäre.

höchſten Sinne verkörpert iſt, das, wie ich glaube, nur der deutſchen Sprache eigen, ich meine das Wort ſelbander. In der Zweiheit durch Liebe und Freundſchaft ſich eins fühlen, das iſt ein Begriff, den die tiefſte Regung des Volksgeiſtes in der Sprache ausprägte. Selbſt zu ſein, für ſich zu ſein, und doch in und mit dem Andern ſich ſelbſt zu fühlen — giebt es ein bezeichnenderes Wort dafür als „ſelbander?“ Und ſo iſt dieſe Doppelſtatue zugleich der vollendete Ausdruck dafür auf der höchſten Höhe des Geiſtes und in der unergründlichſten Tiefe des Herzens. Es iſt tiefſtes Beiſammenſein, und doch hat Keiner den Blick auf den Andern gerichtet; ſie ſchauen in die Welt hinein, Jeder nach ſeiner Weiſe, und Jeder hat den Andern ſtill, treu und ſicher in ſich — ſie ſind ſelbander.

Wird ſich der Streit über Bevorzugung des einen oder des andern Dichters wiederum erneuen, indem man bald vorherrſchend Geſchmacksbildung oder die ethiſche Hoheit betont? Es läßt ſich hoffen, daß auch dieſer Streit hier in dem plaſtiſchen Nebeneinander zu ſeiner Verſöhnung gekommen ſei. Freilich hat jegliche Verehrung immer etwas Ausſchließliches und deutet zurück auf die weltgeſchichtliche Thatſache ausſchließlicher Nationalgötter u. ſ. w.; aber es muß ſtets hervorgehoben werden, daß die Kunſt die Freiſtätte des Cultus iſt, in der kein Verdrängen des Einen durch den Andern bedingt wird; ſie gründet ein neues Firmament, wo Keines das Andere aus ſeiner Bahn ſtößt und der ganze geſtirnte Himmel erweckt die Andacht. —

Und doch wird es hier der Kranz ſein, und die

Art, wie er gehalten iſt, an den ſich manche Debatte knüpft. Goethe hält den Kranz ruhig in der Hand, Schillers Hand greift darnach. Schon an dieſe letztere, nicht vollendete Bewegung werden ſich allerlei Fragen anknüpfen laſſen. Die geſchichtliche Thatſache, daß Goethe im Vollbeſitze des Ruhmes war, während Schiller noch darnach ſtrebte, kann das Bedenken nicht alsbald löſen; es handelte ſich ja hier nicht um Darſtellung eines concret geſchichtlichen Momentes, ſondern um Vergegenwärtigung der Geſammtheit ihres Seins. Ein gleichzeitiges Berühren des Kranzes von Schillers Hand hätte jegliche Frage wohl factiſch erledigt; aber die Grenzlinie war knapp, auf der es den Anſchein haben konnte, als ob ſo durch beiderſeitiges Dreinfaſſen noch ein Kampf um den Beſitz des höchſten Dichterruhmes wäre, und der Bildner hat die friedſame gegenſeitige Anerkennung darſtellen wollen, wie dies auch im Weſen ſeiner Aufgabe lag. So Hohes auch Schiller vollendet, er iſt doch auch als Strebender geſtorben, während dem Dichtergenoſſen die Gunſt des Geſchickes, ſo weit das einem Menſchen möglich iſt, volle Sättigung und Genugthuung zukommen ließ.

Wenn in jedem Werke der bildenden Kunſt ein Moment gefaßt iſt, dem eine Handlung und Bewegung vorausging, und eine Handlung und Bewegung nachfolgte, wenn das Bildwerk um ſo plaſtiſcher iſt, je weniger es jenes Vor- und Rückweiſes bedarf, je mehr es ſich ſelbſt ganz erklärt, ſo iſt eben im rein *ſtatuariſchen Monument die abſolute Geſammtheit des Seins darzuſtellen*, die weder vorwärts noch

rückwärts weist auf ein außerhalb des Gegebenen Ruhendes. Dieſes nicht bloß momentane Sein, dieſes unendliche Sein, unendlich, indem es alle einzelnen Momente in ſich ſchließt, und unendlich, indem es die Anſchauung und Erinnerung aller Zeiten zuſammenfaßt — dieſen ewigen Punkt hat der Künſtler weſentlich gefaßt, und hierin liegt die Hoheit ſeines Thuns und ſeiner That.

2. Der Guß.

München, 28. Mai 1857. In der Erzgießerei war heute Morgen eine kleine Verſammlung von Männern und Frauen, zuſammengeführt vom Cultus des Genius und deſſen Ausdruck in monumentalen Werken. Es war die Stunde, da die von Meiſter Rietſchel in Dresden vollendete Schiller-Goethe-Gruppe von dem Erzgießer v. Miller gegoſſen werden ſollte.

Eine Zeit, die den Muth und die Naivetät hätte, für das momentane bedeutſame Ereigniß Weiheformen zu ſchaffen und zu geſtalten, hätte dieſe Stunde zu einem friſchbelebten Feſte gebildet. Es iſt ein wunderbares Zeichen unſeres Lebens, daß alle unſre Feſte weit mehr Erinnerungen der Vergangenheit als feierliche Begehung eines Gegenwärtigen ſind. Nun aber war es nur eine kleine Verſammlung, wie ſie der Werkeltag zuſammenführt und wo ſich Jeder an der ſtillen innern iſolirten Empfindung genügt.

Der Moment des Guſſes iſt immer ein äußerlich unberechenbarer und innerlich gemüthserregender. So

viel auch Kunſtfertigkeit und Sorgfalt vorbereiten mag, iſt das Metall im Fluß, ſo gewinnt es faſt eine ſelbſtändige Gewalt, und die Vollendung erſcheint wie ein Segen, wie ein Geſchenk. Sechs und zwanzig Stunden lang, von geſtern Morgen acht Uhr an, mit einem Verbrauch von nahezu acht Klafter Fichtenholz, war die Maſſe bereitet.

Gegen ſechzig bayriſche Centner jener türkiſchen Kanonen, die von der zerſtörten türkiſchen Flotte bei Navarin aus dem Meeresgrund heraufgeholt wurden, waren jetzt hier im Fluß, um die Geſtalten derer zu bilden, die aus dem tiefſten Grunde alles Daſeins die edelſten Schätze gehoben und Allen zu Theil werden ließen.

Mit ziemlicher Genauigkeit konnte der Gußmeiſter die Stunde angeben, wann der Erzguß reif ſei. Noch wurde jetzt als Letztes Zink und je auf einen Centner der geſammten Maſſe fünf Pfund zerhackte Sousſtücke dazugethan. Es hatte etwas Eigenthümliches, daß zu den Standbildern der Geiſter, die ſo vielem bisher Unfaßbaren Geſtalt und Gepräge gegeben hatten, jetzt Münzen von gemeſſener Werthbeſtimmung eingeſchmolzen wurden. Eine kleine Tribüne war errichtet, auf welcher Frauen und Männer Platz nahmen. Man hörte von oberhalb des Kamins ein öfteres ſeltſam fernklingendes Rufen. Es war die Antwort des Heizers, der jetzt in der letzten Stunde das Feuer nach Befehl ſchwächen oder ſteigern muß. Mehrmals wurde der Keſſel geöffnet und mit langen Stangen umgerührt, die noch beim Herausziehen lichterloh brannten. Als endlich Alles bereit war, erſchien der Meiſter im Schurzfell,

ermahnte die Anweſenden bei anſcheinender Gefahr ruhig zu ſein, und nun öffnete er zuerſt die Luftlöcher, aus denen die Luft entweicht, und nach dieſen die in den Rinnen angebrachten Einflußlöcher. Je an eines dieſer letzten wurden die friſchbehandſchuhten Geſellen mit glühenden Zapfenſtangen geſtellt, Jedem eine beſtimmte Nummer gegeben, und ihm bedeutet, daß er auf den Anruf die Zapfenſtange zurückziehe. Es mußten nämlich die Einflußlöcher ſo lange zugehalten werden, bis eine größere Metallmaſſe über die Form in der Rinne geſammelt war, damit das Metall mit um ſo größerem Druck plötzlich in die Form dringe.

Jetzt entblößte der Meiſter das Haupt — ſtille, andächtige Pauſe — und nun rief er: „Mit Gott fangen wir an.“ Der Hebebaum, Laßeiſen genannt, ſtieß gegen den Zapfen, zwei-, dreimal, und jetzt quoll die flüſſige Gluth heraus, praſſelnd, ziſchend, leichte Wellen ſchlagend; über die Geſellen wurden große Eiſenbleche gehalten, wie Schilde, gegen die ſtrahlende Gluth, und als zuerſt die Röhren für die Füße geöffnet waren, rief der Meiſter laut: „Alle heraus!“ und die glühenden Stangen erhoben ſich, und hinabquoll es, denn drunten ſtanden aufrecht die Modellformen der beiden Heroen, und bald zeigte es ſich, daß ſie gefüllt waren, denn aus den Ausflußröhren ſpritzte es jetzt hervor ſpringquellartig, und der Meiſter rief: „Vivat! der Guß iſt gelungen.“ Die Anweſenden, die in bangem Staunen der wunderbaren Erſcheinung zugeſchaut hatten, brachen unwillkürlich in ein lautes Hoch aus. Das Bewußtſein, daß in dieſer Minute Etwas vollendet war, was

dauern wird, so weit Menschen denken können, und so lange Menschen denken und fühlen werden, dies Bewußtsein erfüllte jedes Herz mit weihevoller Andacht. Jetzt brachte der Meister ein Hoch den Begründern und Förderern dieses Denkmals, dem Großherzog Carl Alexander von Weimar, dem König Ludwig (der das gesammte Metall zu der Gruppe beigesteuert) und dem ganzen deutschen Volke aus. Alles stimmte ein, und aus den Versammelten scholl ein Hoch zurück auf den Meister, in das man wiederum herzlich einstimmte. Alles beglückwünschte denselben, der so erwartungsvoll noch vor wenigen Minuten dagestanden, und jetzt so froh vergnügt dreinschaute. Er theilte unter die Anwesenden thalergroße Stücke Metall aus von dem Ueberschusse dessen, was die Form nicht gefaßt, zum Angedenken. [1]

So steht denn das Werk fest, unvergänglich, jetzt noch heißdurchglüht im Dunkel.

Wenn dieses Werk am 4. September zum Erstenmal im freien Sonnenlicht erscheint, werden gewiß Diejenigen, die da wissen und erkennen was die Nation und die Welt an diesen Heroen hat, sich vor ihrem Angesicht versammeln, und wird der 4. September in Weimar eines der schönsten Nationalfeste sein.

[1] Auch hier mußte reichlicher Ueberschuß gewonnen werden. Während, wie mir der freundliche Meister später berichtete, die ganze Doppelstatue gradaus 5050 Pfund Metall faßt, waren 8585 Pfund in Fluß und ist durchschnittlich die Metallstärke ein Viertel bis ein halb Zoll, die Füße, die das Ganze zu tragen haben, stärker, der Oberkörper schwächer in Metall.

3. Vom Feſte der Enthüllung

am 4. September 1857 in Weimar.

„Thon iſt Leben, Gips iſt Tod, Marmor und Erz iſt Auferſtehung.“ Dieſe Worte eines bildenden Künſtlers ſprachen ſich mir immer in Gedanken, während wir am ſonnenhellen Herbſttage (1. September 1857) auf der Eiſenbahn gen Weimar fuhren. Es geht gewiß auch Andern ſo, daß ſolch ein comprimirter Spruch wie eine leichtfaßliche Melodie plötzlich in der Erinnerung auftaucht und Text und Thema zu allerlei Variationen wird, die gerade während des Eiſenbahngeräuſches zu eigenthümlichem traumfreiem Abſpielen gelangen. Gerade weil die Gegenſtände ſo ſchnell vorbeiſauſen, daß unſer Denken ſie nicht faſſen kann, und doch in der flüchtigen Berührung mit der Außenwelt die ſtille innere Sammlung ſo ſchwer möglich iſt, wird ein ſolcher Spruch zur Axe für allerlei phantaſtiſche Kryſtalliſation. Mir ging der oben bezeichnete Gedanke nicht aus dem Sinn.

„Thon iſt Leben!“ Wer ſich oft in der Werkſtatt eines Bildhauers aufgehalten, wird den Ausſpruch zutreffend finden. Dieſe bräunliche Farbe des Thons, dieſer flüſſige Glanz der bis in's kleinſte Stäubchen vertheilten Feuchtigkeit giebt dem Thongebild eine Bewegung, ſo zu ſagen ein organiſches Getriebe, das dem Belebten nahe ſteht. Jenes Wort der bibliſchen Schöpfungsgeſchichte, wornach (nachdem der erſte „Nebel von der Erde aufgeſtiegen war und alles Land feuchtete“) Gott den erſten Menſchen aus Erde bildete und

ihm den Odem einblies, erweckt auch eine künſtleriſche Anſchauung, wenn wir uns das Gebilde aus Thon denken. Der Thon in ſeiner Feſtigkeit, Zähigkeit und Schwere ſteht dem organiſchen Leben am nächſten. Der Humus, die Dammerde, von der eigentlich das Pflanzenleben abhängt, würde nicht das Gleiche darſtellen; er würde zu locker erſcheinen, und zuſammengeballt zu dunkel und ſchwer. Der Thon hat das Fleiſchige durch die Dichtigkeit, und er hat etwas von der Befreiung des Stofflichen zur organiſchen Belebung, trotz ſeines zuſammengedrängten Volumens, durch das innere, flüſſig gewordene Bewegtſein.

„Gips iſt Tod!“ Der Gips hat etwas Kaltes, Trockenes, Geſtandenes, ja faſt Gefrorenes. Er giebt die Form wieder mit einer von nichts anderem erreichten Treue; aber es iſt die bloße Form, keine Spur von jenem Rieſeln der innern Bewegung. Ich meine, man könnte ſich ein Gebilde von Gips nicht zum Leben erwachend denken. Man ſieht ihm das Bröckliche, Zerbrechliche an; es ſteht dem Organiſchen ſpröd gegenüber.

„Marmor und Erz iſt Auferſtehung!“ Jenes flüſſige Leben, das im Thon, wenn auch geſteigerter, doch zugleich auch vergänglicher erſcheint, jener Lebensglanz hat in Marmor und Erz eine Immanenz gewonnen, die ſie eben vor Allem zur monumentalen Faſſung des Lebens eignet. Die Flüſſigkeit iſt leuchtender Glanz geworden, das ſtrömende Leben, das beim Thon das Waſſer in ſich hat, iſt in dieſem Glanze des Marmors und Erzes zur Plaſtik fixirt. Die

todte Starrheit des Gipſes iſt überwunden und die dem Leben relativ ſo nahe ſtehende flüſſige, vorübergehende Beweglichkeit des Thons iſt innewohnend feſt geworden und, wenn man ſo ſagen kann, zu einem abſoluten Ausdruck gekommen. Dieſer Stoff erinnert nicht mehr an das reale Leben und doch hat er Leben in ſich; er ſieht ſich geſchmeidig, weich und biegſam an, trotz der in ihm gegebenen Feſtigkeit. Das, was im Thon als Flüſſigkeit glänzte, iſt hier zu einem unvergänglichen, gemilderten und doch gehobenen Ausdruck des Stoffs in ſich geworden. Es iſt nicht das wirkliche Leben, ſondern das auferſtandene.

Vielleicht könnte man auch ſchon in der Behandlung, welche die drei Stoffe als Entwicklungsſtufen des plaſtiſchen Kunſtwerks erheiſchen, deren nähere und entferntere Beziehung zum unmittelbaren Leben und zum ſchaffenden Künſtler erkennen. Den Thon modelt und drückt der Künſtler größtentheils unmittelbar mit der Hand; das Gipsmodell iſt weſentlich ein Product der Maſchine, während das Erzgebilde durch Ciſelirung, noch mehr aber das Marmorgebilde durch Behandlung mit dem Meiſel wohl aus der Kraft des Künſtlers hervorgeht, aber mittelſt eines in ſeine Hand gegebenen Werkzeugs. Der dem Leben zunächſt ſtehende und damit auch vergängliche Stoff läßt ſich von der Hand des Künſtlers ſelbſt beſtimmen, Erz und Marmor ſtellen ihm ſchon einen feſten Beſtand entgegen, den er nur modeln, aber nicht bauen kann. An dem Gegebenen, ewig Dauernden iſt nur die Modalität unſer, wie der Menſch ſelber nur eine Modalität des ewig Geſetzten iſt.

Es ging mir mit dieſen Gedanken allerdings wie mit einer Melodie, die plötzlich in der Erinnerung erwacht; ſie ſingt ſich fort. Ich ſetzte ſie hieher, weil ſie zugleich auch als Vorſpiel gelten möge zu dem Feſte, dem wir entgegengingen, und ich mich in dieſer Darſtellung ausſchließlich an die künſtleriſche und nationale Bedeutung der Dichtergruppe halten werde.

Ich habe die beiden erſten Stationen dieſes Denkmals genau im Auge gehabt, und ich empfand eine eigenthümliche Erhebung, daß ich nun auch die dritte abſchließende ſchauen ſollte. Ich war ſo ganz verſunken in dem Gedanken, dem großen Feſte beizuwohnen, daß es mich faſt wunderte, wie nicht alle Leute auf allen Anhaltepunkten an daſſelbe denken mußten, wie nicht Alles plötzlich von Einer Strömung erfaßt war, und ſo wunderlich das auch erſcheinen mag, es iſt faſt ein nothwendiges Bedürfniß, daß wir wünſchen müſſen, die Welt möge unſern perſönlichen Sonntag mit uns feiern. Das iſt ja der Drang nach Gemeinſamkeit, der unſere Zeit ſo ſchmerzlich bewegt und von dem wir doch nicht laſſen können, nicht laſſen dürfen.

Es mag einer gewaltſamen, in ihrer Iſolirung ſich groß dünkenden Vornehmigkeit beſſer dünken, am Werktage, wenn alle Andern von ihrer Thätigkeit in Anſpruch genommen ſind, ſich in freiem Luſtwandeln zu ergehen. Ich glaube, daß eine geſunde Natur ihre rechte freudige Erhebung erſt an einem Sonn- und Feiertage gewinnt, wenn die Mitmenſchen, die gleichzeitig jetzt das Leben athmen, ſich des Daſeins erfreuen.

Warum ſoll es denn nicht möglich ſein, daß wir

wieder Feste gewinnen, die alle Volksgenossen einigen? Sind die olympischen Feste, die Feste zu Jerusalem nicht in neuer, mit unserm Leben zusammenstimmender Weise möglich? Ist eine solche Verbröckelung in der Menschheit, daß sich keine Volksgenossenschaft mehr zusammenschließen mag zur Feier des Daseins? Wir haben in unseren Tagen Zusammenkünfte zu den verschiedensten Zwecken und oft schließen sich heitere Feste daran. Warum soll es nicht möglich sein uns lediglich zu Festen zu versammeln, zur Feier nationaler Zusammengehörigkeit und nationalen Besitzthums?

Vor zwei Jahrzehnten wurde der Cultus des Genius beistimmend und widerstreitend vielfach verhandelt; er ist seiner ganzen Natur nach kein dogmatischer und noch viel weniger ein geregelter. Man frage sich aber, wie die Aussprüche Goethe's und Schiller's bestimmend wirken in Freud und Leid, in der Einsamkeit wie in der Gemeinsamkeit, und es wird sich finden, daß es einem gebildeten Deutschen fast nicht denkbar ist, sein inneres Sein und Empfinden ohne die Eindrücke von Goethe und Schiller sich vorzustellen. — Und nun, mußte es nicht Bedürfniß, ja ich möchte sagen nothwendige Andacht sein, dorthin zu wallfahrten, wo die wunderthätigen Gestalten dieser beiden ersten Geister deutscher Nation aufgerichtet wurden?

„Ich fürchte den Trouble! Ich mag den Trouble nicht!" So spricht eine Männerwelt, die ihr halbes Leben im Schlafrock zubringt. Wenn heute eine große und erhebende Bewegung uns riefe, wir wären nicht dazu angethan, uns ihr anzuschließen; und dazu gilt

es noch für vornehm, ſich von einer großen Gemeinſamkeit fern zu halten. Ein Jeder ſitzt auf ſeinem Iſolirſchemel. Aber fragt euch: ſchloſſen ſich die großen griechiſchen Weiſen aus von einer Feſtfeier, weil Der oder Jener, der ihnen nicht genehm war, auch dabei ſein würde? Ihr rühmt es in gelehrten Büchern, daß Herodot dem verſammelten Volke ſeine Geſchichte, Sophokles ſeine Tragödien vortrugen, und ihr ſelbſt, ihr wollt euch nicht einmal durch perſönliches Erſcheinen kundgeben? Und noch näher dem gegenwärtigen Leben: Schließen ſich denn die Kirchlichen aus von der Gemeinde, weil Dieſer oder Jener zu ihr gehört? Iſt es nicht vielmehr in aller Weiſe Pflicht, daß jeder, ſo viel an ihm iſt, einſetze für die Gemeinſamkeit? — Mußten hier nicht die Bannerträger deutſchen Geiſtes ſich zuſammen finden? Giebt es ein nationaleres Feſt als das hier zu begehende, und mußte es nicht auch ein Nationalfeſt werden?

Ich geſtehe, ich war anfangs ſehr betrübt, da ich in Weimar hörte, daß von den hohen Würdenträgern deutſcher Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft keiner kommen würde. Uhland, Rückert, Humboldt, Schloſſer, Ritter, Liebig, Rauch, Cornelius, Kaulbach, Leſſing, ſie werden nicht erſcheinen, ja auch nicht die deutſchen Univerſitäten und Akademien werden durch Abgeordnete vertreten ſein.

Es giebt freilich noch Profeſſoren genug, ordentliche und ſogar außerordentliche, die Goethe — wenn ſie es auch nicht offen bekennen — doch eigentlich als Literaten über die Achſel anſchauen. Schiller wird mehr

reſpectirt, er war ja ſelbſt Profeſſor und hat nie wie Goethe an allen rite conſtituirten Facultäten gerüttelt und Neues aus reiner freier Anſchauung aufgeſtellt. Diejenigen aber, die in der Bildung den Zweck der Gelehrſamkeit ſehen und ſelbſtthätig im großen Sinne dazu mitwirken, mußten ſich hier einfinden.

Aber es wurde eben wieder ein Feſt, vom Zufall zuſammengeſtellt, und ſelbſt die Parole: Schiller und Goethe! konnte nicht alle deutſchen Heerlager einigen.

Es mag Einzelne geben, die ſich durch Vermißtwerden bemerklich machen wollten. Von den Trägern der großen Namen iſt das nicht zu denken, ihr Ausbleiben iſt eben nur eine Folge jener Iſolirung, jener Scheu vor perſönlicher Vertretung, die das Leben der neuen Zeit immer zu einem geſchriebenen und gedruckten Daſein macht.

Goethe ſelbſt berichtet, wie es ihm an's Herz ging, daß unſer modernes Leben und das deutſche insbeſondere kein lebendiges iſt. Nach einem Beſuche in der Akademie der Olympier zu Vicenza ſchreibt er (Italieniſche Reiſe, den 22. September 1786): „Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen und ſie perſönlich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß; jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knoppert daran wie er kann.“

Goethe ſelber war in ſeinem ſpäteren Leben, das weſentlich ein Warten und Ausbauen ſeiner eigenen großen Natur war, nicht dazu gekommen, ſelber jenem Drang Genüge zu leiſten. Nun aber war in der Feier, die ihm und ſeinem Genoſſen galt, Gelegenheit gegeben, jenes „ſich in eine Ecke kauzen“ zu überwinden,

und Deutſchland konnte einmal lebendig inne werden, welch eine Geiſtesmacht ihm jetzt zu eigen iſt. Es ſollte nicht ſein.

Wenn auch ſolche Gedanken ſchmerzlich bedrücken mußten, ſo war doch der ganze Anblick von Weimar ein ſo feſtlich freudiger, daß man ſich der entſprechenden Stimmung nicht erwehren konnte.

Als wir am Theaterplatz vorüber kamen, ſahen wir die Dichtergruppe noch verhüllt von grauer Leinwand und von dem Gerüſte zur Aufrichtung umgeben. In allen Straßen ſah man Menſchen mit Kränzen, Blumen und Fahnen umherwandeln, um die Häuſer zu zieren, und Freude ſprach aus jedem Antlitz. Man begrüßte bald von ferner kommende und einheimiſche Freunde und in alter und neuer Berührung erhob ſich das Herz immer mehr. Am Morgen ſah man, daß der Dichtergruppe eine weiße Hülle gegeben war, deren Saum die großherzoglich Sächſiſchen Landesfarben trug, und das Gerüſt wurde abgebrochen.

Ich halte mich hier ausſchließlich an die Enthüllung der Dichtergruppe; ich habe in dieſen Blättern bereits meine Anſchauungen bei Gelegenheit der Ausſtellung der Gipsmodelle ausgeſprochen. Durch einen günſtigen Zufall war ich Ende Mai auch beim Erzguß in München gegenwärtig, und ich will nur noch die dritte Station in der Geſchichte dieſes Denkmals nach perſönlicher Wahrnehmung verzeichnen.

Ich wohnte bei dieſem Feſte mit Freund Rietſchel in einem und demſelben gaſtlichen Hauſe, und der edle, beſcheidene Künſtler mag es mir verzeihen, wenn

ich ihn hier persönlich einführe. Wer der Nation ein solches Wahrzeichen gegeben, muß es sich gefallen lassen, daß auch von ihm Kunde gegeben wird, da er durch solches Kunstwerk mit zur Geschichte des Nationallebens gehört.

Es hat immer etwas erschütternd Bewegendes, das was man jahrelang in sich getragen, nun zu entlassen. Der flüssige Gedanke ist Gestalt geworden, und was man in einer Stimmung schuf, die niemals wiederkehrt, steht nun da für alle Zeiten, für Fremde, die jetzt nichts empfinden von jenen fliegenden Pulsen, die unter der schaffenden Hand des Künstlers klopften, und es soll gelingen, die Ruhigen mit hinein zu versetzen in jene Erregung oder doch sie des letzten unwandelbaren Ergebnisses derselben theilhaftig zu machen.

Jede Thätigkeit gewinnt ein eigenes Leben für sich und der Arbeitende wird zum Werkzeug seines Schaffens. Vor Allem aber gewinnt jedes Kunstgebilde unter der Hand des Künstlers ein eigenes Leben, das sich selber fortsetzt. Der Künstler ist in der Geschichte seiner Kunst nur ein einzelner Ausdruck, zu dem er werden muß; das einzelne Kunstwerk wird zu einem Ausdruck seines besondern Lebens, aber der anfänglich freien Bedingung wird im Fortgange die Nothwendigkeit zugesellt.

Wer je im Gebiete künstlerischen Schaffens gestanden, weiß, welch ein eigenthümliches Bangen, welch eine eigenthümliche Leere sich zeigen will, wenn das so lange in der Seele Getragene sich endlich abgelöst hat vom schaffenden Künstler zum selbständigen Dasein. Das ganze Leben des Künstlers war hoch gespannt,

und nun tritt auf einmal eine Erſchlaffung, eine gewiſſe Entfremdung ſeiner ſelbſt, eine Ablöſung ein. Wir wiſſen ſelbſt von Schiller, daß er nach großen Productionen ſich wie ausgeſchöpft, wie zu nichts Neuem mehr fähig vorkam, und daß er den ganzen Inhalt ſeines Daſeins hergegeben, bis ſich allmählig wieder Neues in ihm entwickelte und geſtaltete.

Und dann, jeder ſchaffende Künſtler weiß, daß das Vollbrachte nicht ganz Dem entſprechen will, wie es ſich im reinen Gedanken darſtellt. Eben jener Reſt, der in jedem vollbrachten Werke ſich dem Künſtler in ſeiner Ehrlichkeit vor ſich ſelbſt ergiebt, belebt ihn neu und erregt ihm Muth und Trieb zu erneuter Produktion. Es giebt auch im Geiſte keine Sättigung, die für immer ausreichte.

Es iſt ein tiefdeutiges Wort, daß es in der Bibel heißt, als Gott die Welt geſchaffen, ja nach jedem einzelnen Tagewerke (ausgenommen am zweiten Schöpfungstage, da nur das Vorhandene abgeſondert wurde): „Und der Herr ſahe, daß es gut war.“ Nur vom abſoluten Geiſte kann es heißen: Und er ſahe, daß es gut war. Jeder Endliche findet einen Reſt, der ihm dieſen Ausſpruch verſagt, und das bedingt das Streben des einzelnen Geiſtes und ein Fortwirken bis an's Lebensende und das Fortwirken der Geiſter, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht an einander anſchließen und die Geſchichte der Menſchheit bilden. —

Ich folgte gern der Aufforderung Rietſchels, mich bei dem großen Momente, der ihm bevorſtand, ihm nahe zu halten. Wir kamen von der Enthüllung des

Wieland-Denkmals und ſtanden an der Seite der Dichtergruppe links neben Schiller. Eine Cantate begann, die nur wenig Eindruck machte. Ich glaube, daß zu ſolcher Feier keine künſtliche Muſik, ſondern ein einfaches, in der Melodie leicht faßliches Lied am geeignetſten wäre. Es müßte zu ſolch einem Feſte eine neue leicht faßliche Melodie gefunden werden, die ſich der Erinnerung einprägte und gewiſſermaßen die ganze Feſtfeier in Gedanken begleitete. Von ſolchen Feſten müßten neue Lieder ausgehen, die allgemein bekannt würden, ſo daß man wie in alten Chroniken in veränderter Weiſe ſagen könnte: „Damals ſang man dieſes Lied.“ Durch ſolch ein Lied könnte man mehr als durch alles Andere ein Erinnerungsmal feſthalten, das fort und fort lebte in allen Gauen durch lange Zeit.

Die thätige Betheiligung der Menge bei großen Verſammlungen ſollte immer mehr in Anſpruch genommen werden. Ein Geſang, von einem Liederverein vorgetragen und vom Orcheſter begleitet, macht die große Maſſe immer nur zur empfangenden und paſſiven, und das Hoch, das ſchließlich geſtattet iſt, giebt nicht die eigentliche Erlöſung durch die thätige Theilnahme. Wir beſchränken uns bei großen Verſammlungen noch immer zu ſehr auf das tönende Wort, das geſprochene und geſungene. Die Verſammlungen, wie ſie die Eiſenbahn heutigen Tages ermöglicht und bedingt, gehen weit über das Bereich der Menſchenſtimme. Die Druckerpreſſe müßte gleicher Weiſe mitwirken, um einer großen Feſtverſammlung eine Einheit in Gedanken und Ausdruck zu geben. Hier müßte das fliegende Blatt erneuert

werden, das unmittelbar im Feſtesjubel alle Stimmen zuſammenhielte und für ſpätere Zeiten ein Gedenkzeichen bliebe.

Es war ein Glück, daß der Feſtredner ſeinen vortrefflichen Vortrag auf ſolcher Höhe hielt und in ſo gediegener Weiſe ſteigerte, daß auch Rietſchel ganz davon ergriffen war und mehrmals in leiſen kurzen Ausrufen ſeine Begeiſterung kundgab, ſo daß er durch dieſe Rede ganz hinweggehoben wurde über die Schauer, welche die nächſten Momente ihm bringen mußten.

Und als die Bänder der Umhüllung gelöst waren und ein Luftzug den weiten weißen Mantel aufblähte — die Geſtalten wollten nun endlich heraus und ſich in ihrer Glorie zeigen unter den verſammelten, mit Dank und Lobpreis Erfüllten — als die Umhüllung endlich fiel und die Sonne, die im Rücken der Denkmäler ſtand, ſie zum Erſtenmal beſchien, und mit dem Sonnenglanz der Jubelruf wetteiferte, der ſich freudig aus der Bruſt Aller löste und nicht enden wollte, da — wer kann ſagen, was da das Herz des Meiſters bewegte, der dieſes edle Werk geſchaffen? Alles war hingegeben in den Einen großen Augenblick, und man konnte nicht anders, immer wieder mußte ſich der Jubelruf wiederholen.

Es giebt Hochpunkte des Lebens, deren Temperatur gar nicht auszumeſſen iſt, weil es nicht gegeben iſt, inmitten der Erhobenheit ihrer ſelber Herr zu ſein.

Wir begrüßten die Heroen deutſchen Geiſtes in ihrer Auferſtehung durch die Kunſt; es war, als könnte man ihnen lebendig darbringen den Dank, den die

Nation und die ganze gebildete Welt ihnen ſchuldet, die Blumen, die die Jungfrauen ſtreuten, waren wie ein ſchönes Opfer, das man den Verklärten darbrachte, und ſie ſtanden da in Erz gegoſſen, lebendig und doch wortlos.

Wer vermöchte die beiden Heroen, wie ſie erzgegoſſen daſtehen, zu ſchildern in Worten? Ihr Daſtehen iſt ein Wort, ein großes, unausſprechliches. Und was das Wort nicht ſagen kann, das ſpricht ſich im Bilde aus für das Auge. Die Hand, das Auge des bildenden Künſtlers ſpricht die Dinge ſelber; das Wort faßt die Dinge nicht, ſondern nur unſere Wahrnehmung von ihnen in Empfindungen und Gedanken. Im Ausdruck der Erſcheinungen und innern Wahrnehmungen ſind alle Künſte verſchiedene Sprachen. Der Gedanke läßt ſich überſetzen, jede Sprache behält aber etwas für ſich, das nur ihr eigen iſt.

Und wenn auch die Menſchengeſtalt zu allen Nationen ſpricht, dieſe Geſtalten hier ſagen uns Deutſchen noch etwas mehr. Es iſt unſer eigenes erhöhtes Leben, das wir in ihnen erſchauen. Die Tauſende und aber Tauſende, die mit Bewunderung und Dankbarkeit zu allen Zeiten hier hinaufſchauen werden zu dieſem Denkmal, ſie werden mit ſtiller Freude erfüllt daſtehen. Der Augenblick aber, da die Sonne vom Himmel herab und Tauſende von hell glänzenden Augen zum Erſtenmal zu ihnen aufſchauten, dieſer Augenblick war ein Stück Beſeligung aus der Unendlichkeit.

Und wieder, wie mußte es dem Künſtler zu Muthe ſein? Er ſtand da und hielt beide Hände auf der Bruſt;

in ſeinem frommen Gemüthe war Andacht und Dank gewiß das einzig Lebendige. Und iſt es nicht eine hohe Gunſt des Geſchickes, nach einem ſolchen heilig beſeligenden Moment, nach einem Augenblick Eingedrungenſein in die Unſterblichkeit noch feſt und friſch im hellen Leben zu ſtehen? In dieſem Augenblick mußte der Meiſter die Weihe ſeines Daſeins als höchſten Lohn empfinden.

Als nun der Großherzog mit heller Stimme von der Tribüne rief: „Rietſchel! kommen Sie doch herauf!“ da begann von Neuem begeiſterter Jubelruf, während der Großherzog dem Künſtler die eine Hand auf die Schulter legte und mit der andern die Hand faßte, die ſo Herrliches geſchaffen. Der begeiſterte junge Fürſt wendete den Künſtler nach den Verſammelten hin, und auf's Neue erhob ſich der Jubelruf.

In alten Zeiten ließ man bei Kaiſerkrönungen Wein aus Brunnen ſpringen, davon alles Volk ſich erlabte, und vom ſelben Getränke belebt, gewann Alles eine gleiche Stimmung, war ein gemeinſamer Puls des Lebens in Allen. Das war heute ein Geiſtesbrunnen mit einem Feuerwein ohne Gleichen, der nun ſtrömte und Alle mit ſeinem Göttertranke belebte.

Die alten Kaiſer hießen Mehrer des Reichs, und ein Künſtler, der in irgend einem Gebiete ein Neues ſchafft, das nicht Vergangenes nochmals ummodelt, ſondern ſein Eigenes ausdrückt, ein ſolcher Künſtler kann ein Mehrer des Geiſtesreichs genannt werden. Von dieſem Tage an hat das Reich des deutſchen Geiſtes eine Mehrung gewonnen, deren es ſich vollauf erfreuen darf.

In einer Zeit vorherrſchender Negation iſt es ſchwer, daß da, wo etwas Poſitives geſchaffen wurde, ſich nicht allerlei Wünſche, Begehrniſſe, Bemäckelungen ausſprechen. Dieſes Werk iſt ein poſitives, es wird noch ſpäteſten Zeiten Kunde geben von Dem, was in unſerer Zeit lebte, wie die Kunſt ſich dem Leben nahe ſtellt und doch den großen Styl, das Ideale und Ewige in Allem wandelnden Leben damit verbindet. Die bildende Kunſt hat hier in ihrer Weiſe und einem einzigen Blick erfaßbar das Gleiche vollzogen, was die Literatur nur zerſtreut und weitſchichtig erfaſſen kann: jene Freude, alle Lebensbezüge der beiden Dichterheroen in Briefen nnd Aufzeichnungen feſtzuhalten, die das Geſammtbild nur um ſo weiter und machtvoller erſcheinen laſſen, iſt hier in plaſtiſcher Weiſe vor Augen geſtellt. Die Aufgabe der Doppelſtatue (und ſie war eine hiſtoriſch gegebene, nothwendige) iſt einzig in ihrer Art geſtellt und einzig in ihrer Art erfüllt.

Es wurde in dieſen Blättern ſchon bei Ausſtellung der Modelle auf die Eigenthümlichkeit des Kunſtwerks hingewieſen; jetzt da es in unvergänglichem Stoffe vor uns ſteht, ſei es für alle Zeit mit den Worten des Dichters begrüßt:

„Dieß iſt unſer, ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten.“

Den ganzen Tag und auch am Abend war der Platz angefüllt von verſchiedenen Gruppen, und Landleute, die heimfuhren, hielten eine Weile ſtill davor. — Welche Anſchauungen, welche Gedanken werden ſie davon heimbringen?

Es wird eine Zeit kommen — mag man auch über ſolche Prophezeiungen lächeln — es wird eine Zeit kommen, wo Schiller und Goethe in ihrem beſten Sein allem Volke offenbar ſein werden. Vor wenigen Jahrhunderten galt es allgemein, daß das tiefinnigſte aller Bücher, die Bibel, dem Volke unzugänglich ſei, und nun iſt ſie in weiteſten Kreiſen zum Gemeingut der Anſchauungen und Gedanken geworden. Die Cultur zieht ihre Bogen in ungeahnter Ausdehnung und unſere Zeit hat den Rhythmus der Jahrhunderte beſchleunigt. Wer möchte beſtimmen, wann — aber es wird die Zeit kommen, wo man dieſe Beiden hier in ihrer Weſenheit allgemein erkennen wird, wo man ſie Beide kennen und erkennen wird: Den dort, der nicht den Menſchen allein in ſeinen Empfindungen, Beſtrebungen und Wünſchen, ſondern den Menſchen in der Natur als Ganzes und doch als Theil des Ganzen erfaßte,

„Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt,“

und den dort, der die menſchliche That, alles flammende Empfinden und lichte Wollen allein ſich zum Gegenſtand erkoren, der in nie ablaſſender Begeiſterung voll war

„Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Es war von Intereſſe, aus manchen Gruppen herauszuhorchen, welchen Eindruck das Werk machte. Schiller

wirkt allgemein dramatiſcher, poetiſcher, auch als Erſcheinung, weil das Strebende, das Bewegte ſich natürlicher einprägt als das Gelaſſene, Herrſchermächtige. Ich hatte Gelegenheit, das vielfach zu bemerken. Hiezu kommt, daß der Unglückliche, oder doch minder vom Schickſal Begünſtigte der allgemeinen Sympathie näher ſteht als der Glückliche, Geſättigte. Schiller iſt Dichter und dichteriſche Figur zugleich. In ſeinem Leben ſind dramatiſche Momente und Wendepunkte, die ſich allgemein faßlich darſtellen, während das Leben Goethe's den epiſchen Verlauf ſeines Weſens hat, und wie ein reines Naturprodukt vollgezeitigt wurde. Goethe mußte naturgemäß ſeine Lebensgeſchichte ſchreiben, er begann ſie in ſeinem 61. Jahre und ſie wurde die reichſte Quelle geſchichtlicher und dichteriſcher Erkenntniß. Schiller konnte überhaupt und bei ſeinem frühen Tode ſchwer dazu gelangen, ſeinen Lebensgang ſchildern zu wollen; nicht „ſatt an Jahren" ſondern mit vielem noch Ungeſprochenen auf der Lippe wurde er dahin gerafft und ſein Lebensbild ſteht in doppelt ſchmerzlicher idealer Verklärung.

Das Apolliſche in Goethe iſt hier vor dem eigentlich Joviſchen ſeines ſpäteren Alters zurückgetreten; aber wie im ganzen Weſen Goethe's, ſo iſt es auch hier in ſeiner Erſcheinung: je länger man ſich in ihn vertieft, um ſo mächtiger gewinnt er auch an dem hier plaſtiſch dargeſtellten Gleichgewicht, wenn auch nicht — wie in der Doppelſtatue nur zu billigen iſt — an Uebergewicht gegenüber dem Schnellkräftigen und Hinreißenden ſeines großen Freundes; und es iſt nur zu wünſchen, daß

wie ſich dieſe beiden Bilder in der Anſchauung feſtſtellen, auch ihr innerſtes Weſen in der Nation immer lebendiger werde, daß ſtetiges feſtes Maaßhalten nicht minder erkannt und ausgebildet werde, als die flammende Begeiſterung.

Der Kranz, der allerdings faſt noch wie ein Fremdwort an der vollauf deutſch redenden Erſcheinung ſich zeigen will, ſtellt ſich doch als vollkommen zugehörig dar. Eine Gruppe iſt ein Satz, der Subject und Object haben muß, und hier, wo zwei Subjecte gegeben ſind, iſt der Kranz das Object. Er kann in doppelter Beziehung als ſolches gefaßt werden, und der Feſtredner hatte zu meiner beſonderen Freude ähnlich wie ich in dieſen Blättern hervorgehoben: „Der Kranz aber, der ſie verbunden hält, iſt zugleich dein Kranz, mein deutſches Volk, der Kranz, mit dem ſie dich königlich geſchmückt haben vor allen Völkern der Erde.“

Der Mond ſtand hell am wolkenloſen Himmel, er ſchien zum Erſtenmal nieder auf die freien Häupter der Dichter. Da droben glänzen die ewigen Sterne, und es giebt auch Sterne am Himmelszelte des Geiſtes, die nimmer vergehen. Mit Homer, Sophokles, Shakeſpeare und Leſſing werden dieſe Beiden hier fortleben; aber wie oben am Himmelszelte über uns ſich immerdar neue Sterne bilden, ſo auch iſt die Ausſtrahlung des Geiſtes eine ewige. Die Welt iſt eine ewig werdende, das iſt ihr Leben. Wäre ſie einmal eine gewordene, ſie wäre bald auch eine geſtorbene. Da ſtehen die Heroen, es werden lange Keine kommen, die ſich ihnen gleichſtellen dürfen, aber es werden wieder kommen.

Denn das Leben der Menſchheit bedingt immer neue, ungeahnte Erſcheinungen. Was vom Gewordenen den Hauch der Ewigkeit in ſich hatte, das bleibt, aber auch das Werden iſt ein unendliches.

In der großen Gedankenoffenbarung der Menſchheit ſind einzelne Perioden, einzelne Genien nur Worte, Accorde, die ſich endlich zuſammenſchließen. Es beginnt immer wieder ein Stottern, ein Suchen, bis der Geiſt ſein neues Wort gefunden, und der ganze Inhalt des Menſchenthums iſt unerſchöpflich und ewig wie das unergründliche Meer. Man darf es wohl die eigentliche Gottloſigkeit nennen, wenn man mit falſcher Demuth leichtfertig ſagt: Nun iſt der Kreis geſchloſſen!

Das aberwitzigſte aller Worte iſt das vom Epigonenthum. Alle Menſchen ſind Epigonen, keine Periode der Geſchichte, und ſei ſie noch ſo glanzvoll, iſt die Erfüllung der höchſten und letzten Kraft. Die deutſche Poeſie und alles reine Empfinden hat in dieſen Beiden hier und in Jenem dort in Braunſchweig eine Fülle erhalten, die kein Vorlebender ahnen konnte, und ſo kann auch kein Vorlebender ahnen, was nach ihnen kommen mag. In einer alten Tiroler Sage ſpricht ein Berggeiſt:

„Ich bin ſo grau, ich bin ſo alt,
Sah den Berg ſechsmal als Wieſe und ſechsmal als Wald.“

So auch mag der deutſche Genius ſprechen. Der Hochwald der klaſſiſchen Periode unſerer Dichtung iſt gefällt und Niederholz bedeckt den Raum. Wenn nur Jeder ehrlich Das zu ſein ſtrebt, was er zu ſein

beſtimmt iſt. Jenſeits des Niederholzes wird wiederum ein Hochwald erſtehen, und wer weiß wie prangend und wie gewaltig! Es iſt die Unmacht der Eitelkeit, die immer von Epigonenthum ſpricht; weil ſie in ſich die Unfähigkeit naturgemäßer Hervorbringung fühlt und ſich doch gern in der Ueberhebung zu den Hochſtämmen aufgipfeln möchte, ſpricht ſie aller Gegenwart und Zukunft Leben und Fortentwicklung ab.

Der Geiſt einer Nation, ja einer ganzen Menſchheitsperiode wiederholt ſich nicht alsbald in derſelben höchſten Form des Ausdrucks; er wandelt ſich in andere. Im ganzen Ausdruck der gegenwärtigen Menſchheit hat nächſt dem Gewerbfleiß die ſtrenge hiſtoriſche und naturwiſſenſchaftliche Erforſchung und Darſtellung eine Macht der Vollendung erhalten, wie noch nie vorher, und wir Deutſchen haben dazu noch in der bildenden Kunſt eine Höhe erreicht, wie noch zu keiner andern Zeit. Wir dürfen hoffen, daß nach dieſem Ausdrucke des großen Geſammtlebens wieder eine neue Poeſie erſtehe, mit neuem ungeahnten Inhalt.

Wie es nicht dieſelben Familien ſind, in denen ſich der Genius forterbt — denn das wäre die unerträglichſte aller Ariſtokratien — ſo iſt es, wenn man ſo ſagen kann, auch nicht dieſelbe Familie der Ideen, in denen ſich der Geiſt ſtetig kund giebt; er wählt ſich neue und ſchließt Alles zur Einheit zuſammen.

Der Mond ſcheint heute zum Erſtenmal nieder auf die freien Häupter der Dichter. — Welch eine Wandlung des Nationallebens und des Lebens der Menſchheit überhaupt werden dieſe ewigen Geſtalten an ſich

vorüberziehen ſehen? Wer weiß, was für eine Welt zu ihren Füßen ſich bewegen wird, wenn Nacht und Tag und die Jahreszeiten alle dieſe jetzt hellglänzenden Gebilde mit dem grünlichen Schimmer der Patina übergoſſen haben werden!

Der Menſch kann die Gebilde hinſtellen, aber erſt die Jahre und die in ihnen herrſchenden Elemente kleiden ſie neu mit einem Glanze, den wir nicht ſchaffen können. Seien es frohe, freie und gute Geſchlechter, die einſt dieſe grünlich glänzenden Geſtalten erſchauen werden, und mögen ſie Ebenbürtige ihnen zugeſellen!

In dem wieder ruhiger gewordenen Weimar beſchloß ich meine Feſtfeier damit, daß ich die Arbeitszimmer Schillers und Goethe's beſuchte und dann hinausging nach dem Kirchhof in die Fürſtengruft. Das Arbeitszimmer Schillers iſt etwas zu ſehr zu einer Ausſtellung verwandelt, in dem Goethe's hat man noch weit mehr das Gefühl, als ob er eben erſt von dannen gegangen wäre. Auf ſeinem Stehpult am Fenſter ſteht noch ein weißer Teller mit Gartenerde angefüllt, mit der er ſich zuletzt, es läßt ſich nicht ſagen zu welchen Unterſuchungen, beſchäftigte. Eine Handvoll Erde war noch in ſeiner Hand, bevor die hohe Erſcheinung abgerufen wurde, um zu Erde zu werden.

In der Gruft neben dem Fürſten, der ein wahrhafter Menſch war, dort ſteht der Sarg Goethe's und der ſeines ebenbürtigen Freundes Schiller. Die Särge waren in dieſen Tagen über und über mit Blumen und Kränzen bedeckt; aber jeder der Beſucher hatte

ſich etwas davon zum Andenken mitgenommen, und ſo waren ſie jetzt leer.

Wunderlicher Zug unſerer heutigen Welt, ſich mit äußerlichen Gedenkzeichen und Albumserinnerungen zu ſchleppen! Aber es iſt immer ſo geweſen, immer muß das rein Geiſtige, Innerliche ſeine Wandlung durch das äußerlich Faßbare machen, von Opfern und Symbolen bis zum reinen Denken, und die Erinnerungszeichen-, die Reliquien- und Handſchriftenſammlerei wird überwunden, wenn der Geiſt im Innern auferſteht.

Wie die lebendigen Körper der Geiſtesheroen hier zu Staub verſunken und dort in Erz auferſtanden ſind, ſo mögen ſie auch in gediegener Kraft auferſtehen im Geiſte der Nation! Die äußeren Lebenszeugniſſe werden ſchwinden, aber das Fortleben wird von ſich ſelbſt Zeugniß geben.

Im September 1857.

II.

Studien und Anmerkungen zu Lessing's Nathan der Weise.

„Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person . . . Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein.“ An diese Worte Winckelmann's knüpft Lessing seine Betrachtungen über Laokoon an und setzt sogleich hinzu: „. . . eben darin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben urtheilen dürfte; eben hierin leuchtet die Weisheit desselben ganz besonders hervor.“

Wir dürfen diese Weisheit, die die Vollendung des Künstlers und Menschen zugleich ist, auf Lessing und auf sein erhabenstes Werk „Nathan der Weise“ zurückdeuten. In der Structur des Ganzen zeigt sich künstlerisch dieselbe Weisheit, die sich ethisch im Inhalte kundgiebt.

Nachfolgende Bemerkungen, die in Einzelnem hierauf hinweisen wollen, machen keinen Anspruch, nach dieser

oder jener Seite erſchöpfend zu ſein und ſei ihnen ein Spruch Leſſing's zum Schilde: „An ſyſtematiſchen Büchern haben wir Deutſchen überhaupt keinen Mangel.“

1. Der Weiſe und der reine Menſch. Das Pſychologiſche.

Leſſing's Dichtungen und theoretiſche Erörterungen ſind eine Akademie. Wer die Stufe des Dilettantismus überſchreiten, wer den geſammten Aufbau und den innern Ausbau eines Kunſtwerkes lernen und erkennen will, kann von Leſſing Geſetz und Maß entnehmen. Dazu iſt die Geſchichte des Drama's „Nathan der Weiſe,“ die Art, wie es zu verſchiedenen Zeitpunkten angeſehen worden, zugleich eine Geſchichte der Humanität in Deutſchland in den letzten acht Jahrzehnten. Es wäre eine beſondere und gewiß nicht unerſprießliche Aufgabe, dieß hiſtoriſch nachzuweiſen.

„Nathan der Weiſe“ nannte Leſſing ſein Drama und dieſer Zuſatz „der Weiſe“ regt zu einer ganzen Reihe von Betrachtungen an. Das Wort weiſe iſt heutigen Tages altfränkiſch geworden und doch giebt es keinen Erſatz dafür.

Die auf das Aeſthetiſche gerichtete Erklärung Leſſing's, die er von der Weisheit giebt, erleichtert uns die Begriffsbeſtimmung derſelben in ethiſcher Beziehung, oder vielmehr ſie ſchließt ſie in ſich.

Wie es hervorgehoben wird, daß der Künſtler im Schmerzensausdrucke Laokoon's „bei allen Leidenſchaften eine große und geſetzte Seele zeigt,“ ſo hat dies auch in ſittlichem Betracht ſeine Geltung. Die Weisheit iſt nicht die abgetödtete Empfindung, ſondern die willens-

kräftig beherrſchte, der ſtoiſche Gleichmuth ſchließt hier das ſubjective Pathos nicht aus. Denn Weisheit iſt weit entfernt von Menſchenverachtung und Menſchenhaß vielmehr iſt Liebe und Thatendrang ihr innewohnend, und mit dieſen Leid und Luſt. Die künſtleriſche Weisheit geht hier auch wieder ganz parallel mit der ethiſchen. Wenn ein Künſtler ein Werk noch ſo ſtreng und beſtimmt in ſeinem Aufbaue bemeſſen hat, kann er ſich doch der Ergriffenheit bei der Einzelausführung ja oft der Unruhe und Unſicherheit nicht entſchlagen. Ganz gleich ſteht der Weiſe dem Leben gegenüber. Und Anmuth und Würde verbinden ſich in ihm zur Charakterſchönheit. Denn die Würde allein könnte nur eine herbe oder majeſtätiſche Geſtalt erzeugen, der wir zwar nicht die Ehrerbietung, wohl aber die Liebe verſagen dürfen. Naturgemäß kann die Weisheit nur die Tugend des geprüften Alters ſein, ſie ergiebt ſich erſt jenſeits von Sturm und Drang der ſubjectiven Bewegung, aber der Weiſe hält ſich nicht iſolirt in einem Jenſeits des Lebens; es genügt ihm nicht an der reinen Erkenntniß und er entſagt nicht auf Thätigkeit und Genuß, er bewährt nur ſeine Mäßigkeit und Enthaltſamkeit in ihnen. Je mehr er nun ergreifend und ergriffen das bewegte Sein mitlebt, um ſo mehr gewinnt er unſere Sympathie und vermag uns in ſeinen Tempel der Ruhe zu führen, der nicht abgeſchieden auf einſamer Höhe, ſondern mitten auf dem Markte des Weltverkehrs ſteht. Leſſing's Nathan iſt das Drama der Weisheit, jener Weisheit, die eine ſeltene Errungenſchaft auserleſener Geiſter iſt. Hoch

oben zur Ueberſchau auf der Höhe ſtehen, das Gewimmel des vielfältigen Lebens da unten mit freiem Ueberblick, mit lächelnder Andacht sub specie aeterni betrachten, und doch wieder mit liebevoller Innigkeit das Einzelleben erfaſſen, mit Gerechtigkeit bemeſſen, was es nach geſchichtlichen und naturgeſetzlichen Bedingungen werden mußte — die Welt mit ihrem Gemenge von Grauſamkeit und Liebe, von Albernheit und Hoheit, mit allen ihren Widerſprüchen und einheitlichen Geſetzen erkennen und doch feſt und warm lieben — die Verwicklungen und Entwicklungen des Menſchenlebens als einen Prozeß betrachten, der aus der Natur der Dinge nothwendig hervorgeht und dabei die geſtaltende Macht des reinen Gedankens aufrecht erhalten und thatkräftig bewähren: das iſt jene Weisheit, die mit Spinoza und Shakeſpeare auch Leſſing errungen.

Und weil Leſſing Dichter und Philoſoph zugleich war, vermochte er die Weisheit der Abſtraction in das faßliche begrenzte Leben zu ſetzen oder vielmehrihr dichteriſch eine Welt zu ſchaffen.

Der reine Menſch iſt das Normideal der Philoſophie. Die Menſchen ſind immer phyſiologiſch und hiſtoriſch von Völkerſchaft, Familie und Naturell bedingt, ſie vermögen nicht die reine Norm zu verkörpern. Dem Normalmenſchen in der Philoſophie entſpricht der Erlöſer in der Religion; dieſer kann hiſtoriſch angezweifelt werden, philoſophiſch nicht. Wir müſſen uns den Menſchen denken, der immer nach ethiſchen Geſetzen denkt und lebt, der wieder im Paradies der Unſchuld, im Reiche der abſoluten Erkenntniß ſteht, wo Natur

und Geſetz, Macht und Pflicht wieder eins ſind, ſo daß der reine Menſch die volle Einheit alles Lebens iſt und nicht mehr aus ſeinem beſchränkten Naturell, ſondern aus der Geſammtheit der Menſchennatur heraus ſein Daſein erfüllt.

Der Normalmenſch könnte nicht Gegenſtand der Dichtung ſein, jede begrenzte Handlung verengerte ſeine Sphäre, es könnte keine Wandlung mit ihm vorgehen, denn alle ſubjective Bedingung iſt ausgeſchloſſen, er ſteht in jenem Paradies jenſeits der Geſchichte, in jener höchſten Unſchuld, wo es keine Handlung als ſolche, ſondern nur ein Sein giebt. Er wäre gegen alle Verletzbarkeit gefeit und der Geiſtesheld muß wie die Helden der phyſiſchen Kraft — ſelbſt ein Achilles, Simſon und Siegfried — eine Stelle bieten wo er dem Schickſal des Endlichen verfallen kann.

Weſentliche Merkmale des reinen Menſchen ſind auch die des Weiſen. Auch er bemißt die Dinge nicht nach perſönlichen Eindrücken, er iſt mit ſich ſelbſt fertig, hat bereits in ſich jene Wandlung und Läuterung vollendet, die erſt durch die dramatiſche Dichtung in dem Helden vollzogen werden ſoll, aber hier bleibt ein Reſt, der ſich zum dichteriſchen Vorwurf erübrigt. Die Betheiligung an den concreten Lebensbeziehungen, die geſtaltende Thatkraft die er in's Werk zu ſetzen trachtet, bieten die Aufgaben, in denen wir den Weiſen als Helden nicht ſowohl erſchüttert, ſchwankend und wandelbar ſehen, ſondern nur beunruhigt ſuchend, wie er das in ihm unerſchütterlich Feſtſtehende dem ſpröden Gegenſatz gegenüber wahre und ſiegreich durchführe. Der Weiſe als Held

wandelt nicht ſich, aber die Welt, er hat die Souveränetät ſeines Geiſtes im Einzelnen zu bewähren; wir vertrauen ſeinem Siege, wir kennen ſeine Macht, aber wir wiſſen nicht, wie er ſiegen wird. Wie der Thatenheld uns durch den erfinderiſchen Reichthum ſeiner Macht und ſeines Muthes ergötzt, ſo verſetzt uns der Held der Idee in die gleiche Luſt. Der Held der Idee — hier Nathan — ſteht immer und iſt immer die gleiche Geſtalt. Er erſcheint äußerlich genommen, immer in demſelben Coſtüm, wir ſehen ihn immer in derſelben Haltung, nie niedergeworfen, erhoben u. ſ. w. und unſere Theilnahme iſt bei Empfang des Gedankeninhalts auch eine rein phyſiognomiſche und zwar die höchſte in reiner Sympathie.

„Ein dramatiſches Gedicht“ nannte Leſſing ſein Werk, und er, der die Grenzlinien der Kunſtgebiete ſo ſcharf ſchied, wählte dieſen Ausdruck mit Bedacht, denn die ſtricten Bedingungen des Drama's ſind nicht in der Art erfüllt, daß Leidenſchaft und ſtreng fortſchreitende Handlung als die Hauptmomente erſcheinen. Die Empfindung, die hier vorwaltet, drückt ſich nur im Mienenſpiel des Geſichtes aus, ſie hat nicht jenen mimiſchen Ausdruck im umfaſſendſten Sinne, wie wir ihn an der ganzen Geſtalt wahrnehmen; die Charaktere ſprechen ſich nicht kenntlich durch das Factiſche, dramatiſch Schaubare aus, vielmehr iſt Betrachtung von Leben und Welt (was man heutigen Tages Weltanſchauung nennt) hier weſentlicher Inhalt. Wie die Erkenntniß auf das Leben, wie das Leben auf die Erkenntniß wirkt, das iſt die Schraube um die ſich Alles dreht. Dennoch tritt hier

nie eigentlich Didaktiſches heraus, ſondern nur das, was die gegebene Situation im Charakter hervorruft und was ſie aufklärt. Der Dialog iſt pſychologiſch und darin liegt ſeine dramatiſche Kraft. Im ganzen Gedichte werden keine ſich ablöſenden Lehren gegeben; das Gedicht iſt eine Lehre.

2. Entſtehung und Erweckung der dichteriſchen Idee.

Es war im Sommer des Jahres 1778 als ſich die neue Welt in Amerika in ſiegreichen Schlachten von dem hiſtoriſchen Joche des Mutterlandes befreite, als der Fahnenſpruch: Freiheit des religiöſen Bekenntniſſes — zum Erſtenmal ſich frei entfaltete und die Geltung als Staatsgeſetz heiſchte. In demſelben Sommer lebte am Fuße des Harzes der Mann des edelſten Freiheitsmuthes und ihm ging eine Geiſtesthat auf, die für die neue Welt der Humanität nicht minder entſcheidend iſt. Aus der jahrelangen Abwehr von Unnatur und Willkürlichkeit erſtand nun eine feſte poſitive Macht. Es war ein heller Sommernachtstraum eigner Art, der Leſſing in der Montagnacht des 10. Auguſt 1778 heimſuchte, denn am 11. ſchreibt er an ſeinen Bruder ..... „Da habe ich dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten (mit Göze) hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ.“ [1] Nachdem er hierauf die Quelle

[1] In der Ankündigung, die er ſeltſamerweiſe auf den 8. Auguſt datirte, ſagt Leſſing: „ſo führt mir mehr Zufall als Wahl einen

bei Boccaz angiebt,[1] fährt er fort: „Ich glaube eine ſehr intereſſante Epiſode dazu gefunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen und ich den Theologen gewiß einen ärgeren Poſſen damit ſpielen will als noch mit zehn Fragmenten.“

Durch den Verfolg ſeiner Streitigkeiten mit Götze wurde das Gedicht nur neu lebendig in Leſſing, während es ſchon lange in ſeinem Geiſte der Geſtaltung harrte. So erſtand dieſe Dichtung durch die theologiſchen Kämpfe, aber ſie entſtand nicht durch dieſelben. Was der Dichter aus der allgemeinen Menſchennatur und Betrachtung der Menſchengeſchichte heraus erfand und empfand, das mußte er in eigenthümlicher Weiſe individuell erleben und aus dieſer Verſchmelzung des rein Allgemeinen und des Perſönlichen erhob ſich das Kunſtwerk das der allgemeinen Idee eine feſte Geſtalt giebt.

Ein Werk, das einer wenn auch noch ſo bedeutſamen momentanen Anregung ſeine Entſtehung und

meiner alten theatraliſchen Verſuche in die Hände, von dem ich ſehe, daß er ſchon längſt die letzte Feile verdient hätte (Bd. 6. S. 236.) In der unter dem Nachlaſſe gefundenen Vorrede zum Nathan wiederholt Leſſing die briefliche Mittheilung: „Aber nicht erſt jetzt, nicht erſt nach der Streitigkeit, in welche man einen Layen bei den Haaren hätte hineinziehen ſollen“ (hat ſich der Nathan entwickelt). Sämmtliche Schriften. Ausg. von 1857. 11 Bd. 2. Abth. S. 163.

[1] Es iſt in neuerer Zeit nachgewieſen, daß eine italieniſche Novellenſammlung vor Boccaz das gleiche Mährchen enthält, ebenſo die Gesta Romanorum, und ſchließlich führt die Quelle auf Jehuda aben Verga, einen jüdiſchen Dichter in Spanien im 11. Jahrhundert zurück. (Siehe Jahrbuch für Iſraeliten von Joſeph Wertheimer. Wien 1856.)

Ausführung verdankte, könnte nicht die dauernde inwohnende Kraft des Kunstgebildes besitzen; die Spuren blos momentaner Erregung, die es in sich trüge, wären bald nur noch äußerlich geschichtliche, ein Theil seines Lebens stürbe mit der abgethanen Anregung. Als Gelegenheitsgedicht kann die lyrisch subjective momentane Stimmung am vollsten zum Ausdruck kommen; ein Kunstgebilde das die objective Welt in ihrer Mannigfaltigkeit festhält und zu dessen vollem Verständniß kein Rückdeuten auf den Autor nöthig ist, kann nur aus einer Stimmung hervorgehen, in der die subjective Erhitzung bereits überwunden ist und künstlerisch frei sich wieder erneuert hat. Hier entstehen jene Werke, die die unendliche Persönlichkeit geschaffen.

Lessing nennt die Novelle bei Boccaz den Keim und es ist ein tiefes Gesetz, daß die Keimkraft eine Zeitlang ruhe bevor sie zur Entfaltung gebracht wird. Es ist ein Gesetz in der Bodenbebauung, nicht alsbald von der eingeheimsten Ernte die Aussaat zu nehmen, sondern sogenannte zweijährige Aussaat, die weniger Wassertheile enthält und weniger den Brand aufkommen läßt. Man könnte dieses Gesetz auch auf die Geistesproduction anwenden.

Wie im Leben der Menschheit, so giebt es auch im Leben des Menschen innere Vorherverkündigungen, deren Erfüllung wie ein Wunder erscheint, es entstehen innere Wahrnehmungen, auf die sich unversehens Ereignisse und Thatsachen reimen. Man kann sagen, daß durch innere Vorempfindung, durch eine Spannung der Seele nach bestimmten Zielen, hin die Empfänglichkeit zur

Aufnahme oder gar die Nothwendigkeit der Erscheinung äußerer Thatsachen bereitet und herbeigeführt wird und hier ist allerdings einer jener noch nicht aufgedeckten inneren Beziehungen alles Lebens.

Für das vorliegende Thema kann es genügen darauf hinzuweisen, daß das was Lessing aus allgemeiner Intuition erfaßt hatte, jetzt lebensgeschichtlich neu erstand. Was ehedem als freies Belieben erscheinen konnte, stellte sich jetzt als allgemeine und lebensgeschichtliche Nöthigung dar und Wille und naturgesetzliche Erfüllung wurden Eins.

Auf der Höhe seines Lebens, zwei Jahre vor seinem Tode, vollendete Lessing dieses Werk (vom 12. Nov. 1778 bis 7. März 1779). Im Kampfe mit einer feindselig aufgehetzten Welt, im Kampfe mit den Sorgen um den Lebensunterhalt und dazu noch tief vereinsamt in Wolfenbüttel, noch schmerzvoll erregt vom Tode seiner Frau und seines einzigen Kindes, inmitten von alle dem gewann Lessing die Kraft, solch ein Werk zu vollenden, und wenn wir die Höhe der Dichtung bewundern, müssen wir nicht minder die Kraft der Seele anstaunen, der es gelingen konnte, aus solchen innern und äußern Bedrängnissen heraus so klar Vollendetes zu gestalten.

3. Plan und Ausführung. Die Episode.

Um ein Kunstwerk in seiner Gesammtheit und seinem innern Baue zu erfassen, ist es nöthig, die Entstehung und das Schema desselben herauszuziehen. Der

Entwurf, der noch von Nathan aufbewahrt iſt,[1] überhebt weſentlich dieſer Aufgabe und erleichtert das Abſehen von dem Ausgeführten und die Betrachtnahme der Aufrißlinien. Mit wenigen Abweichungen iſt das vorhandene Scenarium in der Ausführung beibehalten, natürlich ohne dabei die Improviſation des momentan Schöpferiſchen auszuſchließen, das bei allem Innehalten eines noch ſo wohl angelegten Planes nie ausbleiben kann.[2]

Leſſing findet die Novelle im Dekameron des Boccaz und ſagt wiederholt, „die dritte Novelle des erſten Buches, dieſer ſo reichen Quelle theatraliſcher Produkte, iſt der Keim, aus der ſich Nathan bei mir entwickelt hat.“[3]

An dieſer „reichen Quelle theatraliſcher Produkte“ ſchöpfte auch Shakeſpeare und er konnte in dem Bezeichneten keinen „Keim“ für ſich erkennen. Die Fabel wie ſie vorlag ſchien zunächſt kein dramatiſches, ſondern ein ſpeculatives Problem zu enthalten. Es bedurfte des Deutſchen, es bedurfte Leſſing's, in dem ſich die Elemente der Wiſſenſchaft und der Lebenserfahrung vorbereitet hatten, daß der Keim in ihm aufgehen konnte.

Leſſing findet die Novelle bei Boccaz. Auf dem Boden einer gegebenen Thatſache entſtehen die ent-

[1] Sämmtliche Schriften. Bd. 2. S. 600.

[2] Daß Leſſing auch im Entwurf ausgeführte Dialoge bei Ausarbeitung des Ganzen ausließ und wie er Einzelheiten des Colorits ſich aufzeichnete, ergiebt ſich lehrreich aus dem noch vorhandenen Entwurfe.

[3] Bd. 11. 2. S. 163.

ſprechenden nothwendigen Charaktere, die die Handlung folgerecht bedingen. Dieß iſt maßgebend für die ganze Compoſition. Wie muß der Mann ſein, der ſolch eine Frage ſtellt und wie der, der ſie ſo beantwortet? Welch ein Hintergrund von Lebensverhältniſſen muß ſich daran anſchließen? Die Handlung ſtellt ſich als das Primäre dar. Es ſind nicht Geſtalten da, die ſich heimathlos im Geiſte des Dichters umhertreiben, für die erſt eine Handlung erfunden werden muß. Aus der Thatſache ergiebt ſich das Weſen der Handelnden pſychologiſch naturgemäß. Wie die gegebene Bodenbeſchaffenheit die nothwendige Vegetation, ſo treibt die gegebene Handlung die immanenten Charaktere heraus. Der „Keim“ als welchen Leſſing kurzweg das Gegebene bezeichnet, hat das entwickelte Leben in ſich, aber gebunden, er bedarf der vollen Mitwirkung aller Lebenskräfte, um ſich zu entfalten und die Bodenkraft, die ihm dazu hilft, iſt nicht minder eine urſprüngliche als der in ſie gelegte Keim.

Die ganze künſtleriſche und ſittliche Geiſteskraft Leſſings entwickelt den Keim.

Die Hauptcharaktere und ihre Beziehungen exponiren ſich klar in den erſten Scenen. Nathan kommt von einer Reiſe. Leſſing läßt ihn nicht wie Boccaz in Alexandrien wohnen und nach Jeruſalem berufen werden, das ſchon der Ortseinheit ſeines dramatiſchen Baues entgegen wäre. Es liegen Ereigniſſe hinter dem heimgekehrten Nathan, die wir mit ihm zugleich erſt erfahren. Da das Drama mit gewiſſermaßen fertigen Charakteren und Verhältniſſen anhebt, die ſich von da an vollenden

und ausleben, ſo geht hier dem, was ſich ſchaubar vor uns aufthut, ein Vorleben voraus, und eine Hauptkunſtregel des Dramatikers beſteht darin, uns in die Atmoſphäre zu verſetzen, in welcher bereits die Wirkungen von Ereigniſſen ſich finden, die hinter der Scene liegen, und jetzt die Charaktere und Verhältniſſe ausgeſtalten.

Wäre z. B. hier die Brandſcene und die Rettung Recha's mit in die gegenwärtige Handlung gezogen, ſo fiele dieſe nicht nur in zwei auseinander, ſondern wir hätten auch nach der beängſtigenden Situation nicht Ruhe genug, um die Folgehandlung, zumal in dieſem Inhalte, entſprechend aufzunehmen. Das Brandmal im Mantel des Tempelherrn, und was ſich von Empfindung daran knüpft, giebt uns genug Gegenwärtigkeit der vorausgegangenen Handlung. Die Scene beginnt alſo bereits mit einer Folgehandlung, ohne daß dieſe, was eben dem rein Dramatiſchen widerſpräche, nur durch Erzählung ſich uns ergäbe. Alle Perſonen ſtehen bereits in einer Wirkung vorausgegangenen Daſeins, in das wir uns mit ihnen leicht und natürlich verſetzt fühlen, ohne daß es allzu vordringlich ſich geltend macht.

Schon in den erſten beiden Scenen empfangen wir ein in feſten Umriſſen angelegtes Bild der handelnden Perſonen und der Situation im weiteſten Sinne; und jener glückliche und höchſt wirkſame techniſche Griff, die Hauptperſonen von allen Seiten erſcheinen zu laſſen, en face, indem ſie ſich ſelbſt darſtellen, im halben Profil oder im ganzen Profil, indem ſie ihre Weſenheit durch

Anſprache und Betrachtung Anderer auslegen, und von rückwärts, indem über ſie geſprochen wird, und der Zuſchauer dadurch eine Stimmung, einen Standpunkt für den ihm ſpäter Vorzuführenden oder ihm bereits Bekannten gewinnt — alle dieſe verſchiedenen Drehungen und Stellungen der Hauptperſonen ſind in dieſem Drama in wahrhaft künſtleriſcher, d. h. in naturnothwendig erſcheinender Weiſe ausgeführt. Zugleich iſt der Rhythmus in der Bewegtheit der Gemüther wie der Action ein ſtets ſich beſchleunigender, dabei aber — der Natur dieſes Dramas gemäß — doch die Spannung nur ſo gehalten, daß der Zuſchauer noch Ruhe genug behält, um die feinere pſychiſche Ausführung mit voller Theilnahme in's Auge zu faſſen.

Die Darlegung des Denklebens, die Hinführung zur Erkenntniß der Humanität, iſt Mittelpunkt des ganzen Stückes, aber im Hintergrunde lauert immer ein gefahrvolles Ereigniß. Das rein Sympathiſche, die ruhig erquickliche Theilnahme und eine den Athem beſchleunigende Spannung ſind im Gleichmaße. Während wir uns den Reſultaten höchſter Erkenntniß ganz hingeben, empfinden wir doch zugleich immer die Spannung: wie wird ſich ein ſchweres, verhängnißvolles Lebensräthſel löſen?

Dieſe beiden Momente nun ſind in der Peripetie des Stückes, am Schluß des dritten Aktes, hart an einander gerückt: unmittelbar auf die Erzählung von den drei Ringen vor Saladin folgt die Scene zwiſchen dem Tempelherrn und Daja und ſpannt das Intereſſe wieder nach der andern Seite der Fabel.

Dieſe Verbindung zweier Fabeln, die ſich gegenſeitig

illuſtriren, wie wir ſie bei Shakeſpeare z. B. im Lear ſo großartig verſchlungen finden, iſt hier ebenfalls mit künſtleriſcher Bedachtſamkeit ausgeführt, wenn auch in der Conſtruction des Ganzen noch Unebenheiten bleiben.

Durch die Novelle bei Boccaz lag dem Dichter die eine Seite, und weſentlich nur eine Scene vor; durch das Verhältniß zwiſchen Recha und ihrem Bruder und durch die Verknüpfung beider mit Saladin gewinnt Alles Einheit der Perſon und des ideellen Intereſſes. Der Zuſchauer kommt nie aus den Fragen über das Verhältniß der Religion und Humanität heraus, er wird nur immer wieder von einer andern Seite darauf geführt.

Leſſing ſelbſt ſagt in dem Briefe an ſeinen Bruder, daß er eine glückliche „Epiſode“ zu der Novelle erfunden, und er behandelt alles, was den dramatiſchen Affekt berührt, epiſodiſch; er läßt es nicht aufkommen, weil es ſonſt die Idee des Dramas — und man kann ſagen, daß das Stück das Drama der Idee iſt — verſchieben würde. Er iſt allem Lockenden ausgewichen, das von der einen herrſchenden Idee ablenken würde. Hier iſt jene Weisheit, die wir die künſtleriſche nennen müſſen. Der Wechſel der Affecte iſt aphoriſtiſch behandelt, nicht breit entwickelt, und Alles, was zum ſtark Pathetiſchen neigt, iſt niedergehalten, dagegen Alles, was der Idee des Stückes dient, breit ausgeführt. So iſt z. B., vom Patriarchen abgeſehen, der Conflict eines Tempelherrn, der ſich von Liebe erfüllt ſieht, und noch dazu von Liebe zu einem Judenmädchen, kurz abgeſetzt, denn die weſentlichere Ausführung dieſes Momentes

würde das Stück zu einem andern machen, den Mittelpunkt verrücken; und am Schlusse sind die Uebergänge ebenfalls kurz zusammengedrängt. Die Wandlung des Affects der Frauenliebe in Geschwisterliebe, die sich zu einem selbständigen Drama hätte vertiefen lassen, das Wiederfinden eines im Kriege gefangenen Neffen, den man zum Tode verurtheilt hatte, alles Das erledigt sich kurz und knapp, denn die Idee des Dramas durfte durch alle diese Beziehungen nicht verdeckt und abgelenkt werden.

Eben in dieser maßhaltenden, aller Verführung widerstehenden Beherrschung zeigt sich die weise Künstlerschaft des Dichters, der, sein Ziel im Auge, diesem alles Andere unterzuordnen weiß, so daß wir mit ihm zu keiner Zeit in Zerstreuung versetzt sind, sondern Alles dem einheitlichen Mittelpunkte dienen sehen.

Hier findet das oben angeführte Wort Lessings auf ihn selbst die Anwendung „eben darin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische nicht erreicht zu haben urtheilen dürfte, eben hierin leuchtet die Weisheit desselben ganz besonders hervor.“

4. Die Formel und das Factische der Humanität. Der dramatische Schluß.

Nathan, das Drama der Idee hat wie erwähnt nichts Sententiöses. Bei allem Eingehen auf Erkenntniß- und Empfindungsleben herrscht die strenge dramatische Oekonomie, die nur den gegenwärtigen concreten Zustand vertieft und zu keiner bloß gelegentlich angefügten Allgemeinheit sich verleiten läßt. Lessing hat damit jene

objective Macht erreicht wie Shakeſpeare. Bei Erwähnung von einzelnen Ausſprüchen ſagt man nie: Shakeſpeare ſagt, ſondern: Hamlet, Lear, Romeo ꝛc. ſagt, weil die Kundgebungen als rein pſychologiſche ſich nicht von der Geſtaltung ablöſen.

Nach dem Entwurfe ſollte Saladin am Schluſſe den Tempelherrn zum Fürſten von Antiochien machen; der Dichter ließ dieſes Moment in der Ausführung fallen, und gewiß nicht ohne Grund. Die volle Gewißheit von der ſich ſchließlich aufklärenden Blutsverwandtſchaft hätte dadurch im Zuſchauer allerdings einen nachdrücklich beſtätigenden Abſchluß gewonnen, aber dieſe Ernennung und die neue Aufgabe, die ſie ſtellt, wieſe zu ſehr auf äußere Machtſtellung und über das Drama hinaus in neue Verwicklungen, in die der Tempelherr gegenüber ſeinen früheren Lebensverhältniſſen verſetzt wäre. Jetzt wird ſchließlich nur die Familieneinheit an ſich hergeſtellt, und in der Befriedigung hierüber haben wir nun keine Frage mehr, was weiter aus den Geſchwiſtern werden ſoll. Der Dichter wendet ein auf der Bühne immer wirkſames Mittel an, indem er zu den Kundgebungen des Gemüthes ein beſtätigendes ſchriftliches Document überzeugend mitwirken läßt, und iſt die handelnde Perſönlichkeit auf der Bühne überzeugt (ohne daß ſie nöthig hat, ſich des weiteren darüber auszulaſſen), ſo iſt der Zuſchauer mit derſelben zugleich befriedigt.

Auch der Schluß, der im Entwurfe ſteht: „Schluß: Saladin: Du ſollſt nicht mehr Nathan der Weiſe, du ſollſt nicht mehr Nathan der Kluge, — du ſollſt Nathan der Gute heißen,“ iſt in der Ausführung

weggeblieben, und man darf wohl annehmen, daß dem Dichter dieſe didaktiſche Formel bei näherer Betrachtnahme zu eng erſchien, denn mit Bezeichnung der Güte wäre der Charakter Nathans und das was der Dichter damit wollte, nicht erſchöpft. Ueberhaupt aber mußte ſolche Schlußlehre unthulich erſcheinen. Schon theatraliſch wäre Nathan nach ſolcher Anrede zu ſtummem Spiel verdammt. Die Gebrauchsanweiſung als fabula docet beeinträchtigt aber auch leicht die Abſpiegelung des vollen Lebens im reinen Kunſtwerke; ſie kann für den Zuſchauer das Grundmotiv leichtfaßlich herausheben, ſie beſchränkt aber auch die Betrachtungsweiſe und ſchneidet die volle Breite ſelbſtthätiger Folgerung ab.

Vom theatraliſchen Geſichtspunkt und mehr auf den Effect allein rechnend, hätte ein Anderer vielleicht Nathan das Schlußwort zuertheilt; in der gegebenen Art aber wirkt das Ganze rein poetiſcher und heiterer: die Verbrüderung der Menſchheit erſcheint nach vielem vorausgegangenem, allgemein Betrachtenden jetzt ſchließlich rein faktiſch.

Und dieß iſt in ideeller wie in künſtleriſcher Hinſicht von Bedeutung. Das Weſen der Humanität wird nicht zuletzt in eine einzige dogmatiſche Formel zuſammengefaßt; denn das iſt ja ihr Weſen, immer lebendig bewegtes Denken und Empfinden zu ſein und nicht eine Formel, die, noch ſo hoch gefaßt, ſich verhärtet und ihr ewiges Wachsthum und ihre fortwährende Verjüngung einbüßt. Der Gedanke der Humanität kann

in ſeiner ganzen Umfaſſung nie poſitiv dogmatiſch werden. [1]

Sie iſt nicht Offenbarung einer Lehre, ſondern das reine Thun wird zur Lehre. Eine That, aus der ſich eine Lehre, ein Grundſatz ergiebt, iſt faßlicher, eindringlicher und unwandelbarer als jedes Dogma, jede noch ſo folgerichtig geführte Beweisführung. Hier ſtellt ſich das Factiſche der poetiſchen Geſtaltung dem Factiſchen der Geſchichte in ſeiner Wirkung nahe, ja die Dichtung kann durch Zuſammendrängen des im Leben auseinander Liegenden den thatſächlich erſcheinenden Gedanken noch ſchärfer und beſtimmter heraustreten laſſen.

So iſt das Factum der Humanität lehrender als jede Lehre. Für concrete Erſcheinungen iſt ein Canon der Humanität gegeben, ſo ſicher, ſo groß, ſo unverrückbar wie ein Geſetz in der äußern Erſcheinungswelt; ja ich möchte ſagen, dieſer Satz entſpricht dem Geſetz der Schwere in der phyſiſchen Welt, und dieſer Satz iſt

[1] Und wie der Gedanke der Humanität nicht dogmatiſch ſo könnte er auch nicht plaſtiſch werden. Wenn wir uns in jene Zeit verſetzen, wo die Griechen noch die mythenbildende Kraft beſaßen, ſo läßt ſich ſchwer denken, daß ſie, wenn ſich der Begriff der Humanität in ihnen ausgebildet hatte, dafür eine plaſtiſche Geſtalt hätten gewinnen können. Die Humanität wie die Wahrheit iſt eine den verſchiedenſten Thätigkeiten innewohnende Kraft, ſie hat das Weſen der allgemeinen Subſtanz und widerſpricht den Bedingungen der Individualiſation. Ja, nicht einmal ein feſtes Symbol für den Begriff der Humanität läßt ſich bilden. Wenn die am Leſſingdenkmal in Braunſchweig noch fehlenden Reliefs ausgeführt werden, wird ein Genius der Humanität nicht allgemein kenntlich darauf erſcheinen können. Wir meinen jener Humanität, die ſich nicht wieder in die Abgeſchiedenheit einer einzelnen Glaubens- oder Völkergenoſſenſchaft verengert.

dort im Evangelium von der Ehebrecherin ausgeſprochen. „Wer ſich rein fühlt, werfe den erſten Stein auf ſie.“

Die Humanität iſt nicht Gerechtigkeit und nicht Liebe; die Gerechtigkeit allein iſt zu ſtreng, die Liebe allein zu mild; die Humanität iſt Gerechtigkeit und Liebe vereint.

Für die Totalität der humanitären Betrachtung, wie ſie dieſes Drama veranſchaulicht, ließ ſich wohl keine entſprechende Sentenz finden, und darum bleibt es zuletzt bei dem rein Factiſchen.

Aber auch künſtleriſch wäre eine Formel unſtatthaft. Bei einer tragiſchen Schlußwendung mag es angemeſſen ſein, im Angeſichte des Schreckens die Handelnden und den Zuſchauer über die Erſchütterung hinaus zu verſetzen. Hier aber leben die Perſonen weiter, ein erhöhtes und geweihtes Leben. Jede allgemeine Betrachtung, und wäre ſie noch ſo umfaſſend, erſchiene einestheils nur wie ein leicht ſich ergebender Vorſatz, andererſeits iſt die Bethätigung, die von hier an beginnt, viel reicher und mannigfaltiger, als ſich im Worte beſtimmen und ausprägen läßt. Dazu ſind auch jene allgemeinen Schlußbetrachtungen — wenn man ſie nicht nach antiker Weiſe einem Chore zutheilen kann — meiſt nur ein empfehlender Abgang des Dichters, wie man ſolchen von den Darſtellenden auch mimiſch am Ende eines Schauſpiels ſo oft ſieht. Die Handelnden und Ergriffenen treten aus der Rolle des bewegten Lebens heraus und ſagen damit, wir ſpielten vor euch und empfehlen uns und das Werk u. ſ. w. „Unter ſtummer

Wiederholung allſeitiger Umarmungen fällt der Vorhang“ ſchließt Leſſing, und dieſe Umarmungen ſprechen Alles aus und überlaſſen dem Zuſchauer den vollen Gehalt ſeiner ſelbſtthätigen Bewegung.

Bei alledem erſcheint der Schluß als ein überraſchender, nicht nur für die handelnden Perſonen, ſondern auch für den Zuſchauer. Es läßt ſich nicht denken, daß dieſer Schluß nur ein Nothdach ſei; es iſt durch das ganze Drama immer wiederholt darauf hingewieſen, daß der Tempelherr dem Bruder Saladins ähnlich ſei, Saladin ſpricht oft von ſeinem Aſſad und ſeinem Verhältniſſe zu den Chriſten, und Nathan deutet oft auf die Geſchwiſterſchaft des Tempelherrn und Recha's; aber dieſer Abſchluß als Familiendrama erſcheint doch zu klein für die ſo weit angelegten Tendenzen. Es widerſpräche aber auch der ganzen Dichtungsweiſe Leſſings, daß die Blutsverwandtſchaft zwiſchen Saladin und dem Geſchwiſterpaare nur einen ſymboliſchen Charakter haben ſollte, um damit anzudeuten, daß die ſtreitenden Glaubensgemeinden von Natur eigentlich menſchlich Eins ſind. Solche ſymboliſirende Ausdeutung wäre auch noch dadurch widerſprechend, daß Nathan damit ausgeſchloſſen wäre, indem er allein nicht blutsverwandt erſchiene.

Indem man aber die zu dem Mährchen erfundene Epiſode ebenfalls in der Sphäre des Mährchens feſthält, das die ſcharfe Markirung des Thatſächlichen von vorn herein ablehnt, fallen die ſcheinbaren Willkürlichkeiten, die in der ganzen Fabel liegen. Es iſt nur um einen allgemeinen Abſchluß zu thun, der dem

ſtrengen thatſächlichen Zuſammenhange ausweicht. Das ganze Verhältniß Aſſads zu einer Chriſtin wird uns immer nur bruchſtücks- und andeutungsweiſe mitgetheilt, nie zuſammenhängend klar gegeben. Der Dichter konnte und wollte hier nicht weiter gehen, denn dieß verlegte wieder den Accent von dem, was dieſe Dichtung eigentlich will. Der Dichter gleicht dem Führer auf hohen Alpen: er reißt den Fremden über jähe Abgründe hinweg und läßt ihn nicht ahnen, daß hier eine Gefahr war oder ſagt ihm das erſt ſpäter in gelegentlicher Ruhe. Der Dichter läßt hier nur die Gruppe im Vordergrund ſcharf plaſtiſch heraustreten; das, was im Hintergrund vorgeht, iſt nur im Allgemeinen, Unbeſtimmten gehalten. Von Aſſads verändertem Leben, von ſeinem Tode geſchieht, wo es doch nothwendig ſchiene, gar keine Erwähnung. Durch die Blutsverwandtſchaft als Geſchwiſter und Bruderskinder iſt die Löſung der Epiſode auch epiſodiſch gegeben und zumal im Verhältniß Recha's und des Tempelherrn iſt damit der glücklichſte Abſchluß gewonnen; denn wäre Recha nicht die Schweſter des Tempelherrn, ſo begänne am Schluß ein ganz neues Drama, das den Conflict des Tempelherrngelübdes und der Liebe zum Vorwurf hätte. Der Schluß giebt daher der Epiſode nur ſo viel, als ihr der Dichter überhaupt im ganzen Verlauf des Drama's zukommen laſſen wollte. Und es iſt wohl nicht zu weit ausgedeutet, wenn man das Geſchwiſterverhältniß von Saladin und Sittah als vorbildlich für das ſich ſpäter ergebende des Tempelherrn und Recha's betrachtet, denn es ſcheint nicht ohne Bedeutung, daß

der Dichter dem Saladin nicht eine Gattin, ſondern eine Schweſter zutheilt.

Wenn ſonſt in der Schlußſcene eines Drama's Alles der Art ſich zuſpitzen muß, daß der ganze Verfolg der Handlung und Charakterentfaltung nur darum da iſt, um die Schlußſcene möglich und nothwendig zu machen, ſo iſt hier am Ende nur eben die Epiſode abgeſchloſſen. Der Kerngedanke hat bereits früher ſeine Erledigung gefunden, denn der Schwerpunkt liegt im Verhältniß Nathans zu Saladin, wie er ſich ſchließlich in der Scene mit dem Mährchen gipfelt; die Nebenhandlung geht nach demſelben noch fort und der Schluß iſt nur der Schluß der Nebenhandlung.

5. Die Parabel, ihre Stellung und ihre Wendung.

In der Scenirung des Hauptmomentes iſt Leſſing ſehr glücklich von der Angabe des Boccaz abgegangen; er läßt die Aufſtellung der gefährlichen Frage an Nathan nicht wie bei Boccaz von Saladin ſelbſt, ſondern von Sittah ausgehen. Schon dramatiſch iſt dieß an ſich eine glückliche Wendung, denn es bringt Sittah unmittelbar mit dem Mittelpunkt des Stücks in Verbindung, ſie erſcheint nun nicht mehr blos zur Charakteriſtik Saladins, zur Kundgebung ſeiner häuslichen und fürſtlichen Tugenden, ſie greift unmittelbar in die Handlung ein. Aber auch die pſychologiſche Charakteriſtik hat hier ihre Bedingungen eingeſetzt. Saladin iſt als offener, gradaus gehender ſoldatiſcher Held gehalten. Wäre er Urheber der Intrigue, ſo würde nicht

nur ſein Charakter an ſich verändert, es erſchiene auch ein Bruch im weiteren Verlauf der Handlung; die Bekehrung Saladins wäre dermaßen erſchwert, daß dieſer Punkt eine ganze ausgeführte Entwicklung in Anſpruch nehmen müßte. Nun aber, da er nur widerſtrebend ſich dazu drängen läßt, die verfängliche Frage zu ſtellen, iſt die Sinnesänderung leichter und ſchon voraus ermöglicht. Es iſt aber überhaupt ſchon dem Weſen Sittahs (die wir in der Scene vorher als Intriguantin aus Edelſinn kennen lernen) angemeſſen, daß ſie es iſt, die den Fallſtrick bereitet und Saladin nur die Schuld zufällt, daß er ſich zu deſſen Gebrauch verleiten läßt. Seine Sinnesänderung iſt dadurch anmuthender und naturgemäßer, und die Bekehrung eines offenen Charakters — oder vielmehr nur die Erweiterung ſeines Horizontes — verſetzt mit in die entſprechende Sympathie.

Hätte Saladin von ſelbſt die Intrigue geſtellt, ſo wären wir grade in dem Momente, wo Alles darauf ankommt, uns in die gegebene Situation zu verſetzen, innerlichſt geſtört; die Ergriffenheit, die neue Erkenntniß Saladins, die die unſre wird, hätte einen innern Widerſpruch gegen den Verkündiger derſelben. Nun aber wird die Frage dem Zuſchauer ebenſo wie dem Saladin aufgenöthigt und er wird mit ihm erlöst.

Bei Boccaz wird die Parabel Melchiſedeks als Beiſpiel erzählt, wie Klugheit von großer Gefahr befreit, und ziemlich genau folgt Leſſing Boccaz im ganzen erſten Theile der Parabel bis dahin, wo es heißt: „Der rechte Ring war nicht erweislich, faſt ſo unerweislich als uns jetzt der rechte Glaube.“ Die

Fortführung ist von da an durchaus Lessings Werk; er führt die Sache dialektisch gestaltend weiter, und die Verhandlung vor dem Richter, die er aufrollt, wirkt so bezwingend, legt das, was sogar in der ausgeführten Parabel nur noch „Keim" war, so reich umfassend auseinander, schließt den weit gezogenen Kreis wieder in sich ab, daß wir erschüttert mit Bewunderung sehen, was in einer vollen Dichterseele aus dem Keime wird.

Lessing wendet die Parabel am Ende so, daß er alle drei Ringe falsch nennt. Es ist aber dies keine ironische Wendung im gewöhnlichen Sinne, vielmehr, wenn sie der Art bezeichnet werden könnte, zeigt sie nur an, daß der Standpunkt der Frage und des Fragenden zu niedrig ist. Welcher Ring, welche Religionsform ist die beste? Das ist eben falsch gefragt, denn nichts was man äußerlich überkommen kann, macht die Wesenhaftigkeit und den Werth des rein Menschlichen aus, sondern das was man aus sich macht. Das ist ja das Wesen aller Cultur. Schon im Ackerbauleben giebt das Product dem Acker den Werth, nicht umgekehrt.

Indem Lessing den Richter schließen läßt: „Eure Ringe sind alle drei nicht echt," so ist dieß der prägnanteste Ausdruck: daß das Ueberkommen der Religion nie das Wesenhafte in dem religiösen Individuum ist. Die überlieferten Religionen haben das Humane historisch gegründet. Der Ring ist echt, heißt: die historische allgemeine Institution leistet was sie soll, nämlich wahrhafte Humanität in den Individuen zu gründen.

Die Hochhaltung des „von den Vätern“ hiſtoriſch Ueberkommenen erkennt Leſſing rein als Pietät,[1] die die verſchiedenen Religionsformen nicht „von Seiten ihrer Gründe“ faßt. In dieſer Pietät wird die Ausbildung des Individuums — auf die Alles ankommt — vor iſolirender Lostrennung bewahrt. Der individuelle Menſch hält ſich im geſchichtlich naturgemäßen Zuſammenhang mit den Vorlebenden, und dieſer Zuſammenhang, weil auf anderm Boden (auf hiſtoriſcher Achtung und gemüthlicher Rückſicht) ruhend, kann der freien Erkenntniß und Humanität keine Schranken ſetzen.

Leſſing geht dann von der Frage nach Echtheit oder Unechtheit der Ringe ab und beſchränkt ſich weiſe auf die Andeutung: Geht hin und beweiſet alle Drei „die Wunderkraft beliebt zu machen, vor Gott und Menſchen angenehm,“ dann — habt ihr Alle den echten Ring oder braucht keinen.

6. Das Mährchen. Der neue Laokoon. Lehrgehalt und Charakter.

Wenn ſich Shakeſpeare für ſeine Mährchenſpiele eine eigene Mythenwelt ſchafft, ſo iſt hier bei Leſſing eine Mythenwelt in die Hiſtorie hinein gedichtet, die nicht minder biegſam iſt. Leſſing ſagt ſelbſt in dem noch vorhandenen Entwurfe (S. 617): „In dem Hiſtoriſchen, was in dem Stücke zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweg geſetzt; ich habe ſogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen

[1] „Nathans Geſinnung gegen alle poſitive Religion iſt von jeher die meinige geweſen“ ſagt Leſſing: ſämmtliche Schriften 11, 2. S. 163.

geſchaltet. Meine Anſpielungen auf wirkliche Begebenheiten ſollen blos den Gang meines Stücks motiviren.“ Das erzählte Mährchen iſt Mittelpunkt und die ganze dramatiſche Dichtung iſt ſelber ein glückliches, in der reinſten Gedankenregion gehaltenes Mährchen. Leſſing hatte eine mythenbildende Kraft, die nicht zurück in die Nebel der Vergangenheit, ſondern in die feine Luft der Zukunft verſetzt, und nur leiſe hiſtoriſch angelehnt, möchte ich ſagen, aus dem wirklichen Jeruſalem das himmliſche Jeruſalem herzaubert, wie es der Myſtik ſo oft nur nebelhaft vorgeſchwebt hat.

Die ganze Dichtung iſt ſelber ein Ring, der den Edelſtein des Mährchens faßt, und zur Faſſung dieſes ſteingewordenen Wunderglanzes ſind verſchiedene Metalle verwendet. Man ſagt ja, daß zur unmittelbaren Faſſung reines Gold nicht geſchmeidig genug iſt.

Nathan hat jenes unverwüſtliche Merkmal der Weisheit, er lächelt nur noch. Er iſt gewohnt, im Angeſicht erſchütternder Ereigniſſe bei aller Sympathie die Factoren des Seelenlebens ruhig und feſt zu betrachten. „Ich überdenke mir, was das auf einen Geiſt, wie Recha's, wohl für Eindruck machen muß.“ Die Leidenſchaft als ſolche hat keine Gewalt mehr über ihn. Der Humor, das Schelmiſche und Schalkhafte, das ihm der Dichter giebt, iſt weit davon entfernt, mit Menſchen und Lebenszuſtänden ein hochmüthiges Spiel zu treiben. Es überraſcht und verblüfft ihn nur nichts mehr, denn er hat alle Höhen und Tiefen des Lebens ausgemeſſen.

Mit einem wunderbar richtigen Takt hat der Dichter dieſem Nathan eine Vorgeſchichte gegeben, die

ihn aus allem innern und äußern Dämoniſchen, das über ihn kam, zuletzt zum rein Menſchlichen klärte. Nathan iſt gehärtet vom Schickſal, aber nicht verhärtet. Er hat als Mann alle Qualen der Niobe und des Laokoon durchlebt und hat ſie überlebt. Es iſt ein großer Gegenſatz der modernen Welt gegen die antike, daß dem ſo iſt. Das Leben iſt eine Pflicht und die Menſchenliebe iſt eine Pflicht. Die Naturbeſtimmung, das Verhängniß iſt nicht das allein waltende. Es giebt eine Erneuerung des Lebens und der Liebe aus der Erkenntniß des Geſetzes, aus der Erkenntniß der Pflicht heraus. Die Adoption eines Kindes iſt zugleich ein tiefer Ausdruck für Nathans ganzes Verhältniß zur Welt. Kein bloßes Naturgeſetz, ſondern die reine Pflichterkenntniß giebt ihm das neue Leben, und aus der Pflicht erwächſt die Liebe neu. Das Individuum der neuen Welt iſt nicht beim Schickſalsſchlage dem nothwendigen Untergang verfallen, es vermag ſich in zuſammengerafftem Bewußtſein von dem Untergang zu retten. Aus der Willenskraft heraus erneuert ſich das Leben und ſeine Pflicht. „Ich ſtand," bekennt Nathan, „und rief zu Gott: ich will! Willſt du nur, daß ich will." Die Freiheit des einzelnen Wollens und die Abhängigkeit und Beſtimmung der Willenskraft, des geſammten Willens, die Harmoniſirung beider zur Einheit, kann nicht gedrängter zuſammengefaßt werden als in dieſen Worten. Es iſt die feſteſte und thatſächlichſte Auslegung deſſen, was die Philoſophie als freie Nothwendigkeit faßt. Nathan hat die Schlangen abgeſtreift, die alles ihm Zugehörige tödteten und ihn ſelbſt im

Innerſten zu vergiften ſuchten; er vollendet ſein Daſein aus Wille und Erkenntniß heraus.

Es iſt eine große dichteriſche That, ſolch einen lebengebliebenen Laokoon ſich folgerichtig ausleben zu laſſen.

Künſtleriſch iſt dabei ſehr zu beachten, in welchem Momente (erſt im vierten Akt) der Dichter uns in das vorhergegangene tragiſche Geſchick Nathans einweiht:

„Noch hat mich nie die Eitelkeit verſucht,
Sie jemand andern zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich ſie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich ſie, weil die allein
Verſteht, was ſich der gottergebne Menſch
Für Thaten abgewinnen kann."

Erſt nachdem wir bereits für Nathans Sein und Thun in entſprechender Sympathie ſtehen, ſo daß wir mit theilnehmendem Verlangen ſein Werden kennen lernen, thut ſich dieſes auf und er erzählt dem Manne, der das Ebenbild ſeiner ſelbſt iſt, der in reiner Naivetät daſſelbe vollbringt, was Nathan in ſeiner freientwickelten Weisheit. Die Stimmung des Kloſterbruders auf der Bühne geht wieder in ungebrochener Harmonie auf den Zuſchauer über. Nathan hatte eine Familie und verlor ſie in grauſamſter Weiſe, er hat alle Freuden und Schrecken der in der Familie vervielfältigten Perſönlichkeit durchgelebt,[1] und nun ſteht er in Jeruſalem

[1] Wie in der organiſchen Welt der Naturerſcheinungen ſich Stoffe und Elemente zu neuen Bildungen verwandeln, ſo auch können wir gewiſſermaßen die Geſtaltungen in der Geiſteswelt, namentlich in der Dichtkunſt, auf individuelle Empfängniſſe hindeuten. Es iſt dabei nur die Discretion zu bewahren, die nicht das Rohſtoffliche hier

familienlos, fremd und, ſtreng genommen, ohne perſönliche Beziehungen. Nathan hat keine blutsverwandtſchaftlichen und keine confeſſionellen Freunde — es erſcheint außer ihm kein Jude in dem Stück — er hat nur Freunde aus dem reinen Geiſte heraus. Der Derwiſch iſt vom Schachſpiel her ſein Freund, und wir ſehen im Hintergrunde der kurzen zwei Dialoge, wie viel ſie mit einander gelebt und philoſophirt haben. „Laß dich umarmen, Menſch!“ ruft Nathan bald nach dem erſten Wiederſehen aus.

Das Drama kann ſolche einzelne Lebensbeziehungen und andere mit Stillſchweigen übergehen, ja es muß in ſeiner begrenzten Haltung Alles was nicht zur gegenwärtigen Handlung und Empfindung gehört, ausſcheiden. Und ein Drama, wie Nathan, das ſich eine eigene phantaſtiſche Sphäre aufbaut, trotz der Anlehnung an concret Gegebenes, kann das um ſo mehr.

Gewiſſe Härten oder vielmehr nicht durchcomponirte

hereinzieht und willkürlich ausbeutet. In der Geſtaltung zeigen die Dichtergebilde kaum merklich mehr etwas von den empfangenen Eindrücken und Ereigniſſen, ſo wenig als wir in einer Blattbildung Sonne und Regen an ſich wieder ſehen. Ich hoffe daher nicht mißverſtanden zu werden, wenn ich hier andeute, daß in die Erzählung Nathans von ſeinem Familienunglück bei aller Objektivität etwas von jenem Erlebniſſe, von jener tief innerlich aufwühlenden Stimmung übergegangen iſt, in der Leſſing im Januar 1778 bei dem Tode ſeines Kindes und ſeiner Frau an Eſchenburg und ſeinen Bruder ſchrieb. Nur kurze Zeit, eben in dieſem Januar, ſcheint er die Ausarbeitung des Nathan unterbrochen zu haben, denn in dem Entwurfe heißt es: „Den dritten Aufzug angefangen den 28. December 1778, den vierten am 2. Februar 1779.“

Einzelheiten der Handlung ſpringen bei dieſem Drama leicht in die Augen; aber ich glaube, daß das mährchenhaft Phantaſtiſche nicht überſehen werden ſollte, das dem dramatiſchen Gedicht als ſolchem zuſteht. Wir haben hier ein Mährchenſpiel eigener Art vor uns. Bei aller glänzenden Ausſtattung mit concreten Zügen, hantirt das Mährchen doch weſentlich mit Figuren, die als Träger beſtimmter idealer Typen erſcheinen, und eben das Weſen der Dichtkunſt iſt, dieſe Typen nicht allgemein und nackt, ſondern mit Individualitäten bekleidet, an deren Schickſal wir menſchlich Theil nehmen können, vor uns auftreten zu laſſen.

Man hat behaupten wollen, daß das Chriſtenthum in dieſer Dichtung am ſchlimmſten wegkomme. Wenn die Humanität Verwahrung dagegen einlegen muß, daß man die allgemeine Menſchenliebe als ſpecifiſch chriſtlich bezeichnet, ſo wird der genannte Vorwurf in ſich ſelbſt zerfallen. Gerade hundert Jahre vorher hat Spinoza in der Vorrede zu ſeinem hiſtoriſch politiſchen Tractat es ausgeſprochen: „Es iſt ſchon lange ſo weit gekommen, daß man faſt Niemand, wer er ſei, ob Chriſt, Türke, Jude oder Heide, anders erkennen kann, als aus der äußeren Haltung und aus dem Behaben, oder daraus, daß er dieſe oder jene Kirche beſucht, oder auch dieſer oder jener Meinung zugethan iſt und auf die Worte irgend eines Meiſters zu ſchwören pflegt; im Uebrigen iſt der Lebenswandel Aller der nämliche.“

Leſſing ſelbſt hat ſich im Fragment der Vorrede über die poetiſche Oekonomie des Stückes und die Wahl der Figuren klar ausgeſprochen. Das Drama geht gar

nicht auf den Lehrgehalt der verſchiedenen Religionen ein. Das Verhältniß, in dem das dogmatiſche Chriſtenthum und Judenthum theils unter ſich, theils zum Islam ſtehen, kommt hier gar nicht in Betracht; es zeigt ſich nur, was die Individualität auf dem gegebenen Standpunkt aus ſich macht.

Es iſt wohl bedacht, daß in der eigentlichen Discuſſion der Name Moſes nur Einmal beiläufig, Chriſtus und Muhammed gar nicht vorkommen. Es knüpft ſich an dieſe Urheber keinerlei Discuſſion. Dies würde nicht nur zu weit ablenken und den Conflict zu einem unlöslichen oder blos wiſſenſchaftlichen oder theoretiſchen machen, jenes Anlehnen am Namen widerſpräche durch und durch der Atmoſphäre dieſer Dichtung; denn es handelt ſich hier darum: die Aſſimilation der Lehre in der individuellen Charakterbeſonderheit zu erweiſen und aus der lebendig fortzeugenden Bewegung die Einigung zu beſtimmen.

7. Der Charakter Recha's.

Hervorragend wichtig, und nach meiner Anſicht zu wenig beachtet iſt der Charakter der Recha. Im Entwurfe heißt es: „Sittah findet an Rahel nichts, als ein unſchuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon ſie kaum die Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott," und Nathan ſelber ſagt über ſie: „die jedes Hauſes, jedes Glaubens Zierde zu ſein erſchaffen und erzogen ward."

Es iſt poetiſch von großer Bedeutung, daß in einer vielſeitig belebten Dichtung eine Figur oder ein Object

gleichsam blos sachlich sich verhalte. In der Art, wie die darum ringenden Charaktere und Gruppen sich darstellen und ausleben, ergiebt sich am leichtesten die Mannigfaltigkeit des Lebens und, dramatisch genommen, sie spielen sich daran aus. So ist, um das höchste Beispiel anzuführen, in den homerischen Dichtungen Helena Mittelpunkt und Preis, um deren willen sich der ganze Kampf entfaltet; sie selbst verhält sich eigentlich nicht activ dabei. Aehnlich steht Recha da.

Ein Mädchen, Tochter eines Muselmannes und einer Christin, wird von einem Juden erzogen; dieses Kind ist die Mährchenprinzessin, dem Schutze dreier Gewalten übergeben. Aber aller gewohnte mährchenhafte Apparat, ja alles Uebernatürliche ist hier ausgeschieden und sorgfältig vermieden, das Wunder wird zum natürlichen festen Lebensboden. Der Dichter versetzt auch nicht in eine außerweltliche glückselige Insel, wo das Ideal des schön Menschlichen erzogen werden soll. Der religiösen Robinsonade stellte sich immer der Vorhalt entgegen, daß der Inhalt des geschichtlich gewordenen Menschengeistes in seiner Umfassung, seiner Fülle und Eigenartigkeit von keinem individuellen Geiste erreicht werden könnte, der blos auf die Speculation gestellt wäre.

Der Geist der Geschichte hat Ergebnisse, die der Einzelne in sich weiter bilden, die er aber nicht aus sich hervorrufen konnte, die historischen Gegensätze könnten daher in einem religiösen Robinson weder überwunden noch vereinigt werden.

Lessing gestaltet einen Einigungspunkt inmitten der historischen Gegensätze. Blos geschichtlich und thatsächlich

gefaßt müßte ein Conflict wie der hier aufgenommene zur Tragödie führen. Leſſing dichtet den Sieg in den Charakteren und Verhältniſſen und geſtaltet daraus eine neue, nur dem dichteriſchen Seherauge erfaßbare Harmonie der Beſonderheiten; das Ideal zu dem jeder in ſeiner hiſtoriſch gegebenen Beſonderheit werden ſoll, er hat es lebendig dargeſtellt. Die drei Ringe ſind auch in dem ganzen Drama an die Hauptperſonen vertheilt, die eine erſcheint nur entwickelter als die andere. Darum löst der Dichter auch die Völkerindividuen hier in ihren Repräſentanten nicht unterſchiedlos auf, ſie bilden nichts Neues außerhalb ihrer ſelbſt, ſie bilden nur ſich ſelbſt aus. Jeder beharrt in ſeiner Beſonderheit. Es gilt nur, dieſe in ihrer blos relativen Geltung zu erkennen und feſtzuſtellen, und nicht das, was das Eine vor dem Andern auszeichnet, ſondern das, was ſie alle gemeinſam haben, als das Höhere zu erkennen. Es führt dieß auch in anderer Weiſe zur reinen Humanität, daß nicht höhere oder niedere Begabung das Weſen eines Menſchen ausmacht, ſondern eben das, was er mit allen ſeinen Mitmenſchen gemeinſam hat. Daß in dieſem Gedichte die Vertreter des Chriſtenthums minder abgeklärt erſcheinen, als Jude und Muſelmann, liegt theilweiſe darin, daß das Chriſtenthum hier eben noch hiſtoriſch mächtiger, ſtaatlich herrſchender erſcheint, und alſo noch nicht zu jener Abklärung gekommen iſt, welche die Religion in jenem Stadium erlangt, wenn ſie, in ihren reinen Urſprung zurückgekehrt, wiederum von aller äußern Macht entkleidet iſt. Und der Kloſterbruder iſt als der naive Chriſt gedacht, jenſeits der

äußerlichen Machtgeltung des Chriſtenthums, wo die Religion nur als die Weihe des erhöhten innern Lebens erſcheint.

Zugleich möchte ich hier darauf hinweiſen, daß die Idee einer Weltliteratur noch immer den Culturbeſtand des Orients faſt wie eine Anomalie außer Acht ließ, wie auch die Geſchichtsphiloſophie den Islam faſt nur als einen Anachronismus oder wie eine Mißbildung behandelte. Die neue Welt unterſcheidet ſich von der alten weſentlich darin, daß verſchiedene Culturvölker neben einander beſtehen, und wir dürfen hoffen, daß ſich der Begriff der Culturvölker immer mehr erweitere und alle Glieder der Menſchheitsfamilie in ſeinen Kreis einſchließe.

Von abendländiſchen Werken iſt de Foë's Robinſon ein Volksbuch im Orient geworden. Der Aufbau des Culturlebens in dem iſolirten Individuum hat von Grund aus etwas allgemein Menſchliches. Wenn wir uns nun denken könnten, daß einem Werke höheren Styls gleiche Berechtigung zukäme, ſo fiele dieſe zunächſt einem ſolchen zu, das die gegebenen vereinzelten Culturformen in ihrer höheren Einheit faßte. Gäbe es ein abenländiſches Buch, das heute in den Orient übertragen werden könnte, ein Werk wie Nathan wäre vielleicht der einzige Hebel von der umfaſſenden Einheit friedlicher Betrachtung und Erkenntniß, die ſich nicht mehr bloß auf gewiſſe im Vordergrund ſtehende Völkergruppen beſchränkt.

Es iſt einer der höchſten Triumphe der Dichtkunſt, wenn es gelingt, das Ideal als ſolches rein und unbeugſam als Maß für alle andern, in denen die

Wahrheit nur gebrochen und relativ erſcheint, mitten in die Dichtung hinein zu ſtellen. In Recha iſt dies gegeben; ſie iſt lebendig genug geſtaltet, daß auch ſie heftig erregt werden konnte, aber noch mitten in aller leidenſchaftlichen Bewegung läßt der Dichter ſie es andeuten, wenn auch nicht vollends ausführen, daß ſie es wiſſen muß, wie der geliebte Retter in den höchſten Dingen geſinnt iſt: „Mir liegt daran unendlich, ob auch er....“ [2. Aufzug, 1. Auftritt.] Betrachten wir die Charakteriſtik der Recha näher, ſo concentrirt ſich in ihrem Weſen alles Das, was wir als hiſtoriſche Beſonderheit faſſen, in lebendiger Einheit, ohne daß ſie damit (und das iſt eben der Triumph des Dichters) zu einem bloßen Schatten, zu einer täuſchend bekleideten Allegorie wird. Recha hat etwas vom Rouſſeau'ſchen Emil, von einem Emil der Religion, ſie iſt aber auch eben ſo naiv als weiſe. Recha kennt die Unterſchiede der Confeſſion, ſie entwickelt dieſelben wiederholt im Geſpräche mit Daja und Sittah. Recha iſt aber nicht ein ſogenanntes Naturkind, ſie iſt Erbin der höchſten Bildung, und dieſe wird wiederum zur Naivetät, aber zur ſolchen, die allen Inhalt der Erkenntniß als intellectuellen Tact in ſich hat. Recha iſt von einem Manne erzogen ohne gleichberechtigte Mitwirkung einer Frau; ja wir ſehen durch das ganze Stück, daß Nathan viel damit zu thun hatte, den Einfluß der Daja abzuwenden. Es iſt bedeutſam, daß nicht ein Einzelner einen Menſchen nach ſeinen Principien bilden kann; die Umgebung (und hier concret der Dienſtbote) wirkt mit. Es treten Einflüſſe ein, die nicht abzuwehren ſind und jedes Kind

wird, ſo zu ſagen, von Repräſentanten ſeiner Zeitgenoſſenſchaft und nicht von einem Einzelnen erzogen. Es gelang Nathan, ſeine eigene Anſchauungsweiſe in Recha vorherrſchend geltend zu machen, denn wir ſehen ſie ſtets kritiſch und ablehnend gegen die Einflüſterungen der Daja. In dieſer weſentlich vom Manne allein großgezogenen Mädchenſeele zeigt ſich eine Beſtimmtheit des Weſens, die nur unter ſolcher Vorausſetzung herausgebildet werden konnte.

Ich möchte hier zugleich noch einen negativen Zug als charakteriſtiſch hervorheben. Das muſikaliſche Element fehlt in dem ganzen Stück, wie beſonders auch in Recha. In den Mährchenſpielen Shakeſpeares klingt es immer von Lied und Saitenſpiel, weil darin in jene Weiten des Seins und in jene Regionen des Empfindens gegriffen iſt, wo das beſtimmte Wort allein nicht mehr ausreicht. Hier aber — und das orientaliſche Coſtüm hätte ſolches nicht ausgeſchloſſen — iſt das ganze Reich der Muſik ein ungenanntes und ungekanntes. Es lag aber nicht blos im Weſen Leſſings — das nach ſeinen eigenen Bekenntniſſen der Muſik fern ſtand — es liegt vielmehr im ganzen Inhalt dieſes Stückes, daß Alles ausgeſchieden bleibt, was ſich der feſten Begriffsbeſtimmung entzieht. Das eben hat dahin geführt, daß man über der Verſtandeshelle des Inhalts die ganze phantaſtiſche Grundlage der Handlung und der Compoſition überhaupt leichter überſah.

Recha iſt im freien Aether des Geiſtes aufgewachſen, das allgemein Humane iſt in ihr zuerſt ausgebildet

worden, während es sich sonst geschichtlich aus der Besonderheit von Volks- und Religionsgenossenschaft entwickelt. Wir sehen in Recha bereits die Erbin oder so zu sagen die zweite Generation von Nathans Weisheit und doch in individueller Ausbildung; Recha hat die Ergebnisse scharfen Denkens und schwerer Erfahrungen lauter in sich, und jenes oben Angedeutete, daß nicht der Lehrgehalt einer Confession maßgebend ist, wird von Recha im Gespräche mit Daja scharf ausgedrückt:

„Doch so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserem Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Deja,
Das hat mein Vater uns so oft gesagt."

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Dichter uns ihr allgemeines Denken und Empfinden, die Grundlagen ihres Wesens, Entstehung und Bestand derselben im fünften Akt, in der Scene mit Sittah auslegt. Es erscheint beim ersten Blick auffällig, ja anfremdend, daß hier von einer literarischen Verhandlung ausgegangen wird, aber es ist nöthig, daß wir wissen und erfahren, daß Recha nichts aus Büchern gelernt hat, ja daß sie „kaum lesen kann," und doch empfindet sie so rein und denkt so klar. Sie hat mündlich aus lebendiger Lehre und bei ganz bestimmten Anlässen den Gehalt höchster Geistesbildung empfangen, der sich in aller Schrift verhärtet und mit Fremdem vermischt. Die ersten Lehrer der Menschheit haben wesentlich durch das mündliche Wort gelehrt, und vom lebendigen Athem entflammte

der Geiſt in ihren Jüngern; ſo iſt auch Recha ein Zögling der unmittelbaren lebendigen Humanität. Der Dichter ſtellte ſie uns ſo hoch, daß er Nathan ſelber ſagen läßt: „Recha wäre es werth (einen Engel von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen) und würde an ihm nichts Schöneres ſehen als er an ihr.“ Recha hat etwas von den dialektiſchen Schraubenwindungen Nathans und ſie weiß damit den verſchlungenen Wegen des Fanatismus und des Egoismus nachzugehen. Sie ſagt von Daja: „Sie

Iſt eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wiſſen wähnen, —
Und ſich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieſes Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können ſie auch anders. Denn iſt's wahr,
Daß dieſer Weg allein nur richtig führt:
Wie ſollen ſie gelaſſen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln ſehen, der in's
Verderben ſtürzt, in's ewige Verderben?
Es müßte möglich ſein, denſelben Menſchen
Zur ſelben Zeit zu lieben und zu haſſen. —
Auch iſt's das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über ſie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten, gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem ſchmeichelt's doch
Im Grunde nicht, ſich gar ſo werth und theuer,
Von wem's auch ſei, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müſſ' einmal auf ewig uns entbehren!“

Wir bemerken in dieſer ganzen Darlegung bei genauer Einſichtnahme eben ſo viel ſcharfe Blicke in das Weſen des Menſchen im Allgemeinen, wie in die Beſonderheiten fremder und eigener Individualität. Und wenn ſich auch nicht läugnen läßt, daß das ſiebzehnjährige Mädchen (es wird mehrmals hervorgehoben, daß ſie dieſes Alter hat) ſchon in dieſer einzigen Rede mancherlei darlegt, was zumal in ihrer Abgeſchiedenheit nicht urſprünglich in ihr ſelbſt entſtehen konnte, daß ſie es vielmehr überkommen hat, ſo läßt ſich doch auch wieder nicht verkennen, daß ſie das Gegebene in beſonderer Weiſe und frei ſchaltend ſich zu eigen gemacht.[1] Wie ſie zum Empfangen neuer Lehre ſtets bereit iſt, ſpricht ſie ſelber gleich im Anfang über ſich aus: (1. Aufzug. 2. Auftritt.)

„Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wüßt, ich irre
Nicht gern.

Nathan.

Vielmehr, du läßt dich gern belehren."

Leſſing läßt zugleich Recha den großen Grundſatz ſeines Lebens und Denkens in concreter Weiſe erfüllen. Nicht Wahrheit, ja nicht die Wahrheit in einer poſitiven Form iſt in letzter Inſtanz entſcheidend und macht den

[1] Ihre Sprechweiſe hat Recha von ihrem Pflegevater. Wendungen wie: „Meine gute böſe Daja kann das wollen, will das können," ſind Nathaniſch. Sonſt ſind die Perſonen dieſes Drama's auch ſprachlich individuell charakteriſirt, beſonders der Kloſterbruder, aber auch der Tempelherr und der Patriarch haben ihre eigenthümliche Redeweiſe.

Adel des Menſchen aus, ſondern die Wahrhaftigkeit, das Denken, Empfinden und Handeln aus der wirklichen, innerlich erkannten und treu feſtgehaltenen Natur. Den höchſten Ausdruck der Verehrung, den Recha gegen Sittah ausſpricht, faßt ſie darin, indem ſie ſagt: (5. Aufzug. 6. Auftritt.)

„Sie iſt ſo ſchlecht und recht, ſo unverkünſtelt,
So ganz ſich ſelbſt nur ähnlich ....“

Vor dem vollendeten Werke erſcheint es uns jetzt kaum anders möglich, als daß der Dichter zu Dem, was er mit Recha wollte, eben dieſe Geſtalt und in dieſer Weiſe hinſtellen mußte. Das iſt eben das Siegel vollendeter Künſtlerſchaft, daß das Gegebene wie naturnothwendig erſcheint, und wir können nur die weiſe Geſetzlichkeit des Gewordenen daraus erkennen. Der Dichter hat wohlweislich zu dieſer Figur im Mittelpunkte nicht einen Knaben gewählt. Das Mädchen, das nicht in die Welt hinaus muß, kann zur keuſchen, von allem Widerſtreit unberührten Prieſterin der Humanität gebildet werden; ſie iſt aber nicht Prieſterin — das iſt noch ein Wort, ein Bild aus der iſolirten und hier harmoniſirten Welt — das Menſchenkind, das hier erſcheint, iſt Altar und Tempel und Prieſter in ſich: der Vater ein Muſelmann, die Mutter eine Chriſtin, der Pflegevater ein Jude, ſo iſt das Menſchenkind rein und voll in ſich, und alle Unterſchiede ſind in ihm gelöst.

Hier iſt in einfacher Werkthätigkeit die Pſyche des Menſchenkindes, in welchem ſelbſt und durch welches alle

Unterſchiede ſich geeint finden. Freundesliebe (Nathan und Al-Hafi), Bruderliebe (Saladin und Sittah, und zuletzt der Tempelherr und Recha), Vaterliebe, Kindesliebe (Nathan, Recha), allgemeine Menſchenliebe (Kloſterbruder, Saladin, Nathan), das ſind die Saiten, die hier klingen, jede in ihrem beſondern Ton, und doch eben damit zur reinen Harmonie ſich zuſammenſchließend.

8. Nathan und Shylok.

Zwei italieniſche Novellen gaben das Thema zur Geſtaltung der beiden Extreme in der geſellſchaftlichen und geſchichtlichen Stellung der Juden. Nathan und Shylok ſind die Repräſentanten der Theaterjuden geworden und haben eine ſehr weit verzweigte Bühnendeſcendenz. Das Theater greift am liebſten zu ſolchen Geſtalten, die ſich gleich in der Erſcheinung an ſich charakteriſiren; Fürſten, Soldaten, Jäger, das ſind Erſcheinungen, die ſich leicht kenntlich präſentiren, und der Jude, wie er in der Regel aufgefaßt wird, gehört mit dazu.

Shakeſpeare hat im Kaufmann von Venedig die Novelle des Giovanni Fiorentino, der den Stoff den Gesta Romanorum entnahm und ihn geradewegs umkehrte, weſentlich benützt. Er hat aber auch die urſprüngliche Erzählung wahrſcheinlich gekannt, da er die Namen Shylok, Antonio, Jeſſika, Portia von da aufnahm.[1] Es iſt auffällig, daß Shakeſpeare die Handlung

[1] Schon Niebuhr hat in ſeiner römiſchen Geſchichte (1, 46) in einer Anmerkung „über die Umkehrung der Sagen“ bemerkt: „Im

nicht nach Rom verlegte, wo sie vorging, sondern, dem Pecorone folgend, nach Venedig, und diesem nach ließ er von Shylok das ausgehen, was gerade ihm geschah, und schon psychologisch betrachtet, erscheint es weit angemessener, daß die Spitzfindigkeit dem Shylok zugetheilt wird als, wie im Drama, der Gegenpartei. Lessing dagegen hat den „Keim" streng folgerecht weiter ausgebildet. Beide Novellen gehören in jene Rubrik, wie man durch erfinderische List sich aus Gefahren rettet, und nichts ist vergnüglicher für den Geist, als die Wahrnehmung solches überraschenden Reichthums. Die Spannkraft, die in Bedrängnissen sich zeigende Energie muthet die Seele des Zuschauers mit belebender Lust an. Shakespeare hat die ihm vorliegende Novelle als Episode gefaßt und jedes Einzelne spiegelt die Idee des Ganzen wider: die souveräne Beherrschung des Lebens durch freies Geistesspiel. Lessing hat die Novelle zum Mittelpunkt gemacht und dazu eine Episode erfunden. Dies verändert die ganze Haltung der beiden Dramen und die Betonung der Charaktere. Lessing sagt ausdrücklich,

sechzehnten Jahrhundert findet sich die Novelle von Shylok als wirklich geschehen so erzählt, daß es ein Christ ist, dessen teuflische Unerbittlichkeit gegen einen Juden durch den Spruch eines klugen Richters, des Papstes Sixtus V., vereitelt wird." Simrock hat nun zwar (Quellen des Shakespeare. Bd. 3. S. 188) auf den Pecorone und die Gesta Romanorum, sowie auf das englische Stück the Jew als die ältere Quelle hingewiesen, Dr. Steinheim hat jedoch die ursprüngliche Novelle in der Zeitschrift: „Der israelitische Volkslehrer," Jahrgang 1855, S. 388, übersetzt, ohne leider die Quelle näher anzugeben, aus der sich, wie oben bemerkt, die Benutzung der Namen evident erweisen ließe.

daß er zu dem Mährchen des Boccaz nur eine Episode erfinden wollte, während es sich bei Shakespeare zeigt, daß er den Juden episodisch behandeln wollte, dieser aber unversehens darüber hinausragte. In beiden Novellen ist es wesentlich auf ein Judenprellen abgesehen. Die lustig und die selbstherrlich sich tummelnde Welt (bei den Venetianern farbiger und heller, bei dem Sultan autokratisch dargelegt, aber nicht minder kenntlich) will sich das Ergötzen machen, einen Juden zu fangen und zu prellen, aber er weiß sich schlau und geschickt aus der Schlinge zu ziehen. Auch Saladin will anfänglich und selbst noch später den Juden mit souveränem Belieben tractiren. Er sagt: [3. Akt, 7. Auftritt.]

„So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! Das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!"

Ja, sogar noch gegen den Schluß will er wegen Recha's scharf gegen den Juden losgehen. Er wird nur zur humanen Erkenntniß endlich bekehrt. Shakespeare dagegen hielt den herrschenden Carnevalston fest. Die venetianischen Cavaliere brauchen den Juden nur zum Geldborgen und sie erlustigen sich an seinen Absonderlichkeiten und Grimassen; weiter geht er sie nichts an, als daß sie sich etwa einen gnädigen Spaß mit ihm machen.

Die eigentliche Melodie des Kaufmanns von Venedig mit seinem leichtlebigen mährchenhaften Spiel ergiebt die Harmonisirung eines vielfach verschlungenen

Thema's. Die Freundſchaft und Generoſität verpfändet ſich bei dem Haß und der Geldgier für die Liebe, und die Liebe ſiegt. Aber in der Inſtrumentation wurde der Baß, wie es ſcheint, zu ſtark, die lugubren Töne herrſchen doch ſtark vor, und die Tanzweiſe dominirt nicht mehr ganz eigentlich; denn mitten in der Arbeit wuchs dem Dichter der Stoff über die eigentliche Intention hinaus. Shylok wurde zu groß für das bloße Judenprellen im Carneval, er überragt die ganze maskenſpielende, leichtfertige, herrſchende Umgebung. In der ganzen Anlage des Stückes ſollte Shylok eigentlich eine komiſche Perſon ſein, über die man lache. Die Schadenfreude, die er fortwährend zur Schau trägt, ſollte alles Mitgefühl für ſein Leiden auflöſen. Aber er gewinnt bei allem perſönlich Verabſcheuungswürdigen eine Sympathie, die dem widerſpricht. Es ergab ſich dem Dichter bei Behandlung dieſes maskenſpielenden Carnevalsthums ein Mißverhältniß, wie bei Heinrich IV. mit Falſtaff. Auf dieſe Weiſe erſcheinen beide komiſche Figuren als Parallelen. Sie wuchſen dem Dichter aus der Epiſode heraus und wurden unwillkürlich zu Mittel- und Hauptfiguren. Indem Shakeſpeare den Juden vorhatte, der zum Faſtnachtsſchwank dienen ſollte, gab er ihm entſprechende Züge und dieſe blieben ſtehen, obgleich die Figur ſich änderte und anders ſtellte. „Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte meine Juwelen in den Ohren! wollte, ſie läge eingeſargt zu meinen Füßen, und die Dukaten im Sarge!“ Hiemit drückt ihn der Dichter in die tiefſte Barbarei hinab und entfernt ihn von aller Sympathie, ſo daß

ſein Schmerzensſchrei jeder Art nur Lachen erregen ſoll. Dieſer Zug und noch einzelne andere gehören dem Gehänſelten an, mit dem gewiſſermaßen ein neues, wenn man hier ſo ſagen kann, vergeiſtigtes Gladiatorenſpiel aufgeführt werden ſoll, zur Erluſtigung der herrſchenden Nobili. Aber Shakeſpeare konnte dennoch den Träger des Haſſes nicht vollkommen haſſenswerth ausſtatten, und ſo daß er in ſeinem Pathos nur komiſch erſcheine. Ich glaube nicht, daß nur ein Jude das heraus empfindet. Es giebt einen Aufſchrei innerſter Qual, der nicht mehr lächerlich ſein kann. Indem der Dichter den entſetzlichen Groll und die wühlende Rachſucht aus erfahrener Mißhandlung motivirte, erweckte er über den Abſcheu hinüber eine Theilnahme, die der ſich abſpielenden Heiterkeit Eintrag thut. Denn es iſt ein tiefer Zug der Menſchennatur, daß Mitleiden leichter erweckt iſt und nachhaltiger bleibt als Mitfreude. Indem der Dichter dieſe tragiſche Saite anſchlug und nach ſeiner großen Weiſe voll tönen ließ, indem er in dieſer Figur ebenfalls die tragiſche Sympathie des Judenſchmerzes erweckte, ergeben ſich für den Einzelcharakter wie für das Ganze unvereinbare Zugaben, und ſo bleibt ein Bruch im Calcul des Stückes, der nicht aufgeht.

Die Forderung des Pfundes Fleiſch iſt gleich von Anfang an ein mährchenhaft, ſo zu ſagen typiſch gefaßter Ausdruck für den Haß; dieſe Forderung ſetzt uns nicht eigentlich in Furcht, weil wir nie an die Ausführbarkeit denken, aber eigentlich komiſch wirkt das auch wieder nicht. Man empfindet nur einen widerwärtigen Schauder.

Wollte der Dichter neben und an dem Uebermuth der carnevaliſtiſchen Lebensluſt die unterlaufende Grauſamkeit und Rohheit zeigen, die ſich zuletzt noch darin gipfelt, daß Shylok alle ſeine Habe dem Chriſten überliefern und ſelbſt noch wie zum Spaß Chriſt werden und damit auch noch ſein geiſtiges Beſitzthum aufgeben muß? Will der Dichter mit Allem nur witzig ſpielen, wie mit der Juſtiz in der Verkleidung, wie mit Liebe, Treue und Haß? Man mag es drehen und wenden wie man will, es bleibt eine Incongruenz in dieſem Stücke.

Das hindert freilich nicht, auch hier den höchſten Dichtergeiſt zu bewundern, denn dieſes Schaubarmachen zweier Welten, die ſo nahe zuſammengerückt ſind, gehört zu den ſchönſten dichteriſchen Ausführungen. Es iſt, als träten wir aus ſchimmerndem und klingendem Tanzſaale in eine dunkle Gaſſe, wo Vereinſamung und Trübſinn waltet; die Vergrämung und Herzensverhärtung auf der einen, und die jauchzende Luſt, das glückſelige übermüthige Spiel mit dem Daſein ſind nie glänzender und in allen einzelnen Zügen bedeutſamer herausgearbeitet worden. Dennoch aber hat das Stück ſeinen allſeitig luſtigen Charakter — den es offenbar haben ſollte — eingebüßt, und man kann es als einen Sieg der höchſten Idee betrachten, daß dem ſo iſt. Nur mit relativen Beziehungen läßt ſich übermüthig heiter umſpringen; ſobald das Ewige und Abſolute angeſchlagen wird, thut ſich ein innerer Widerſtreit auf. Es iſt an ſich widerſprechend, eine komiſch behandelte Figur tragiſch enden zu laſſen; das eine oder das andere Element muß dabei Noth leiden.

Leſſings Nathan iſt der gerade Gegenſatz des Shakeſpeareſchen Shylok. Auch er hat das Elend mit empfunden, das allgemein hiſtoriſch und ſocial den Juden auferlegt iſt, aber er hat ſich zur Weisheit durchgearbeitet. In ſeinem ganzen Weſen zeigt ſich bei jeder erſten Begegnung etwas Gedrücktes, ja faſt ſcheu Furchtſames der Welt gegenüber. In der Scene, wo er den Mantel des Tempelherrn küßt: (2. Aufz. 5. Auftritt.)

Nathan.

Ich möcht' ihn küſſen gleich
Den Flecken! Ach, verzeiht! — ich that es ungern.

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Eine Thräne fiel darauf.

und in ſeiner ganzen Haltung zeigt ſich, wie viel Unbill er erfahren und wie er ſie zu ertragen weiß. Alles, was Schickſal und Menſchen über ihn verhängen, macht ihn nicht irre. „Und doch iſt Gott!" das iſt das Wort, das ſich ihm herausringt nach dem entſetzlichſten Ungemach und der verzehrendſten Trauer. „Und doch iſt Gott!" In dieſem Doch liegt der ganze ſich ermannende Gegenſatz, der alles Widerſacheriſche, was Natur und Menſchenwille verhängen, niederkämpft. Es iſt eben der Ruf eines lebengebliebenen Laokoon. Und wie Nathan an Gott glaubt, trotz der herbſten, unerklärlichſten Schickſalsſchläge, ſo glaubt er auch unverwüſtlich an die Güte der Menſchen, trotz ihrer grauſamen, gemüthszerſtörenden Thaten, und aus dieſem Glauben heraus erweckt er die Güte in ſich und die in andern.

Auch Nathan ist Jude, in sich hat er sich aber von allen Schranken der Nationalität befreit. (Zum Tempelherrn 3. Aufz. 8. Auftritt.)

— — Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ach wenn ich einen Menschen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch zu heißen.

Shylok und Nathan sind Kaufleute; auch im Nathan ist der Kaufmann immer hervorgehoben, und er selber kommt immer geflissentlich darauf zurück. Der Kaufmannsstand Shyloks ist inmitten seiner christlichen Standesgenossen im handeltreibenden Venedig ohne besondere Bedeutung. Hier im Nathan sind die beiden Repräsentanten der durch Staatsgewalt herrschenden Religionen, Christenthum und Islam, Krieger. Im Saladin wie im Tempelherrn wird der Soldat immer besonders hervorgehoben. Sie sind die auf dem Wahlfelde der Geschichte thätigen Elemente, während der Jude in seiner zur Ruhe gesetzten äußeren geschichtlichen Situation nur noch in der vermittelnden Stellung des Kaufmanns erscheint. Lessing machte aus dem Nathan nicht etwa einen Rabbi, einen Berufsgelehrten; denn — abgesehen davon, daß er ihm hiedurch Beziehungen gegeben hätte, die hier störend eingriffen — es handelt sich darum, die Bethätigung der Religiosität in Menschen von nicht theologischem Berufe zu erweisen. Und das Stück wäre ein völlig anderes und verliefe sich in die Gegensätze

des Lehrgehaltes der drei Religionen, ſtatt in die des Lebens, wenn etwa drei Geiſtliche die verſchiedenen Confeſſionen hier repräſentirten.[1]

Shylok hat einen Glaubensgenoſſen zum Freunde, er bedarf zu ſeinem Thun des Vertrauten, er muß ſeine Schadenfreude einem Menſchen kundgeben; Nathan dagegen ſteht allein, und damit, daß er nur durch den Geiſt mit den Menſchen verbunden iſt und, in ſich beſeligt, allein ſein kann, prägt ſich ein weiteres Merkmal der Weisheit aus. Shyloks Geſtalt läßt ſich, in einer andern Kunſt gegeben, als die Figur des Phariſäers auf dem Bilde Titians, „der Zinsgroſchen," denken; da iſt alles wild, gewaltthätig, trotzig. Giebt es aber wohl eine Figur in der bildenden Kunſt, die wir uns als Leſſings Nathan denken können?

Nathan und Shylok ſind ethiſche Pole von Liebe und Haß, wie der poſitive und negative Pol der Elektricität, und ſie ſind die beiden Pole einer und derſelben Kraft, denn der Haß erſcheint als Drang zur

[1] Eine eigenthümliche Parallele ließe ſich auch im Verhältniß Nathans und Shyloks zu ihren Dienſtboten finden. Lanzelot läuft davon, er vertritt ſo recht eigentlich die gewöhnliche Volksmeinung, und Shylok hat natürlich kein rechtes Verhältniß zu ihm; auch Nathan hat mit Daja mancherlei zu kämpfen, aber er weiß ſie durch Scherz und gütige Freigebigkeit zu bewältigen. Lanzelot nennt ſeinen Herrn eine „Art von Teufel", Daja dagegen weiß dem ihrigen eigentlich nichts Böſes nachzuſagen. In der Art, wie, buchſtäblich genommen, hinter dem Rücken von der nächſten Umgebung über die Perſönlichkeiten geſprochen wird, lernen wir ſie in neuer Weiſe kennen, und es wird damit der eigenen Anſchauung berichtigend und ergänzend nachgeholfen.

Zerſtörung desjenigen, deſſen man in Liebe nicht habhaft werden konnte.

In Shylok, einer durch und durch leidenſchaftlichen und dämoniſchen Natur, wird die erfahrene Unbill zu Kampf und Haß; er hat in ſeiner Art etwas Kriegeriſches, wenn er auch nach der gegebenen Situation nur tückiſch ſchleichend ſich auslaſſen kann. Er pocht auf ſein Naturrecht, wie zuletzt auf das Geſetzesrecht, auf ſeinen Schein. Er kennt nichts von Reſignation. Es iſt Etwas in ihm von dem bibliſchen Simſon und ſeinem Rufe: „Meine Seele ſterbe mit den Philiſtern!“ Auch Nathan hat nichts von der eigentlichen Reſignation, er verzichtet nicht auf die Menſchengemeinſchaft, auf die Bethätigung und den Sieg der Wahrheit; aber in ſeiner ganzen ſpeculativ angelegten Natur hat er alles Stürmiſche abgethan, er kann ruhig warten, iſt bei allem Streben nach Anſchluß doch auch wiederum ſich ſelbſt genug; er weiß, nach einem Ariſtoteliſchen Ausdruck, das endliche Leben unſterblich zu machen, die endliche Erſcheinung der Dinge in ihrer ewigen Geſtalt zu faſſen, ſo daß ihn in gleichmäßiger Gelaſſenheit nichts Widerſprechendes beirrt und er in allem das nur verdunkelte Reine noch heraus findet. „Die Schale kann nur bitter ſein, der Kern iſt's ſicher nicht,“ ſagt er im Monolog beim Anblick des Tempelherrn und dieſem ſelbſt, als derſelbe ihn mit Wegwerfung hart gekränkt: „Groß und abſcheulich!“ Er überſieht über dem Abſcheulichen das Große nie, ſo im Einzelnen wie im Ganzen. Zu dieſer beſtändigen Scheidung des Wahren und des Wirklichen, wie im individuellen ſo auch

im universellen Leben, ist der Jude besonders gedrungen. Der Jude, nicht unmittelbar mit eingeschlossen in die großen weltgeschichtlichen Ereignisse, im socialen Leben in „fragwürdiger" Situation, ist zugleich ein Barometer der Humanität. In der Art, wie sich das Denken und Verhalten der unmittelbar weltbestimmenden Völker und Genossenschaften zu ihm stellt, ergiebt sich ihre Stufe der humanen Entwicklung. Diese immer wieder auf sich selbst zurückgeführte Weltbetrachtung führt aber auch leicht zur Empfindsamkeit. Empfindsamkeit und Menschenhaß grenzen nah an einander, ja in ihren feinsten Wurzeln sind sie oft Eins: jene ist nur selbst unglücklich, dieser greift nach außen. Empfindsamkeit blutet aus tausend kleinen Wunden, der Haß aus einer großen, die er in leidenschaftlicher Gegenwehr vergessen will oder vergißt. Die ächte Humanität erfüllt sich erst dann, wenn sie subjectiv und objectiv, oder vielmehr passiv und activ zugleich ist. Ein Jude, der es dahin bringt, über allen Widerstreit hinüber das Leben aus sich heraus zu gestalten, alle Versündigungen an ihm nur als Irrthum zu fassen, und nicht nur an die unverwüstliche reine Menschlichkeit in Andern zu glauben, sondern sie auch aus sich zu bethätigen, an sich selber nichts zu beschönigen — als solch ein Ideal und doch Zug für Zug mit unmittelbarer Lebenskenntlichkeit ausgestattet, steht Lessings Nathan da.

Shakespeare kannte keinen Juden. Es lebten zu seiner Zeit keine Juden in England, die erst unter Cromwell wieder das Niederlassungsrecht erhielten. Shakespeare dichtete aus der allgemeinen Vorstellung

heraus, wie sie sich in der Volkssage und der gewohnten Betrachtung einmal festgesetzt hatte. Er schuf daraus diese gewaltige Figur, die, wenn auch im Verhältniß zum ganzen Drama künstlerisch unharmonisch, doch in großen Umrissen gehalten und ausgeführt ist. Es ist dagegen eine jener wunderbaren Fügungen der Geschichte, die um so größer sind, weil sie sich geräuschlos und mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit erfüllen, daß eben in dem Beginn der Humanitätsepoche, wie sie sich zunächst ideell und literarisch bei uns in Deutschland ausgebildet, das bisher isolirte Leben der Juden sich mit hinein verflocht. Dem hellsten und muthvollsten Vertreter der Humanität erschloß sich eine intime Erkenntniß jüdischen Seins und Strebens. Mit Moses Mendelssohn, dem Freunde Lessings, begannen aber auch die deutschen Juden gleichzeitig thätig Theil zu nehmen an dem Ausbau der Erkenntniß.[1]

An die Thatsache, daß diese beiden Dichtungen bereits gegebene Stoffe künstlerisch zubereiteten und gestalteten, schließt sich die Betrachtung, daß gerade Dichtungen solcher Art aus der Seele der Berufenen eine Dauer und eine Vollendung gewinnen, wie nicht leicht

[1] Wie sehr das Vorurtheil damals noch selbstverständlich war, zeigt z. B., daß sogar der so fromm milde Gellert sich nur schwer von der Vorstellung emancipiren konnte, daß es noch andere Juden gebe, als er auf dem Brühl in Leipzig zu sehen gewohnt war; denn er schreibt nach Erscheinen von Mendelssohns Schrift, am 24. Januar 1756 an Rabener: „Die Briefe von den Empfindungen sind das Werk eines jungen Juden in Berlin, der auch Wolf's Leben herausgeben will. Ein Jude! Ja. Sollte die Nation gar noch fruchtbar an witzigen Köpfen werden?"

die Behandlung eines aus individueller Empfindung entnommenen Stoffes. Der Künstler ist es, der das lange Stottern, den unbehülflichen Ausdruck endlich articulirt. Wie in der Atmosphäre Kräfte schweben, die sich in organischen Gestaltungen setzen und neu bilden, ähnlich geht es auch mit den Werken der Dichtkunst, zumal solchen, die an sich eine zweite Natur werden, so Homer, so die Nibelungen, so Shakespeare, Faust, Tell.

Das dichtende Individuum gewinnt durch Aufnahme des in der Volksdichtung Gegebenen eine höhere Macht, als bloß die Einzelerscheinung eines Menschen in sich schließt. Und wenn Shakespeare die reine Erfindung, jene Machtvollkommenheit preist und im höchsten Maaße bethätigt hat, „die das Nichts stehen heißt," so sind doch jene Dichtungen, die gleichsam einen umwandelnden Geist erlösen, indem sie ihm durch die Kunst frisches und unsterbliches Leben erwecken, die eigentlich ewigen. Aus ihnen bildet sich jene zweite Welt, die neben der unmittelbar faßbaren steht und keinen Tod kennt.

9. Schiller und Goethe über Nathan.

Am 28. November 1801 wurde in Weimar Lessings Nathan, von Schiller für die Bühne eingerichtet, zum Erstenmal aufgeführt. [1] Schiller hatte das Stück ein-

[1] Wenn auch streng historisch genommen nach dem Nachweise, den Eduard Devrient (Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Bd. 3, S. 264) giebt, das Stück bereits 1783 vier Tage nach einander von Döbbelin in Berlin und im August 1801 in Magdeburg aufgeführt

gerichtet und Goethe ſagt von ihm (Ueber deutſches Theater. S. 578): „Gegen Leſſings Arbeiten hatte Schiller ein ganz beſonderes Verhältniß; er liebte ſie eigentlich nicht, ja Emilia Galotti war ihm zuwider; doch wurde dieſe Tragödie ſowohl als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Er wandte ſich darauf zu Nathan dem Weiſen, und nach ſeiner Redaktion, wobei er die Kunſtfreunde gern einwirken ließ, erſcheint das Stück noch gegenwärtig und wird ſich lange halten, weil ſich immer tüchtige Schauſpieler finden werden, die ſich der Rolle Nathans gewachſen fühlen.“ Schon ſechs Jahre vor dieſer erſten Aufführung des Nathan hatte Schiller in ſeinem, namentlich für Producirende unſchätzbaren Aufſatze „über naive und ſentimentaliſche Dichtung“ (in den Horen 1796) ſich wiederholt vom künſtleriſchen Standpunkte über Leſſings Nathan ausgeſprochen. Bei Gelegenheit des Verhältniſſes der modernen Dichtung zu dem populären Bewußtſein, wobei er darauf hinweiſt, daß „Molière als naiver Dichter es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen durfte,“ ſagt er: „Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopſtock'ſchen Oden, mit den ſchönſten Stellen im Meſſias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weiſen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angeſtellt würde.“ Man erſieht ſchon aus dieſer Zuſammenſtellung, daß Schiller den eigentlichen Gehalt des Nathan in eine Sphäre verſetzt, die nicht mehr die unmittelbar poetiſche

wurde, ſo darf man doch ſagen, daß es erſt durch die Weimariſche Aufführung vollkommen für die deutſche Bühne gewonnen wurde.

iſt. Tiefer geht er auf die Structur des Nathan ein, indem er weiterhin ſagt: „Dieſe Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, iſt die ſchöne Aufgabe der Comödie, ſo wie die Tragödie beſtimmt iſt, die Gemüthsfreiheit, wenn ſie durch einen Affect gewaltſam aufgehoben worden, auf äſthetiſchem Weg wieder herſtellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreiheit künſtlicher Weiſe und als Experiment aufgehoben werden, weil ſie in Herſtellung derſelben ihre poetiſche Kraft beweist; in der Comödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter ſeinen Gegenſtand immer praktiſch, der Comödiendichter den ſeinigen immer theoretiſch, auch wenn jener (wie Leſſing in ſeinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretiſchen, dieſer einen praktiſchen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenſtand genommen, ſondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denſelben tragiſch oder komiſch. Der Tragiker muß ſich vor dem ruhigen Raiſonnement in Acht nehmen und immer das Herz intereſſiren; der Komiker muß ſich vor dem Pathos hüten und immer den Verſtand unterhalten. Jener zeigt alſo durch beſtändige Erregung, dieſer durch beſtändige Abwehrung der Leidenſchaft ſeine Kunſt; und dieſe Kunſt iſt natürlich auf beiden Seiten um ſo größer, je mehr der Gegenſtand des einen abſtrakter Natur iſt, und der des andern ſich zum Pathetiſchen neigt.“ In einer Anmerkung hiezu ſagt er: „Im Nathan dem Weiſen iſt dieſes nicht

geſchehen, hier hat die froſtige Natur des Stoffs das ganze Kunſtwerk erkältet. Aber Leſſing wußte ſelbſt, daß er kein Trauerſpiel ſchrieb, und vergaß nur, menſchlicher Weiſe, in ſeiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgeſtellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt ſey, die tragiſche Form zu einem andern als tragiſchen Zweck anzuwenden. Ohne ſehr weſentliche Veränderungen würde es kaum möglich geweſen ſein, dieſes dramatiſche Gedicht in eine gute Tragödie umzuſchaffen; aber mit blos zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letzteren Zweck nämlich hätte das Pathetiſche, dem erſteren das Raiſonnirende aufgeopfert werden müſſen, und es iſt wohl keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieſes Gedichts am meiſten beruht."

Es iſt ſchwer, gegen eine Darlegung, die die ſtrengen Kunſtgeſetze unbeugſam hinſtellt und, wie hier, aus der tiefſten Selbſterfahrung eines ſo hohen ſchaffenden Geiſtes begründet, einen beſchränkenden Einwurf zu machen.

Wer das Abſolute will, hat immer Recht, und jeder Hinweis auf Berückſichtigung des Gegebenen und demgemäß nothwendige Conceſſion erſcheint zugleich als weitere Beſtätigung; dennoch mag geltend gemacht werden, daß die Forderung, aus dem Nathan eine Comödie zu machen, ſich auf jenes kategoriſche Entweder-Oder gründet, das auch in der Kunſt ſich nicht ohne Tyrannei feſtſetzt, zumal, wenn es die Mannigfaltigkeit, die noch in dem Einen und dem Andern enthalten iſt, nicht näher auslegt. Allerdings will Schiller nicht,

daß Nathan eine Comödie im banalen Sinne werde, denn er ſagt im weiteren Verlaufe des Angeführten: „Wenn alſo die Tragödie von einem wichtigeren Punkt ausgeht, ſo muß man auf der andern Seite geſtehen, daß die Comödie einem wichtigeren Ziel entgegengeht, und ſie würde, wenn ſie es erreichte, alle Tragödie überflüſſig und unmöglich machen. Ihr Ziel iſt einerlei mit dem höchſten, wornach der Menſch zu ringen hat, frei von Leidenſchaft zu ſein, immer klar, immer ruhig um ſich und in ſich zu ſchauen, überall mehr Zufall als Schickſal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.“ Es iſt wohl anzunehmen, daß Schiller bei dieſen letzten Ausführungen doch unmittelbar das Vorbild des Nathan vorſchwebte, und es mag geſtattet ſein, hinzuzuſetzen, daß, wenn Schiller das Mährchenſpiel hier unmittelbar im Bereich der Comödie genannt, und das Mährchenhafte dieſes dramatiſchen Gedichtes ſich näher vorgerückt hätte, er dem Nathan jene höchſten Attribute der Comödie, wie er ſie oben angiebt, geradezu zuerkannt haben würde.

Es darf hier aber auch hinzugefügt werden, daß Schiller ſelbſt wenige Jahre nach den angeführten theoretiſchen Ausführungen ſein Entweder-Oder ſelber überſchritt und zwar mit einer ſeiner erhabenſten Produktionen. Schillers Wilhelm Tell iſt ein Schauſpiel wie Leſſings Nathan. Indem Schiller, mit ethiſcher und künſtleriſcher Bedachtſamkeit zugleich, die gegneriſche Seite (Geßler) in ſcharfen grellen Zügen als ſchlechthin unberechtigt darſtellt und den Helden ſo ausſtattete, daß

er es vermag „immer klar, immer ruhig um ſich und in ſich zu ſchauen," hat er doch das Drama und mit Recht nicht in das Gebiet der Comödie verlegen können. Auf politiſchem Boden — allerdings dramatiſch ſchaubarer — ſteht Tell in gleicher Kategorie der Kunſt mit Nathan, der ſich auf religiöſem Boden bewegt.

Merkwürdigerweiſe nahm auch Goethe, wenn auch nicht wie Schiller „die froſtige Natur des Stoffs" ſo ſcharf betonend, doch den Nathan, als ein Stück, „wo der Verſtand allein ſpricht;" während es uns gerade ſcheinen will, daß in dieſem Drama das was Spinoza als amor intellectualis bezeichnet, hier als individuelle Gemüthswärme ſonder Gleichen ſich ausſpricht. Goethe ſagt (die Rückſicht auf das Theatraliſche und Schauſpieleriſche mehr im Auge): „Nachdem man durch die Aufführung der „Brüder" endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publikum ſich an einer derben charakteriſtiſchen, ſinnlich künſtlichen Darſtellung erfreuen könne, wählte man den vollkommenſten Gegenſatz, indem man „Nathan den Weiſen" aufführte. In dieſem Stücke, wo der Verſtand faſt allein ſpricht, war eine klare, auseinanderſetzende Recitation die vorzüglichſte Obliegenheit der Schauſpieler, welche denn auch meiſt glücklich erfüllt wurde. Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darſtellung erſetzt, und man wird für die Folge ſorgen, es poetiſch ſo viel möglich zu reſtauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauſpieler ſich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzubringen, ſo daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit

des Publikums wieder erſcheinen könne. Leſſing ſagte in ſittlich religiöſer Hinſicht, daß er diejenige Stadt glücklich preiſe, in welcher Nathan zuerſt gegeben werde; wir aber können in dramatiſcher Rückſicht ſagen, daß wir unſerm Theater Glück wünſchen, wenn ein ſolches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann."

Es iſt allerdings gewagt, gegen ſolche Ausſprüche höchſter Inſtanz auf eine Betrachtung hinzuweiſen, die zur Reformirung derſelben beitragen wollte, dennoch mag bei aller innigen Verehrung die Frage geſtellt werden dürfen, ob nicht der Charakter des Mährchenſpiels ſchon durch eine Darſtellung in beſchleunigterem Tempo, als wir ſie zu ſehen gewohnt ſind, ſich beſtimmter herausarbeiten würde.

Von der Sucht des Publikums, immer nur weſentlich zu ſchauen, ſagt Goethe die hohen Worte: „Möge doch die bekannte Erzählung Nathans (von den drei Ringen), glücklich dargeſtellt, das deutſche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu ſchauen, ſondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgeſprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben!" Die Stimmung, daß das Publikum auch zu hören verſteht, ſcheint immer mehr verloren zu gehen und andererſeits geht die Impietät der Intendanzen ſo weit, daß man es wagt, ganze Figuren (wie den Patriarchen) bei der Aufführung des Nathan auszuſcheiden.

Es ließe ſich denken, daß bei einer Erneuerung des Theaters, bei einer vollen Einſetzung der ihm zuſtehenden

Kunſtwirkung — wobei allerdings nicht mehr täglich Theater geſpielt werden könnte — wieder in Agirenden und Zuſchauenden jene höhere Stimmung und Weihe erzeugt würde, deren Anforderungen man heute vielfach lächerlich, mindeſtens unkritiſch findet. Man denke ſich z. B. Nathan dargeſtellt von Menſchen, die nicht abgeſtumpft ſind von allerlei Unterhaltungsquark, man denke ſich das Publikum, das eine Stimmung, ein Verlangen und Bereitſein für höhere Anregungen mitbringt, und ſolches fortgeſetzt und feſtgeſetzt für beſtimmte der Kunſt gewidmete Feſttage, würde da nicht eine Macht und eine Erquickung ſich ergeben, die zu den beſten und nachdrücklichſten Erfolgen des Geiſtes gehörte?

10. Der Derwiſch als zweiter Theil des Nathan.

„Ich bin mir eines Zieles bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann," ſo ſagt Leſſing ſelber von ſeinem Drama Nathan. Und wenn wir auch mit Bewunderung erkennen müſſen, wie er ſein Ziel erreicht, ſo iſt es doch von Bedeutung, dem Gedanken nachzugehen, daß Leſſing ſelber die volle Genugthuung nicht empfinden konnte, und dies drückt ſich am deutlichſten darin aus, daß er wiederholt in ſeinen Briefen ſagt, er wolle ein „Nachſpiel, genannt der Derwiſch, welches auf eine neue Art den Faden des Stückes wieder aufnähme und zu Ende brächte," dazu dichten. Auch ein Leſſing iſt mit dem Gedanken dahingeſtorben, ſeinem edelſten Werke noch eine höhere Erfüllung geben zu können. Zu einer ſolchen Fortſetzung

konnte er ſich künſtleriſch und philoſophiſch gedrängt fühlen. Philoſophiſch genommen iſt über die humane Toleranz hinaus — die weſentlich eine Negation des Vorurtheils und der Beſchränktheit iſt — der poſitive Inhalt der Humanität noch nicht geſetzt. Künſtleriſch betrachtet iſt es von Bedeutung, daß im ganzen Drama keine müßige Perſon iſt, keine, die bloß zur Füllung da iſt, wie die Maler oftmals in den leer bleibenden Raum irgend eine Perſon, die nicht nothwendig zu dem Ganzen gehört, oder ein Geräthe ſetzen. Nur der Derwiſch erſcheint in der Oekonomie dieſes Drama's als müßig und blos zur Füllung da, ſo vortrefflich er auch in Zeichnung und Colorit ſich darthut; und ſchon daß er ohne Verletzung des organiſchen Fortgangs der Geſammthandlung daraus entlaſſen wird, und zwar aus bloßem ſubjectiven Belieben, weist darauf hin, daß er hier nur vorläufig auf der Scene erſcheint, und der Dichter giebt uns ſelbſt den Schlüſſel dazu, indem er erklärt, ſich dieſen Charakter für eine eigene Dichtung vorbehalten zu haben.

Wer kann ſich, auch bei noch ſo inniger Vertiefung in einen erhabenen Geiſt, vermeſſen zu erkunden, was unausgeſprochen noch in ihm lag? Und dennoch mag es geſtattet ſein, eine ſubjective Andeutung hievon zu geben.

Im Derwiſch wollte Leſſing vielleicht oder ſelbſt wahrſcheinlich über die geſchichtlich concrete Welt hinaus in die rein philoſophiſche übertreten, und es ſcheint, daß er hier bloß noch das Individuum, wie es ſich allein ſeine Welt ausbaut, zum Gegenſtand wählen konnte. So wenigſtens ſind die Grundzüge im Charakter des

Derwiſch bezeichnet. Mir ſcheint die Annahme zuläſſig, wenn nicht gar nothwendig, daß Leſſing die Religion von der gemeindebildenden Kraft ablöſen und ihr nur die individuale Conſiſtenz zu geben ſuchte, und hiezu konnte dichteriſch zunächſt nur ein Mann gewählt werden, der außerhalb eines Staatsverbandes ſein Leben vollzogen, wie es in der Abſicht des Derwiſches lag.

Im „Nathan“ giebt es noch Juden, Chriſten und Muſelmänner, im „Derwiſch“ waren dieſe vielleicht als Culturſtufen bereits rückwärts gedacht und die Humanität erſchien poſitiv an ſich. Nach der vorliegenden Charakteriſtik des Derwiſch ſcheint es zwar, daß er mehr als Gegenſatz der Cultur, als eine innenlebende Einſiedlernatur gedacht iſt.

> Nathan. — „Al-Hafi, mache daß du bald
> In deine Wüſte wieder kömmſt. Ich fürchte,
> Grad' unter Menſchen möchteſt du ein Menſch
> Zu ſeyn verlernen.“

Und der Derwiſch ſelbſt ſagt:

> „Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
> Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.“

Und im letzten Geſpräch mit Nathan ſpricht er es ſelbſt aus: „ihm ſelbſt zu leben,“ und doch iſt vielleicht dieſe Anlage des Charakters nur als Grundlage für eine in der Weiterentwickelung große und dabei vorherrſchend heitere, leichtlebige Natur gedacht. Al-Hafi erſcheint hier im Gedichte immer in Hitze, in beſtändiger Eile, er iſt nicht daheim in der Gegenwart, und

eben damit deutet der Dichter wohl an, daß er eine eigene Sphäre gewinnen muß. Es ist dabei wohl zu beachten, daß Lessing in diesem Drama und von seinem Boden aus naturgemäß nicht anders konnte, daß er aber auch sonst nicht auf eine in sich vollendete, aber abgelebte Culturstufe hinwies, wie sonst immer jenseits der Conflicte der Gegenwart auf das Griechenthum hingewiesen wird; er deutet hinaus nach einer neuen lebendigen Entwicklung aus dem Individuellen heraus. [1]

Man wird es nicht mißverstehen, wenn darauf hingewiesen wird, daß die Figur des Derwisch auch mit der tief revolutionären Zeiterscheinung Jean Jacques Rousseau's in Verbindung steht. Von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an zeigt sich in stürmischen Gemüthern ein rücksichtsloses Streben nach Befreiung des Individuums von aller Tradition, ein Verlangen, die Welt wieder aus dem eigenen Sein heraus zu gestalten, und demgemäß eine Isolirung von allen geschichtlichen und gesellschaftlichen Banden. In Rousseau gewann diese Stimmung ihren prägnantesten Ausdruck. Von den Corruptionserzeugnissen des Bildungsprozesses abgestoßen, drängte Rousseau zu seiner sogenannten Natur oder vielmehr zur Barbarei zurück, und es vollzog

[1] Lessing verlegte sein Werk in den Osten, von wo die religiöse Neugestaltung ausging. Er schrieb sein Werk inmitten des amerikanischen Befreiungskrieges. Er erlebte die staatliche Neubildung in Amerika nicht. Es ist von Interesse darauf hinzuweisen, daß Justus Möser in seinen zu Anfang der achtziger Jahre geschriebenen Briefen „Ueber die allgemeine Toleranz" bereits die staatliche Construction des neuen Princips verfolgen und demgemäß die Briefe „Aus Virginien" datiren konnte. (Mösers Werke Bd. 5, S. 293.)

ſich in ſeinem eigenen Leben die Vereinſamung, indem er ſich aus Liebe zu den Menſchen an ſich von den Menſchen als ſolchen abſchloß. Bei allem widerſpruch-erregenden Selbſtherrlichen hatte Rouſſeau doch auch etwas von jenem Adam Kadmon, jenem erſten Menſchen der Kabbalah, der durch alle Zeiten an der Spitze der Epochen immer wieder erſcheinen ſoll, um die Menſch-heit von der Tradition zu befreien, der Maaß und Richtung nur wieder im reinen, ſelbſtgewiſſen Indivi-duum finden und beſtimmen ſoll. Jene Kraft, ſich wieder als erſten Menſchen, abgelöst von allen hiſto-riſchen Bedingungen, zu erkennen und ſeine Beſtimmung zu erfüllen, hat etwas Befreiendes, wenn ſie auch noth-wendig den gegenſätzlichen Kampf des auf geſchichtliche Vorausſetzungen geſtellten Lebens und demzufolge ein Märtyrerthum hervorrufen muß, und wenn auch erſt die Vereinigung von Natur und Geſchichte die höhere Einheit darſtellt.

Iſt es auch als ſicher anzunehmen, daß Leſſing nicht die unmittelbare Erſcheinung Rouſſeau's (der eben in dem Jahre, da dieſes Gedicht ausgearbeitet wurde, ſtarb) bei ſeinem Derwiſch vorſchwebte, ſo war er doch erfüllt genug von der ganzen Strömung ſeines Zeit-lebens, und vor Allen ſteht ja das Dichtergemüth unter den Einflüſſen der Zeitatmoſphäre, die als Impon-derabilien nicht feſt zu beſtimmen ſind, ſo daß Leſſing jenen allgemein herrſchenden Trieb, der ſich der über-feinerten Cultur gegenüber in einem gewaltſamen Cy-nismus gefiel, dichteriſch wohl erkannte und danach jener Figur ihr Gepräge gab. Wir erſehen aber auch

faktiſch aus Leſſings Recenſionen der Rouſſeau'ſchen Schriften, mit welcher Theilnahme er Weſen und Denkart des Mannes im Auge hatte, und wir dürfen uns dieſe beſtimmt mitwirkend denken bei Ausbildung des Charakters des Derwiſch.

Wir wiſſen nun zwar (aus Nicolai's Mittheilungen), daß Leſſing ein ganz beſtimmtes Modell zum Al-Hafi hatte; er nannte ſcherzweiſe ſchon früher oft den im Mendelsſohn'ſchen Kreiſe lebenden Mathematiker Moſes Abraham den Derwiſch, denn auch in dieſem hatte ſich jener Zug, der in Rouſſeau ſich als hiſtoriſches Ideal zeigte, ausgebildet; aber man muß dabei im Auge behalten, daß ſowohl die allgemeine Stimmung, die man als die Rouſſeau'ſche bezeichnen kann, wie dieſe beſondern Perſönlichkeiten in der poetiſchen Geſtalt ſelber nicht mehr als ſolche gefunden werden können; denn der Dichter macht aus allem Gegebenen ein Neues, Lebendiges, und ſo iſt auch der Derwiſch, wenn wir auch auf allgemeine und auf beſondere phyſiognomiſche Züge hinweiſen, doch wieder ein rein, frei geſchaffnes Bild.

Nathan iſt bei aller Klärung doch noch eine Dichtung der Oppoſition, die Gegenſätze als verkörperte Perſönlichkeiten bewegen einander, wenn ſie auch nur leiſe einander berühren. Jede Perſönlichkeit bewegt ſich in ſich und wird, angezogen und abgeſtoßen durch den Zuſammenhang mit den Anderen, von dieſen gleicherweiſe bewegt. Iſt Nathan noch vielfach ein Werk der Oppoſition, ſo dürfen wir uns den Derwiſch als ein Werk der reinen Poſition denken, wo ein

Individuum in ſich oder für andere, jenſeits alles Widerſtreites, jenſeits aller Gegenſätze, die noch im Gedankenreiche ſchwebende Humanität poſitiv ſetzt, Symbole, Formeln, gebundene Geſetze dafür ausprägt, in denen die Welt aus ihrem innerſten Leben heraus das Entgegenkommen ihres eigenen Geiſtes begrüßt, der ſich nicht mehr mit Fremden ſchleppt, ſondern rein das lebendige Daſein mit harmoniſcher Thätigkeit erfüllt.

Wie ſchon in der Charakteriſtik Recha's, ſo konnte noch weit weniger in der Ausführung des Derwiſch an eine religiöſe Robinſonade gedacht werden. Der Derwiſch nimmt alle Apparate oder vielmehr alle Ergebniſſe der hiſtoriſchen Bildung mit in die Einſamkeit, und muß mit ihnen, zunächſt individuell, eine neue Lebensgeſtalt aufbauen.

Im Nathan treten die drei beſtimmt ausgeprägten Confeſſionen auf; damit iſt aber der ganze Umkreis der Menſchheit noch nicht ausgemeſſen, und wenn Leſſing ſeinen Derwiſch ſich an den Ganges zurückziehen läßt, ſo deutet er uns wohl darauf hin, daß er auch die indiſchen Völkerſchaften in den großen Kreis der Menſcheneinheit hereinzuziehen trachtete. Darum konnte ihm das Werk noch einer Fortſetzung fähig und bedürftig erſcheinen.

Leſſing entſendet aus dem Drama heraus eine Geſtalt, die, wie er ſelbſt ſagt, hier epiſodiſch erſcheinen, in der ſelbſtändigen Fortſetzung aber als Mittelpunkt gedacht ſein mußte.

Wir Deutſchen dürfen, ohne des Vorurtheils geziehen zu werden, behaupten: ein Werk wie Nathan

konnte nur ein Deutſcher ſchaffen, und es iſt ein erhebender Zug, daß wir hinzuſetzen dürfen, das deutſchnationale Ideal iſt auch zugleich das Ideal der Humanität.

Glückſelig der Deutſche, dem es vergönnt ſein wird, Leſſing's niedergelegte Feder wieder aufzunehmen, und der zu ſein, den Leſſing ſelbſt verkündete mit den Worten: „Wahrlich, er ſoll noch erſcheinen, auf beiden Seiten ſoll er noch erſcheinen, der Mann, welcher die Religion ſo beſtreitet, und der, welcher die Religion ſo vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordert.“

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Zweite Geſammtausgabe.

Mit dem photographirten Bildniß des Verfaſſers.

Zwanzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
1864.

Buchdruckerei der J. G. Cottaſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schrift und Volk.

Grundzüge der volksthümlichen Literatur

angeſchloſſen an eine

Charakteriſtik J. P. Hebel's.

(Zuerſt erſchienen 1846.)

Inhalt.

Seite

Ein Kranz auf Hebel's Haupt 1

Die Dichtung aus dem Volke,
mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Der Begriff Volk in seiner Beziehung zur Literatur. — Das Volksthum. — Die Naturdichter 9
Die dichterische und philosophische Ferne. — Der rechte Mittelpunkt 13
Entzweiung und Vereinung. — Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung 15
Das Dorfkind und seine dichterische Welt 18
Die Heimkehr 23
Wirklichkeit und Wahrheit 25
Fremde Stoffe und heimische Anschauung. — Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens 28
Der Volksgeist und der allgemeine Menschengeist. — Das Besondere und das Allgemeine 30
Der Selbstzweck 36
Einwirkungen der Zeit. — Anregungen und Zufälle. — Genetische und anekdotische Auffassung der Geschichte . . 38
Die volksthümlichen Stoffe und ihr Publikum 42
Das Volksthümliche und die romantische Schule. — Hebel und die Romantik 46
Die mährchenhafte Gestaltung, das zauberisch Dämonische und das Volksthümliche. — Das Mißliche der Nutzanwendungen 60

Seite

Schillers Ideal eines Volksdichters. — Idealistische und realistische Dichtungsart 68
Die tragische Schlußwendung der Volksgeschichten . . . 77
Das Volksthum gegenüber dem Polizeistaat und der Kirchenpolizei 82
Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbesondere. — Die Dichtung in der Mundart. — Ein Wort über das Volksdrama 86
Die volksthümliche Dichtung und die praktische Humanität 98

Die Dichtung für das Volk,
mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Flüchtiger Abriß der höhern und volksthümlichen Bildungsgeschichte 112
Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksschriften und deren Inhalt 117
Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede 127
Einzelnes über die volksthümliche Sprache, deren Hindernisse und Förderung 132
Die deutsche Volksschrift muß dichterisch sein. — Eine Maßgabe der volksthümlichen Musik 142
Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift 146
Die örtliche und landsmännische Volksschrift 150
Hebel's volksthümlicher Styl 157
Das Pikante und Interessante in seinem Verhältniß zur Volksschrift. Der Skandal und das Aufsehenerregende 162
Der Humor in der Volksschrift, die pure Lustigkeit, die Poesie der Dummheit, der Spaß und Schwank . . 169
Die Gaunergeschichten und die Lügenpoesie 177
Das Religiöse in der Volksschrift. — Ein Wort über die Volkspredigt. — Das Subjective in der Religion. — Positives und Oppositionelles 184
Die Bibel als deutsches Volksbuch. — Der Bibelton in der Volksschrift 198

Seite

Verhöhnung und Verzweiflung und ein frisches Herz . . 203
Volksschrift und Kinderschrift 209
Die volksthümliche Auffassung der Geschichte. — Eine Versündigung 213
Der Patriarchalismus und der freie Staat 218
Einzelnes zur Charakteristik Hebel's. — Deutsche Herrenfurcht. — Nachwirkungen des Jugendlebens. — Das Nachgiebige. — Staatsdienst und Schriftstellerei . . 230
Die Lebensfrage der Civilisation. — Der Pauperismus und die Volksschrift. — Die freien Vereine 240
Ein frommer Wunsch 251
Nachwort 254

Ein Kranz auf Hebel's Haupt.

Es war ein schöner, linder Maiabend, es zog mich nach dem frischen, heitern Grün; ich ging in den Schloßgarten zu Karlsruhe. Die Nachtigallen schmetterten mächtig ringsum, die Finken und Amseln schlugen drein und von fernher schickte der Kukuk seinen Ruf. Ja, guck! guck! ruft's, wenn alles Leben neu erwacht. Laß von dem Vogel dich ermahnen, schau um dich, blick' aus den Kämpfen und Nöthen der Zeit auf die sich neu offenbarende Herrlichkeit der Natur!

Ohne daß ich's wollte, stand ich jetzt vor dem Denkmal Hebel's. Ein Kranz auf Hebel's Haupt! Was soll das bedeuten? Ich las die Inschrift auf dem schwarzen Sockel des Denkmals: J. P. Hebel, geboren den 10. Mai 1760.

Treue Freundeshände, vielleicht vor Alter zitternd, haben in stiller Morgenstunde dem geschiedenen heitern Genossen an seinem gestrigen Geburtstage den Kranz auf die Stirn gedrückt. Kein Gesang von Menschenstimmen ertönte zu deinem Lobe. Dort von dem blüthenbedeckten Kastanienbaum, aus Büschen und Hecken jubelten die Vögel so hell, wie in den Tagen, als du im einsamen Wiesenthal barfuß ihnen nachkletterteſt.

Warum trägſt du deinen Kranz ſo einſam, du Mann des Volkes? Warum ſchauen uns nicht die tauſend Dankesblicke Derer daraus entgegen, die du mit deinen lieblichen Gebilden erquickteſt? Finden ſie den Weg nicht her in den Schloßgarten, wo man dein goldglänzendes Haupt ſo verlaſſen aufgeſtellt? Sind die Augen der Menſchen ſo gefangen von dem Frühling der Natur oder dem Frühling einer neuen Zeit? Oder liegt in der Erinnerung an dich ein Etwas, das die warme, nachhaltige Theilnahme hindert?

Wie bald ſind die Todten vergeſſen!

Da drin, in jenem Eckhauſe der Ritterſtraße, haben heute die Volksvertreter in großer Mehrheit die Acht und Aberacht über die Cenſur ausgeſprochen.[1] Dem deutſchen Volke, das an Biederſinn und Einſicht keinem nachſteht, muß doch endlich der volle freie Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte werden. Aufgeſchloſſen ſei der reiche Schacht des Wiſſens und der Kraft, und alles Volk ſoll ſeiner inne werden.

Auch dein harmloſer Weg, rheinländiſcher Hausfreund, wurde unterbrochen, da du an die Schranken der Cenſur anprallteſt, du zogſt dich verdroſſen zurück. Das iſt eine der traurigſten Folgen der geiſtigen Bevormundung, daß ſie auch die harmloſeſten Naturen verſcheucht oder zu verbitterten umwandelt.

Wenn wir noch heute — unter den Schranken der Gewalt, der überkommenen und der erneuten Knechtſchaft und der Ueberfluthung durch die Ausländerei —

[1] S. die Badiſche Landtagszeitung vom 11. Mai 1844.

den Frohmuth und den unverwüſtlichen Kern des Volkes wach zu rufen und zu entfalten trachten, dürfen wir auch der Altvorderen nicht vergeſſen, die in ihrer Weiſe, mitten unter Kriegsnoth, wie in den darauf folgenden Zeiten der Schlaffheit und Enttäuſchung, in Scherz und Ernſt zu dem Volke ſich ſtellten.

Und hier ſteht Hebel mit oben an.

Wollen wir die Altvorderen für unſere Zeit neu begreifen, müſſen wir ſie aber auch, um gerecht zu ſein, aus ihrer Zeit faſſen.

* * *

Mit dieſen Worten habe ich, vor nun mehr als zwei Jahren, den Entwurf zu einer Charakteriſtik Hebels niedergeſchrieben; ich laſſe ſie ſtehen, nicht blos weil ſie die Atmoſphäre bekunden mögen, in welcher der Keim dieſer Schrift aufging, ſondern auch aus allgemeineren Gründen. In dieſem Augenblick erneuen ſich die Kämpfe um das gute Recht in jenem Eckhauſe der Ritterſtraße mit gehobener Tapferkeit; der Frühling iſt wieder da, ſo herrlich und ſchön wie in jenen Tagen; die Cenſur und alle Schmach und Noth iſt auch noch da und immer kläglicher, weil Jahre vergebenen Kampfes dahin. Das iſt unſere neuere Geſchichte....

Man muß ſich bemühen, darüber hinweg in eine beſſere Zukunft zu ſchauen, um nicht in thatenloſen Ingrimm zu verſinken.

All unſer literariſches Thun erſcheint uns ſo erbärmlich und nichtig, wenn wir den Bann und Druck,

der auf unseren Gesammtzuständen lastet, wenn wir die gewaltige Noth im großen Ganzen in's Auge fassen. Und doch muß Jeder dichten und trachten, von seiner Stelle aus im Kleinen zu wirken und vorzubereiten, was er vermag.

Ich wage hier den Versuch, mich theoretisch über ein Literaturgebiet auszusprechen, in dessen Verwirklichung ich nach Kräften bemüht bin. Ich weiß wohl, welchen Verunglimpfungen ich mich aussetze, bin aber auch der Zuversicht, daß ein ehrlich Wort noch immer einen guten Ort findet.

Die allgemeine Begründung einer Richtung, in der man selber steht, kann leicht als bloße Anwaltschaft für die eigenen Bestrebungen mißdeutet werden. Uebelwollende werden durch eine gegentheilige Versicherung, daß es sich um's Allgemeine handelt, keine andere Ansicht gewinnen; vertrauende Leser werden erkennen, daß man an der abgeschlossenen Bildung einer Zeit oder Person sich am Besten zur Klarheit hindurcharbeitet. Und warum sollte denn zu theoretischer Begründung einer erneuten Richtung ein Solcher unberechtigt sein, der mit in derselben begriffen ist?

Die erneute volksthümliche und volksmäßige Richtung der Literatur wurde auch bereits als vergängliche Tagdienerei bezeichnet. Ich glaube, daß dies auf einem Mißverstand beruht. Das stets fortquillende Leben wird auch immer verwandte Blüthen in der Poesie treiben. Und wäre diese Richtung auch eine vorübergehende — was ich nicht glaube — so könnten doch die Vertreter derselben sie nicht als solche fassen. Kein

Individuum, keine Nation, keine Zeit kann etwas Lebendiges zu Stande bringen, wenn sie ihr gegenwärtiges Streben von vorn herein blos als Stimmung, als relatives Leben betrachtet. Das ist der Wurm, der so viele frische Blüthen tödtet. Mag die fortschreitende Zeit das in Wissenschaft, Kunst und Leben als absolut Betrachtete blos in einer relativen Geltung aufnehmen und einreihen; das Gegenwärtige bedarf der ungetheilten absoluten Hingebung.

Niemand kann über seinen Schatten springen; will er ihn los sein, muß er warten, bis die Sonne über seinem Scheitel steht, den Schatten in sich aufhebt, dann aber auch sich selber zum Untergange neigt.

Dabei sollte es kaum der Erwähnung bedürfen, daß die volksthümliche Literatur nur den ihr gebührenden Raum neben anderen, höhere und allgemeinere Denk- und Lebenskreise in sich schließenden Strebungen einzunehmen hat.

Bei Ausarbeitung vorliegender Schrift erweiterte sich der anfänglich beabsichtigte Beitrag zur Charakteristik Hebel's zu allgemeinen Erörterungen und Bestimmungen. Ich wollte sie nicht zurückhalten, weil sie vielleicht manchem Gleichstrebenden von Nutzen sein und manchen Fernstehenden über eine Richtung der Gegenwart verständigen mögen. Vieles, was hier zur Sprache kommt, mag beim ersten Anschein befremden, aber es giebt keine Frage von Welt und Zeit, die nicht in besonderer Fassung in das Bereich der Volksschrift gehört. Ich habe meine Ansichten offen ausgesprochen, weil ich das Recht und die Pflicht erkenne, auch meine An-

ſchauung offen darzulegen und meine Stimme abzugeben. Ich verkenne die Lücken- und Mangelhaftigkeit meiner Anſichten nicht. Tritt aber Jeder offen heraus, ſo werden wir Alle gemeinſam die Wahrheit finden.

An die Betrachtung der zwei Erſcheinungsarten ein und deſſelben Weſens (Dichtung aus dem Volke und für das Volk), wie ſie in einer abgeſchloſſenen geſchichtlichen Perſönlichkeit heraustraten, ergaben ſich allgemeine Geſetze. An einem concreten Leben war hier manches Abſtracte leicht anſchaulich zu machen. Was bei anderen Gelegenheiten langer Erörterung und Einleitung bedurft hätte, war hier mit wenigen Strichen in's Licht zu ſtellen.

Wenn ich an einem, in vielem Betracht ſo vortrefflichen Vorgänger wie Hebel Mängel erkenne, ſo bin ich weit entfernt, mich mit ähnlichem Streben überheben zu wollen. Die Erkenntniß der Mängel Anderer ſetzt noch lange nicht den Beſitz ihrer Vorzüge voraus, ja, man iſt durch Einſicht der Mängel noch nicht einmal ſicher, ſolche zu vermeiden. Wie ſchwer iſt es — in allen Dingen — Erkenntniß und That zu einen.

Von Hebel ausgehend und auf ihn zurückkehrend, ſtellen ſich hier einige Grundzüge der volksthümlichen Literatur heraus, die weder auf ein geſchloſſenes Syſtem, noch auf geſchichtliche Vollſtändigkeit Anſpruch machen wollen.

Leipzig, den 30. Mai 1846.

Die Dichtung aus dem Volke,

mit beſonderer Beziehung auf Hebel.

Der Begriff Volk in ſeiner Beziehung zur Literatur. — Das Volksthum. — Die Naturdichter.

Wenn wir nach der Seite des Geiſtes und deſſen Erſcheinung in der Literatur den Begriff Volk abmarken wollen, ſo mögen wir darunter diejenige große Zahl der Menſchen verſtehen, die ihre Lebens- und Weltanſchauung vorherrſchend aus ſelbſtändiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht. Einzelne geſchichtliche Ueberlieferungen, aus dem Privatleben wie aus öffentlichen Schickſalen, ragen da und dort herein, ordnen ſich aber nicht zu einem nothwendigen überſichtlichen Zuſammenhang. Die Grundſätze und Anſichten verknüpfen ſich nicht zu einem Syſteme, mit innerer Folgerichtigkeit und einem oberſten Satze, ſondern ſtellen ſich als Volksweisheit loſe neben einander als Sprüche, die innere Wahrheit aus ſich und nicht aus einem Princip erweiſend. Die abſtracten, allgemeinen Geſetze ſind hier nicht maßgebend; wie die aus der Beobachtung entnommenen Wetterregeln ſich als traditionelle Sprüche forterben, ſo auch die Wahrnehmungen über Menſchenleben. Vermittlung und Entwicklung durch eine auf innere Beweisführungen geſtützte fremde Einſicht und namentlich durch Bücher iſt hier wenig erſichtlich.

Dieſer Beſonderheit des aufnehmenden Geiſtes ent-

ſpricht auch andererſeits die hervorbringende Kraft deſſelben. Wie die Weltweisheit ſich als Spruch geſtaltet, ſo auch das Gefühl in ſeiner reinen Subjectivität als Stimmungslied. Die urſprünglichſte Poeſie als lyriſcher Empfindungserguß findet daher im Volksliede den reinſten Ausdruck, zu dem ſelbſt die höchſten Genien aus allem Kunſtbewußtſein wieder zurückkehren und ihm neue Nahrung zuführen. Je einfacher und zuverſichtlicher in ſich Zeiten und Perſonen waren, um ſo mehr blühte das Volkslied; es giebt eine momentane Empfindung, keine geſchloſſene Weltanſchauung in allſeitiger Breite und Ausführung, und doch, wenn dieſe Lieder aus verſchiedenen Jahrhunderten und Gauen neben einander ſtehen, ſind es die Klänge ein und derſelben Seele. Dies iſt, was wir hier als das Herz des Volksthums bezeichnen dürfen. Das ureigene Gemüthsleben eines Volkes prägt ſich in Spruch und Lied, in Bräuchen und Sitten, ſowie in der Sagenbildung aus, die mehr eine Beherrſchung und Deutung der Außenwelt anſtrebt.

Zu dieſen flüchtigen Andeutungen bringt die Gegenwart das neue Moment, daß die heutige Weltbildung eine ſo unfertige, daß die Pädagogik ſo viel fremde Elemente hereingetragen, die den rein lyriſchen unmittelbaren Erguß verdrängt haben und noch keine allgemeine Bewältigung und Umkehr zur reinen Naivetät zu Stande kommen ließen.

Das Volksthum iſt die innerſte Lebensbedingung in allen Kreiſen eines Nationalkörpers, dennoch aber findet es ſich in ſeiner eigenthümlich beſondern Aus-

prägung weſentlich in dem ſogenannten gemeinen Mann. In dieſer Beziehung läßt ſich von einer volksthümlichen Literatur reden, die nicht ſowohl ein Gegenſatz zur nationalen, als vielmehr ihr urſprünglicher Ausgangspunkt iſt.

Alles das, was nun im Volke blos Leben iſt, rein im Geiſte aufzufaſſen, es abſpiegelnd und frei geſtaltend in die Literatur überzutragen, dazu iſt erforderlich, daß man äußerlich, oder mindeſtens zeitweiſe innerlich aus jenem Leben herausgetreten ſei.

„Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim," ſagt das Sprüchwort; ich möchte dies auch in geiſtiger Beziehung geltend machen. Die ſtill in ſich ruhende Naivetät hat ihre eigene Welt noch nicht überwunden, ſie beherrſcht ſie nicht; ſie ſteht in ſich feſt wie ein reines Naturerzeugniß. Erſt wenn man ſich entäußert, an die Außenwelt hingegeben oder verloren, kehrt man bewußten Geiſtes wieder zur eigenen Welt zurück, wie man die Mutterſprache eindringlicher verſteht und gebraucht, nachdem man fremde Sprache und Ausdrucksweiſe erforſcht hat. — Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim.

Bei aller Schriftfähigkeit wird daher ein Mann, der ganz und unmittelbar im Volke ſteht, ſich ſelten gedrungen noch geeignet finden, die eigenen Zuſtände anſchaulich zu ſchildern oder frei zu geſtalten. Es iſt auch thatſächlich, daß, trotz der allgemeinen Schulbildung, die Intereſſen und Zuſtände des Volkslebens faſt ausſchließlich von ſogenannten Höherſtehenden, von Gelehrten u. ſ. w. vertreten und dichteriſch dargeſtellt werden.

Die Hervorbringungen der ſogenannten Naturdichter (eine Bezeichnung, die bei der heutigen allgemeinen Schulbildung alles weſentliche Merkmal verloren hat) neigen ſich, namentlich in Deutſchland, vorherrſchend auf andere als ihre unmittelbaren Lebenskreiſe; ſie zeigen uns weit mehr, wie ſich die fremde Welt in dem Auge deſſen ſpiegelt, der aus ſeiner engumgrenzten Lebensſtellung heraustritt. Dies wäre, wie in alten Zeiten, ein Gewinn für die volksthümliche Poeſie, wenn eine urſprüngliche Empfindung dabei zu Tage gefördert würde; aber meiſt verlieren ſie ſich in das Traditionelle, Herkömmliche, was wir von anderer Seite übergenug haben. Die heutigen Naturdichter vertiefen ſich minder in ihr eigenes Sein, ſondern ſchweifen gern in ausgetretenen Geleiſen in fremdes Leben; darum legen ſie auch weit mehr Nachdruck und Bedeutung auf das eroberte Allgemeine, als auf das urſprünglich gegebene Beſondere. Die Gelehrſamkeit, die Breite fremder Anſchauung imponirt ihnen, ſie geben dafür die Urſprünglichkeit ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks, und all die großen Vortheile eines ſcharfkantigen Naturells für den feinen Schliff der conventionellen Bildung hin.

Und doch liegt auch hierin wieder eine Verſöhnung und wir mögen darin bereits einen weſentlichen Grundzug im Dichten und Trachten des Volksgeiſtes erkennen: aus ſich heraustretend, drängt er ſich fremden Welten zu und ſtrebt ſie mit ſich zu vereinen. — Im Verlaufe dieſer Schrift wird ſich dies noch beſtimmter ergeben, hier mag es nur auf den wunderſamen Zuſammenhang des Menſchenlebens hinweiſen: Jegliches

ſtrebt aus ſich und ſeiner gegebenen Umgrenzung hinaus und verſenkt ſich in ein anderes; herauf und herab zieht ſich ein tiefes Verlangen und macht alles Menſchenleben zur Einheit.

Die dichteriſche und philoſophiſche Ferne. — Der rechte Mittelpunkt.

Alles nach Raum und Zeit Ferngerückte wird von einem Duft überhaucht, der die ſcharfen Sonderungen bis zu einem gewiſſen Grade verſchmilzt und uns ein Geſammtbild gewinnen läßt. Hat aber euer Fuß jene blauen Höhenzüge in ruhigen Schritten durchwandert, ſo wird das, was ihr nun mit Einem Blick überſchaut, noch viel mehr als blos einen allgemeinen Eindruck erzeugen.

Die Ferne iſt wie für die Anſchauung, ſo auch für die Erkenntniß von beſonderer Bedeutung. Erſt durch die Ferne erſcheint das Vereinzelte als großes Ganzes und Einheitliches und offenbart uns ſo den ihm innewohnenden allgemeinen Gedanken. In der Nähe verwirren oft die tauſend Einzelheiten den Blick und halten ihn an Untergeordnetem feſt; die Schönheit, die über dem Ganzen ausgebreitet iſt, wird durch vieles Widrige, was uns nahe rückt, verdeckt und verdrängt, der innewohnende Gottesgedanke, wie man es nennt von tauſend kleinen Menſchlichkeiten zerſplittert; man gelangt nicht zum Gemeinbegriffe, weil ſich alles in Einzelheiten auflöst, und, wie der tiefdeutige Volksausdruck ſagt: man ſieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Gleicherweiſe erhebt ſich auch die Phantaſie in der fernenden Stellung aus dem Pathologiſchen des unmittelbaren Eindruckes in das frei Lebendige, in das bewältigend Schöpferiſche. Darum werden Dichter und Philoſophen oft rückwärts gekehrte Propheten. Sie ſprechen den ewigen Gedanken aus, der das Vergangene belebte und jetzt, aus der geſchichtlichen Ferne, unbehinderter erfaßt werden kann.

Nur die größten Geiſter vermögen es, ſich ſo in ſich zu vertiefen, daß ſie in ſich ſelber den Geſammtgehalt ihrer Epoche faſſen und harmoniſch geſtaltet heraustreten laſſen. Mitten in der Gegenwart ſchwingen ſie ſich auf eine über ihr ſtehende Höhe, ſie ſtehen auf der Höhe ihres eigenen Seins, das ſcheinbar weit über die Gegenwart hinausragt, in der That aber nur im wirklichen Mittelpunkt derſelben ſteht, während Andere ihre vereinzelte Stellung für den wirklichen Mittelpunkt anſehen. Die beherrſchende Kraft und Allgemeinerkenntniß beſteht nicht darin, daß man außerhalb der Welt und Zeit, ſondern daß man in ihrem innerſten Kern ſtehe, wie ja auch Gott ſelbſt inwohnender Mittelpunkt und Kern des Alls und jeder Einzelerſcheinung iſt.

Der rechte Mittelpunkt läßt Philoſophen und Dichter eine Fern- und Ueberſicht gewinnen, von der aus ſie das Gegenwärtige wie ein Vergangenes und Fernes ſchauen; unbehindert von den tauſend Einzelheiten, den allgemeinen innerlich bedingenden Gedanken offenbaren, Träger deſſelben aufſtellen, die, mit individuellem Leben ausgeſtattet, das allgemeine Zeitbewußt-

ſein in ſich darſtellen. Von dieſer Höhe der Offenbarung aus werden ſie dann Propheten in der eigentlichen Bedeutung des Worts, ſie ſchauen, auf dem Boden der Phantaſie ſtehend, das innerſte Leben der Wirklichkeit, werden Verkündiger des Ewigen in ſeiner endlichen Erſcheinung, in der Zeit; ſie erlöſen den dunkel und zerſtreut in der Bruſt der Einzelnen wohnenden Geiſt, indem ſie ihn klären und zuſammenfaſſen, ſie werden Verkündiger deſſen, was aus den wirren Kämpfen der Einzelkräfte ſich harmoniſch entwickeln wird und ſoll.

Das iſt nur Wenigen verliehen. Der ſchaffende und erkennende Geiſt wendet ſich daher meiſt zu dem wirklich Vergangenen, zu dem im fremden oder eigenen Leben Verſchwundenen, oder ſchafft aus der Vollkraft der Phantaſie freie Gebilde.

Entzweiung und Vereinung. — Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung.

Der bewußte Menſchengeiſt ſieht ſich in die Welt verſetzt, die ihm der Räthſel ſo manche aufwirft; er ſucht die Welt zu beherrſchen, indem er ihren Geſetzen nachgeht, ſie mit ihrem eigenen und ſeinem Weſen in Einklang erkennt. Die Vergangenheit des Menſchengeſchlechtes, ſeine Geſchicke und Wendungen leben neu auf in ſeiner Bruſt und er tritt durch ſie das reiche Erbe der Gegenwart an.

Das Leben des Einzelmenſchen, der auf der bewußten Höhe der Gegenwart ſteht, iſt aber ſchon in ſich ein Abbild vom Leben des Menſchengeſchlechts, und

vermag er es, ſeine Vorgeſchichte ſo in ſich aufzunehmen, daß auch kein Moment daraus verloren gegangen iſt, ſo erhebt er ſich zu einem harmoniſchen Ganzen.

Zieht es ihn nun hinan zu einem Jenſeits, das in ſeinem eigenen Leben lag, zu Geſtalten und Bildern, die an ſeinem eigenen, kindlich hellen Auge vorüberzogen, zu Regungen, die in träumeriſchen Keimen die kindlich ſtille Bruſt bewegten — vermag er es ſie feſt zu halten und in ihr Recht einzuſetzen, ſo feiert Vergangenheit und Gegenwart eine wehmüthig frohe Verſöhnung; Friede iſt zwiſchen der Welt da draußen und in ihm, ein Friede, der es vergeſſen macht, daß je Kampf, Entfernung und Entzweiung war. Er hat eine ſelbſtändige, myſtiſche und doch zugleich vernunftklare Wiedergeburt gefeiert.

Wie der Baum ſein Wurzelgeäſte tief in den dunkeln Grund der Erde ſenkt, Wärme und Saft aufſaugt, ſo breitet er hoch oben ſeine Zweige aus, Licht und Luft trinkend, Blüthe und Frucht treibend. Feſt ſteht er mit prangender Krone im freien lichten Raum und mit reichem Wurzelgeäſte im gebundenen dunkeln Grund. —

Ich habe es verſucht, einen Blick in die geheimnißvolle Werkſtätte des ſchaffenden Geiſtes zu öffnen, um daraus erkennen zu laſſen, welche allgemeinen Grundgeſetze einen Mann aus dem Volke dahin führten, ſeine Vergangenheit dichteriſch aufzuerwecken, und wie der Friede, der in den meiſten ſolcher Gebilde ſich kund giebt, noch ein anderer iſt als der, den der idylliſche Stoff mit ſich führt.

Nach Raum und Zeit waren dem Dichter Hebel die

von ihm geſchilderten Zuſtände entſchwunden, ſie hatten aber im Grund ſeiner Seele ſtets in ihm geruht, und jetzt erſchloß ſich von neuem deren Schönheit und allgemeine Gedanken.

Die Sehnſucht war es, die zuerſt ſein inneres Leben dichteriſch erweckte; ſeine Dichtung war eine Heimkehr zu den Seinen und eine Einkehr in ſich ſelber. Sie war eine Erinnerung ſowohl in dem Sinne, daß die entſchwundenen Geſtalten und Gemüthsregungen wieder neu vor dem Geiſte auflebten, als auch in dem höheren Sinne, daß das Alte, halb Erloſchene und Verwiſchte freier, reiner und tiefer wieder in die Seele, in das Innere hereingenommen, in dieſelbe verwebt, erinnert wurden.

Liegt hierin eine Folgerichtigkeit, daß dem ſchaffenden Geiſte gewiſſermaßen ſein eigenes Selbſt und die anmuthenden Gebilde der Außenwelt abhanden gekommen ſein müſſen, damit er ſich ſelbſt und ſeine Welt wieder neu gewinne und auferbaue und ſich nun frei darein verſenke und verliere?

Wer ſein Leben verliert, der wird es gewinnen, ſagt ein tiefbedeutſamer Spruch der Bibel, der auch hier ſeine Anwendung finden mag. Wer ſein Daſein in reiner Unmittelbarkeit, in Liebe hingegeben, der findet es reicher wieder.

Nach der Deutung eines alten Denkers ſollen Philoſophie und Religion ihren verborgenſten Quell in dem Sehnen der Seele nach einem verlorenen Urzuſtande haben, der dieſem Erdendaſein vorausging. In anderer Weiſe mögen wir dies weit eher von dem

dichteriſchen Schaffen und Sehnen annehmen, minder von dem, das eine äußerlich nie erſchaute Welt aus der Machtvollkommenheit der Phantaſie ſchafft, als hauptſächlich von dem, das eine Wiederſchöpfung des geſchichtlich Dageweſenen iſt.

Die geheimnißreichſte Beſonderheit des dichtenden Geiſtes iſt: ſich dem Gegenwärtigen, ſeinen Eindrücken und Einflüſſen vollkommen hinzugeben, ſich an daſſelbe zu entäußern und doch wiederum ſich ſelbſt und die empfangenen Eindrücke heraus zu retten, frei zu ſchaffen und zu geſtalten.

Wie leicht erklärt ſich da ein Rückgang auf Jugendeindrücke, bei denen noch die naivſte und fortgeſetzte Hingebung war.

Das Dorfkind und ſeine dichteriſche Welt.

Hebel war ein Dorfkind. Hiermit iſt die Kernwurzel ſeines Lebens und Dichtens bezeichnet.

Die Idylle kehrt vorzugsweiſe auf das Jugendleben der Menſchheit, oder auf das eigene Kindesleben zurück; dort verliert ſie ſich leicht in vagen Idealismus, hier gewinnt ſie einen realen Boden.

Ein Dorfkind erwächſt noch unter urſprünglichen und naturgemäßen Zuſtänden. Ueber das Kindesalter hinaus ragt das Naturgemäße des Dorflebens als Ganzes nicht. Hier brechen ſofort die Zwieſpältigkeiten eines unfertigen Culturlebens um ſo ſchneidender hervor, weil es nicht wie in höheren Bildungskreiſen zu einem gewiſſen Abſchluß gebracht wird. Naturwidrigkeiten mannigfacher Art erſcheinen deshalb. Die ſtaatlichen, kirch-

lichen und doktrinären Elemente im weiteſten Sinne, die auf fremden Gebieten erwachſen ſind, können ſelten bis zu dem Endpunkte verarbeitet werden, wo ſie nicht mehr fremd ſind und als ſelbſteignes Erzeugniß daſtehen.

Das Kindesleben dagegen befindet ſich noch weſentlich in naturgemäßen Zuſtänden. Das Kindesalter wird hier noch nicht blos als eine Uebergangsſtufe betrachtet und in ſeinem Selbſtzwecke getödtet durch Vorbereitung für den einſtigen Beruf.

Wenn wir den Satz im Auge behalten, daß der erfüllte Menſchengeiſt individuell den Bildungsgang der geſammten Menſchheit durchlaufen und deſſen Ergebniſſe in ſich verarbeitet haben muß, ſo mögen wir im Leben des Dorfkindes ein lebendiges Abbild der erſten Stufe menſchlicher und menſchheitlicher Entwicklung erkennen. Wir können es als die jedem Einzelnen wiederkehrende Stufe des Patriarchenthums bezeichnen. Hier iſt noch nach der Naturſeite hin der unmittelbare Zuſammenhang mit Bäumen, Pflanzen und Thieren. Der noch unentwickelte Menſchengeiſt fühlt ſich ihnen nahe und verwandt, er lebt mit ihnen, Baum und Strauch ſind ſeine Genoſſen, er gedeiht ſtill wie ſie. Beſonders hingezogen fühlt er ſich zu den Thieren, die ihm mit ihrem individuellen Leben näher ſtehen; er trägt ſeine eigenen Empfindungen auf ſie über und dichtet ihnen wie den ſtummen Umgebungen die Menſchennatur an. An dem Pflanzen- und Thierleben, an dem Eingehen auf daſſelbe und an deſſen harmloſer Betrachtung als eines ihm ähnlichen, erwacht nach und nach das Men-

ſchenleben in ſeiner Beſonderheit. Es löst ſich ſo zu ſagen allmälig ab von dem telluriſchen Zuſammenhang und wird ein freies, eigenthümliches. Im Hintergrund der Seele aber bleibt das innige Verſtändniß der belebten und lebloſen Natur, die Vertrautheit mit ihren Wandlungen und die Liebe zu ihr, der Mutter Aller, denn man ruhte einſt ſtill genährt und getragen in ihrem Schooße.

Was als Anforderung des Menſchlichen, in ſeinem Verhältniſſe zu ſich und zur Gemeinſchaft, auf dieſer Stufe ſich geltend macht, erſcheint patriarchaliſch in der Form des Gebots auf der einen und des Gehorſams auf der andern Seite. Weiter hinauf iſt es das Orakel von Weiſen und Verehrten. Der Gehorſam als ſolcher greift nicht in die Seele hinein, ſie aufrüttelnd und umgeſtaltend, ſondern verlangt nur die geſetzte äußere Unterordnung. Das „du ſollſt“ und „du ſollſt nicht“ entſpricht der erſten Entwicklungsſtufe des Menſchengeſchlechts und des Menſchen.

Was ſich als höhere, allbeherrſchende Macht aufdrängt, erſcheint auf dieſer Stufe in den Schauern der Ahnung als Myſtiſches, Mährchenhaftes und Zauberiſches.

Wie die Natur hier, ſo weit ſie offenbar iſt, ſich frei darſtellt, nicht gedeutet und gedeutelt von fremdem Bewußtſein, ſo liegt auch das umgebende Menſchenleben ſelbſt der Kindesſeele erſchloſſen da. Wie es auf dem Lande keine weſentlich verſchiedenen Kindertrachten giebt, ſo iſt auch der Dorfknabe in ſeinem Thun und Schauen ein Bauer in verkleinertem Maßſtab. Hier iſt

eine kleine Welt, die leicht vom Geiſte bewältigt werden kann. Man kennt die Menſchen alle bei Namen und ſelbſt in ihren Verhältniſſen. Wie man einander beim Begegnen grüßt und anſpricht, ſo hat jeder ein Wort für den andern, eine Beziehung zu ihm. Selbſt das kleine Kind iſt hievon nicht ausgeſchloſſen. Die junge Seele gewöhnt ſich nicht daran, ſtündlich an Menſchen vorüberzugehen, die man nicht kennt, zu denen man keine Beziehung hat, die uns ſo fremd ſind wie ferne Weltkörper. Dadurch bildet ſich im Geiſte des Dorfkindes eine Gemeinſamkeit des Lebens aus, ein familienhafter Zuſammenhang. Wer auf einem Dorfe oder in einem kleinen Städtchen geboren und aufgewachſen iſt, erinnert ſich oft wunderbarerweiſe der verſchiedenſten eigenthümlichen Menſchen und Schickſale, die leibhaftig vor ſeine Seele treten, ohne daß ſie in längerer oder näherer Verbindung zu ihm geſtanden.

In ſpäteren Jahren läßt ſich dieſe kleine Welt nicht mehr ſo als ganze erfaſſen, ſie deutet den Beſchauer ſtets auf die größere hin und erſcheint als Bruchſtück. Der betrachtende Geiſt, aus entferntem Lebenskreiſe herzutretend, ruht nicht mehr ſo ſein ſelbſt vergeſſen auf den Dingen. Man iſt zu ſehr mit Allgemeinem oder mit perſönlichen Schickſalen und Beſtrebungen erfüllt und muß nothwendig, während ſolches die Bruſt bewegt, gleichgiltig an tauſend Dingen vorübergehn, ohne die Seele von ihnen gefangen nehmen zu laſſen.

Darum können auch Lehrer, Pfarrer und Beamte ſelten ſo in das Dorfleben eindringen, wie ein Kind,

das von Jugend auf in ſolches verſenkt war. Vermögen ſie es auch — was ſelten geſchieht — durch die Häßlichkeiten und Verkehrtheiten hindurch zur Hoheit des ewig Menſchlichen zu dringen und ſich dieſen Kern rein heraus zu ſchälen, ſo haben ſie meiſt zu vielerlei fremde Gedanken und Reflexionen, während ſie dieſes Leben betrachten; dies Leben wird nicht ihnen eigen, weil ſie nicht ſein eigen waren.

Ich möchte daher behaupten, daß nur ein Eingeborner das Volksleben in ſeiner Innerlichkeit erfaßt.

Der Knabe, beſonders im jugendlichſten Alter, gehört ganz dem an, was ſich gerade vor ſein Auge rückt; er bleibt überall ſtehen, verliert ſich ganz in das Begegnende und ſeine Intereſſen und nimmt es ganz in ſich auf. Von keiner fremden hofmeiſternden Erkenntniß belauſcht, berichtigt oder in einen entſprechenderen Sehwinkel geſtellt, nimmt er die Dinge mit ihren oft verwirrenden, dabei aber auch charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten in ſich auf. Er hegt eine Welt in ſich, von der Niemand, er ſelber kaum weiß. Staunend mag er dann ſpäter dieſe Geſtaltungen in ſich auftauchen ſehen und freiwillig erwecken. [1]

[1] In dem ſchönen Geſpräche, „Die Baumzucht" betitelt, läßt ſich Hebel in der Rede und Gegenrede zwiſchen ihm nnd dem Adjunkt in folgender Weiſe aus: „Man denkt doch am längſten daran, was einem in der Jugend begegnet iſt," bemerkt der Adjunkt. „Das geht natürlich zu," ſagt der Hausfreund, „man hat am längſten Zeit, daran zu denken." In ſolch kurzer, knapper Weiſe liebt es Hebel, den unverſiegbaren Quell der Jugendeindrücke zu bezeichnen.

Die Heimkehr.

Erſt nach langer Entfremdung und Iſolirung kehrte Hebel wieder zum Volksgeiſte zurück und ward deſſen Verkündiger durch dichteriſche Kraft.

Ich möchte hier wiederum ein allgemeines in weltgeſchichtlichen Epochen und Perſönlichkeiten ſich kundgebendes Geſetz an der kleineren Erſcheinung nachweiſen.

Die größten Befreier und Erlöſer der Menſchheit mußten ſich eine Weile von ihrer Volksgenoſſenſchaft iſoliren und auf ſich allein zurückziehen. Die Ueberlieferung berichtet von deren zeitweiſer Vereinſamung in der Wüſte, wo ſie ſich in ſich vertieften und mit Gott unterredeten. Zurückgekehrt zu ihren Genoſſen, ging ein Glorienglanz von ihnen aus und ſie verkündeten ihrem Volke und der Menſchheit, was ſie in ſich hegten und hegen ſollen.

Läßt ſich dieſe große uralte Wiederkehr eines Geſetzes nicht auch in kleineren und modernen Erſcheinungen erkennen?

Ich habe ſchon oben darauf hingewieſen, wie die Ferne zu Geſammtbegriffen führt. Der moderne Geiſt zieht ſich nicht in die Einſamkeit der Wüſte zurück, um ſich in ſich zu vertiefen; es genügt ihm nicht, den reinen Menſchen allein in ſich zu faſſen, er will den geſchichtlich entwickelten Menſchengeiſt in ſich wieder ſchaffen; aus dem bunten lärmenden Leben zieht er ſich in die weltenſtille Wiſſenſchaft zurück. Tauſende beharren durch ihr ganzes Daſein auf der

Uebergangsſtufe der Iſolirung, ſie kehren nie mehr zum Leben zurück, werden und bleiben Gelehrte.

Wer aber aus der Abſtraction der Wiſſenſchaft wieder zum Leben zurückkehrt, dem offenbart ſich die Welt in ihm und um ihn her auf's Neue, und er mag dieſe Offenbarung in äußerlichen Thaten oder in Worten feſt geſtalten.

Hier füge ich wiederum an Hebel an, der als concretes Beiſpiel dienen kann.

Hebel war aus dem Volke hervorgegangen.

Ein gelehrter Beruf iſolirte ihn von der unmittelbaren Volksgenoſſenſchaft, führte ihn auf fremde Bahnen des Geiſtes und fern vom heimiſchen Dichten und Trachten hinweg. Durch ſein ganzes Leben zieht ſich die Sehnſucht nach Wiederkehr in die Mitte des Volkes. Schwankende Nachgiebigkeit ließ den liebſten Wunſch unerfüllt, ſo daß ſich ſein Leben nicht zu einem Kreiſe geſtaltete, der nach weit gezogener Bahn wieder in den Anfang zurückkehrt.

Da ſchuf er als gereifter Mann die „Allemanniſchen Gedichte" und feierte in ihnen ein Feſt der Verſöhnung, der Erlöſung ſeiner ſelbſt und des in ihm ruhenden Volksgeiſtes.

In den Kanzleien und auf den Kathedern war ihm das unmittelbare Leben des Volkes mit ſeinen vielfachen, aufgedrungenen und ſelbſtverſchuldeten Störungen fern gerückt. Von der Sehnſucht angezogen, ſchwebte der Genius des Volkes zu ihm heran, lugte ihn an mit dem hellen Kindesauge und erweckte in ihm die lieblichſten Weiſen, halb der Erinnerung nachgeſungen,

halb aus der liederreichen Bruſt entquollen, beides in einander verſchmolzen, untrennbar.

Wirklichkeit und Wahrheit.

Sind dieſe Gebilde und Empfindungen darum minder wahr, weil ihr ſie nicht alsbald findet, wenn ihr hinaustretet unter die Bauern?

Vor Allem iſt es nicht ſo leicht, unterzutauchen und die Pſyche eines Volksſtammes heraufzuholen. Dieſe Pſyche kann oft anders, zarter und großartiger erſcheinen, als die wirklichen Lebensäußerungen vermuthen laſſen. Sind ja auch die ſogenannten gebildeten Stände oft viel beſſer, als ſie erſcheinen. Die Momente, in denen man durch glückliche Anregung und Befreiung wirklich das beſte iſt, was man ſein kann; die Momente, in denen die reine, unſchuldige Natur ſich ganz kundgiebt, und von denen man mit den Worten der Bibel ſinnbildlich ſagen kann, die Seele nicht weiß, daß ſie nackt iſt und ſich ſchämt und verbirgt — alles das iſt ſehr ſelten und zeigt ſich oft nur in leiſen Andeutungen dem Auge, das es innerlich vorher in ſich erſchaut hat.

Der allerfaſſende Menſchengeiſt mit ſeinem Dichten und Trachten nimmt die ſtumme Natur in ſich auf, er erlöst ſie — für ſich mindeſtens — indem er ſie von neuem offenbart in menſchlicher Faſſung. Stumm ragt der Berg mit ſeinen ſtarren Felſen, ſeinen ſtillen Blumen und rauſchenden Wäldern in die Luft hinein. Der Menſch läßt ſich faſſen von dem Geiſte, der das

All hält, und erkennt wieder in ihm Geiſt von ſeinem Geiſte. In leiſen Accorden wie in rauſchenden Klängen verkündet er dann, wie hochbegnadigt die ſtumme Natur um uns her iſt.

Und die Menſchen? Sie hegen die Blüthen zarter Gefühle im Herzen, es umrauſchen ſie die Stürme der Leidenſchaften wie Waldesbrauſen, ein Strahl des ewigen Lichtes dringt aus ihren Augen — Tauſende und aber Tauſende wiſſen das ſelber nicht und betäuben und verwiſchen es bald wieder.

Der Dichter, der ihr Leben in ſich hegt, hält es mit allen ſeinen Wandlungen feſt, er führt ſolche ihnen nochmals vor die Seele und ſie kennen ſich ſelbſt nicht mehr, denn ſie wußten kaum davon, als dieſe Regungen ſie durchzogen; ſie erſtaunen vor ſich ſelber in Freude oder Schmerz. Nur das Dichtergemüth, das ohne Selbſtſucht, ſein vergeſſend in ſie aufgegangen war, hat ihr eigenes Leben gewahrt und führt es ihnen in harmoniſcher Klärung vor.

In der ſogenannten höhern und niedern Menſchengeſellſchaft bewährt ſich dies.

Wer kann hier ſcheidekünſtleriſch beſtimmen, was bei den Darſtellungen der Natur wie des Menſchenlebens von außen empfangen und was von innen gegeben wurde?

Als Maßſtab kann hier nur gelten, ob die Urſprünge und Grundlagen von der wirklichen Welt ausgehen konnten. Dies allein beſtimmt ihre höhere Wahrheit. Der Dichter kann und ſoll Leben und Seelenzuſtände bis zur geſetzmäßigen Vollendung führen, zu

der ſie in der baren Wirklichkeit vielleicht nicht gelangt waren oder nicht gelingen können.

Dem Lyriker vor Allem — und ein ſolcher war Hebel — iſt es geſtattet, die Blüthen des Seelenlebens zu faſſen und feſtzuhalten. Er bindet die Blumen von der Au in einen Strauß und hat nicht nöthig zu ſagen, daß auch viel blüthenloſes einfaches Gras dazwiſchenſtand, aus dem er ſie herausgeleſen. Weiter ſchreitend zur epiſchen und dramatiſchen Darſtellung, kann er die auseinanderliegenden Momente zuſammendrängen, bei den Hochpunkten der Kämpfe oder des Friedens länger verweilen und das farbloſe Zwiſchenreich der Alltäglichkeit mit eiligen Worten bezeichnen.[1]

Welche Momente hervorgehoben werden ſollen, dafür kann die äußerliche Wirklichkeit keine Richtſchnur geben. Die Imponderabilien, mit denen die ſtrenge Realiſtik nichts anfangen kann, können von der Philoſophie und Poeſie gerade am meiſten in Betracht gezogen und die feinſten Beziehungen durch ſie vermittelt werden. Es kann in der äußern Wirklichkeit ſich etwas breit machen, dem dieſe Berechtigung vor dem Geiſte nicht zukommt oder das vom Dichtergeiſte als untergeordnet betrachtet wird, wogegen ſich ein Moment zum weſentlich Beſtimmenden erheben läßt, das ſich kaum in flüchtigem Aufblitzen

[1] „Ein Geßnerſcher Hirt," ſagt Schiller, „kann uns nicht als Natur entzücken, dazu iſt er ein zu ideales Weſen und zum Ideal ein zu dürftiges Geſchöpf. Dieſe Halbheit erſtreckt ſich bis auf die Sprache, die zwiſchen Proſa und Poeſie ſchwankt. Beſſer haben daher die gethan, die hier zwiſchen Idealität und Individualität eine entſchiedene Wahl getroffen, wie Voß" — und Hebel dürfen wir hinzuſetzen.

kundgiebt. Die Individualität und der gesunde schöpferische Takt des Dichters ist hiebei allein maßgebend.

Fremde Stoffe und heimische Anschauung. — Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens.

Die allemannischen Gedichte sind aus dem Herzen des Volkes heraus empfunden; viele enthalten dabei aber doch auf fremden Gebieten Gewonnenes. Dies ist eine Seite, die eine nähere Betrachtung erfordert und durch ein Beispiel in helleres Licht gesetzt werden mag.

Man denke sich einen Missionär, der aus den sogenannten unteren Volksklassen entsprungen, einen Wanderburschen oder Schweizersoldaten, der fremde Länder gesehen und Manches erfahren. Der Schweizer sitzt zu Hause unter den Seinen und erzählt ihnen die Schicksale, schildert ihnen die Gegenstände in der Fremde. Er hat das Ferne ganz mit heimischem Auge gesehen, weiß es den Seinen so lebendig vor die Seele zu führen, daß sie es mit ihm sehen, denn es ist ihr eigener Blick, der darauf geruht hat, es ist ihr eigener Standpunkt, von dem aus es betrachtet, es ist ihre eigene Empfindung, die dadurch erweckt wurde. Und nun tritt er hinaus, schaut die Pracht der Alpen, hört den Bergstrom rauschen und die Lieder klingen; er sieht das Heimische fast mit fremdem Auge, mit einem Blick, der auf Entferntem geruht und dem sich das Heimische neu erschließt, er empfindet dessen Schönheit und Eigenthümlichkeit selbständiger, er war aus sich hinausgerissen, seine eigenthümlichste Seele an Fremdes hingegeben, er war zum Gegensatz, zur Entzweiung und so

zur Vermittlung gelangt; er war in der Fremde zu Hause und ist nun in der Heimath fremd und doch wieder heimisch. Fremde und Heimath verschlingen sich in ihm zu einer neuen Heimath. Und hat ein Genius seine Lippen berührt, so feiert das Alte und das Neue in ihm eine Auferstehung, die er in wohltönenden Worten verkünden mag.

Aehnlich ist Hebel von weiten Gedankenfahrten im klassischen und biblischen Alterthum, aus den Allgemeinheiten der Naturwissenschaften, aus Staats- und Lehrgeschäften zurückgekehrt zur Heimath, und was er Fremdes mitbringt, hat sich in ihm zum Heimischen ausgebildet und wird als solches von den Seinigen empfangen.[1] Das Heimische aber ersteht in ihm und

[1] Die weit ausgeführten Allegorien und Personificationen Hebel's sind aus dem alten Griechenland herübergeholt, Anderes sogar der thatsächlichen Grundlage nach aus dem biblischen Alterthum, wie z. B., „Der Statthalter von Schopfheim" durchaus die Geschichte von David und Abigail ist; aber alles dies ist mit allemannischer Seele aufgegriffen und durchempfunden. Dagegen ist z. B. das Gedicht „Die Feldhüter" (in späterer Periode verfaßt) meiner Ansicht nach, trotz schöner Einzelheiten, als Ganzes verfehlt. Hier stammen die Motive offenbar aus Theokrit, so z. B. aus der achten Idylle. Hat Hebel auch Alles ganz heimisch gemacht, so fehlt hier doch das eigentlich Besondere, namentlich sind schon die Epitheta durchaus fremd und störend, so wenn die Burschen sagen: „Mer wen in lieblige Wechsel singe," und wenn vom Heiner mit seiner „lockigen Stirn" die Rede ist u. s. w.

In dem Ausspruche Goethe's, daß „Hebel auf die naivste und anmuthigste Weise durchaus das Universum verbaure", liegt das oben Angeführte kurz angegeben, wenn gleich durch den gewählten Ausdruck mit ironischer Beimischung. Allerdings verbauert Hebel

um ihn her in neuer Glorie. Er ſieht und verkündet auch in dem Allemanniſchen ſowohl die Schönheit der klaſſiſchen als auch die religiöſe Weihe des bibliſchen Alterthums. Und warum ſollen dem allemanniſchen Bauernleben dieſe beiden Momente weniger innewohnen als dem Bauern- und Hirtenleben der Juden und Griechen?

Alle höhere Auffaſſung der Wirklichkeit muß bis zur Schönheit und Heiligkeit vordringen, ohne welche nur flüchtige Abbilder entſtehen, die vom Ewigen im Wandel der Dinge kein Zeugniß geben. Im Kunſtwerke vor Allem müſſen jene beiden frei hervorleuchten.

Beim Beginn der rationaliſtiſchen Auffaſſung entſprach es dem negativen Standpunkt, die bibliſchen Geſtalten ihrer Glorie zu entkleiden und in die Alltäglichkeit hinabzuzerren. Der poſitive Standpunkt der modernen Philoſophie und Dichtung hat im Gegentheil das Augenmerk: auch in der ſogenannten Alltäglichkeit, in dem Gewohnten, den höheren und allgemeinen Gedanken, das Fortwirken des heiligen Geiſtes zu erkennen und darzuſtellen.

Der Volksgeiſt und der allgemeine Menſchengeiſt. — Das Beſondere und das Allgemeine.

Das Verhältniß des wiſſenſchaftlich gebildeten Mannes zu ſeinem urſprünglichen Volksgeiſte entſpricht dem

das Univerſum, er macht ſogar die Käfer zu Bauern. Ich erinnere hier nur an das Gedicht „Der Käfer.“ Wie fein weiß aber Hebel das Naturgeſetz von der Befruchtung der Blumen dadurch plaſtiſch zu machen! Gelingt es auf dieſe Weiſe einen lebendigen Mikrokosmos darzuſtellen, ſo rechtfertigt ſich eben damit das Unternehmen, die große Welt als die kleine aufzufaſſen.

des Volksgeiſtes zu der Menſchheit überhaupt. Der wiſſenſchaftlich Gebildete ſucht alle Wahrheit, die vor und außer ihm errungen wurde, ſich eigen zu machen; das Leben der Menſchheit iſt ſeine Schule. Aehnlich der moderne Volksgeiſt. Wenn die alten Völker das Fremde von ſich abhielten oder ihm den Stempel ihrer Nationalität aufdrückten, wenn ſie ſich in ſtarrer Abgeſchloſſenheit aus ſich entwickelten, ſo iſt das bei den neueren Völkern anders. Die neueren Völker haben fremde Pflanzen, die zu Hauptnahrungszweigen geworden ſind, in ihre Heimath-Erde übergeſiedelt, fremde Waldbäume und Vögel bei ſich heimiſch gemacht, die nun ohne Pflege wie ein urſprüngliches Erzeugniß fortkommen.

So auch iſt auf dem Boden des Geiſtes vieles Fremde ganz heimiſch geworden.

Preſſe und Religion haben hier eine unberechenbare Wechſelwirkung eröffnet. Die Thatſache, daß gleichzeitig viele gebildete Völker in Anerkennung einander gegenüberſtehen, zeigt den durchaus veränderten Standpunkt der modernen Welt. Der Volksgeiſt hat ſeine Abgeſchloſſenheit und Ausſchließlichkeit aufgegeben. Dadurch, daß die Nationalreligionen weſentlich aufgehört haben, daß die neueren Völker ihr religiöſes Bewußtſein nicht mehr aus beſonderen, mit Natur und Stamm verbundenen Zuſtänden heraus entwickeln, ſondern die Religion der Menſchheit in ſich aufzunehmen und aus ſich herauszubilden trachten, iſt der abgeſchloſſene Volksgeiſt nach der tiefſten Seite hin allgemeinen Einflüſſen eröffnet.

Aber nicht nur das allen Zuſtänden und Geiſtern Gemeinſame, das allgemein Menſchliche in abſtracter Weiſe, wurde aus den Volksgeiſtern herausentwickelt und in ſie hineingebracht, auch fremde geſchichtliche und volksthümliche Zuſtände müſſen von den neueren Völkern begriffen werden, und zwar durch alle Schichten der Volksgemeinſchaft. Die Religion Chriſti, als deren höchſte Aufgabe ſich herausſtellt, Klärung und Befreiung des Menſchenthums zu ſein, ſie hat die Bibel zu ihrer Grundlage, in welcher, neben und mit dem allgemein Menſchlichen und in dem es beherrſchenden Göttlichen, zugleich auch fremde Zuſtände und Empfindungsweiſen begriffen und aufgenommen werden müſſen.

Es wird ſich dieſes Moment noch näher darlegen. Hier muß nur darauf hingewieſen werden, wie die allgemeinen und ewigen Wahrheiten ſich in der beſonderen und endlichen Erſcheinung eines fremden Nationallebens darſtellen; ſie können nicht abſtract aufgefaßt, von ihrer Beſonderheit abgelöst werden, ſondern jenes Nationalleben muß zugleich mitbegriffen ſein.

So iſt das neuere Volksthum keineswegs ſo abgemarkt und bloß organiſch in ſich gehalten, wie wir uns etwa das antike denken mögen. Die Völkergemeinſchaft in die Vergangenheit zurück und weit hinaus in die Breite der Gegenwart gehört mit zu ſeinem Beſtande. In das neuere Volksthum muß das über ihm ſtehende Allgemeine und das außer ihm ſtehende national Fremde friedlich aufgenommen werden.

Aufgabe der religiöſen Bildung iſt: das Allgemeine,

über allen Völkerſchaften ſtehende, zu entwickeln; Aufgabe der nationalen Bildung: die Beſonderheit in ihrer Berechtigung zu erhalten und ihrem Endziel entgegenzuführen. Beide können und ſollen vereint ſein, denn die neueren Völker und ihre Zuſtände können ſich ebenfalls zu heiligen erheben, zu jener Heiligkeit, die Uebereinſtimmung von Natur und Geſetz iſt.

Die Nationalitäten ſind kein Hinderniß für die Einheit der Menſchheit unter ſich; die Einheit in der Mannigfaltigkeit gilt auch hier als höchſtes Geſetz der Harmonie.

Wie nun ganze Völkerſchaften Allgemeines und Fremdes in ſich aufnehmen und dennoch in der Eigenthümlichkeit ihres beſondern und organiſchen Lebens beſtehen, wie ſie das von außen Kommende zum Innerlichen verarbeiten, ſo auch einzelne Menſchen, die wir als Vertreter eines ganzen Volksſtammes betrachten können.

Faſſen wir von dieſem Geſichtspunkt aus Hebel in's Auge. Durch die allgemeine Bildung hindurch hatte er ſich ſeine urſprüngliche Beſonderheit gewahrt und Alles ward in ihm zur Einheit.

Darum ſind viele ſeiner Dichtungen wieder in's Volk aufgegangen. Sind ja auch ſo oft viele Volkslieder nicht unmittelbar im Volk entſtanden, ſondern aus der Kunſtdichtung heraus Gemeingut geworden. Immer aber muß etwas darin ſein, was auf einen verwandten Zug ſtößt; es muß eine Bildung ſein, die durch das Bewußtſein vermittelt, wieder ihrem Ausgangspunkt entſpricht, nur daß dieſer reicher und voller:

die wahre erlöste Natur, aber nicht die an Kindesſtatt angenommene Naivetät.

Bewußtſein und unmittelbarer Naturtrieb haben hier gleiche Betheiligung und ſtehen in urſprünglicher oder wieder gewonnener Harmonie.

Betrachten wir nun weiter das Verhältniß des Einzelmenſchen zur Darſtellung des Volksthums, ſo muß dieſe für den Dichter ein Cultus ſein. Gehalten in ſeiner endlichen Individualität, erhebt er ſich da zur unendlichen Individualität eines Volksſtammes. Das erheiſcht eine Demuth und Hingebung, ähnlich der religiöſen. Es darf nicht in die Dichtung hineingetragen werden, was dem Individuum in den Sinn kommt; es muß ſeine Sendung nach den Geſetzen des Volksgeiſtes erfüllen, die in ihm individuell ſich geſtalteten, aber auch als allgemeine außer ihm ſtehen und über daſſelbe herrſchen.

Das Volksthum iſt nirgends greifbar in der Wirklichkeit der Einzelmenſchen, das Volk iſt in Stände und Beſonderheiten aller Art geſpalten; das Volksthum iſt in keinem Einzelnen ganz, aber in Allen, es iſt die Gemeinſeele.

Wir können hier das Verhältniß des Individuums zum Allgemeingeiſt erkennen. Jeder einzelne Menſch iſt als Individuum frei, unabhängig, ſchafft und handelt ſelbſtändig, rein aus ſich heraus; er trägt aber in und mit dem individuellen Geiſte auch den allgemeinen Geiſt in ſich. Dieſer allgemeine Geiſt iſt in keinem Individuum abſolut dargeſtellt, der Volksgeiſt, der Geiſt der Menſchheit, der Geiſt Gottes ſteht in und außer ihm.

Je reiner ſich das Individuum entwickelt, um ſo mehr wird der allgemeine Geiſt in ihm erlöst, um ſo mehr wird es in ihn hineingehoben, eins mit ihm.

Hier iſt der Punkt, wo ſich die religiöſe Weihe in allem Thun, beſonders aber im dichteriſchen Schaffen und Geſtalten offenbart. Hier treten die beiden Pole des Geiſteslebens hervor: Selbſtbewußtſein, Freiheit und Unabhängigkeit auf der einen Seite, und auf der andern Seite Demuth, Nothwendigkeit, Unterordnung unter den allgemeinen Geiſt.

Sichtbarlich tritt der allgemeine Geiſt als Genius der Nationen im gemeinſamen Charakter ihres Volksthums und in ihren Thaten auf. Spekulativ erkennen wir dieſen allgemeinen Geiſt als das Geſetz Gottes, das die Individuen zu Thaten führt, die in ihrer ganzen Conſequenz nicht aus ihnen kamen.

Aus dieſem Geſichtspunkt bezeichnete ich das dichteriſche Schaffen und beſonders das volksthümliche als einen Cultus.

Wenn irgend, ſo hat der Darſteller des Volksthümlichen das Recht und die Pflicht, Ehre und Anerkennung von ſich ab und auf die Sache zu lenken, der Wahrheit die Ehre zu geben und nicht ſich, dem weiter nichts zukommt, als daß er mit frommem Auge den Regungen des Volksgemüthes nachging und ſie in Worten feſthielt.

Hebel erhielt ſich auch in dem größten Theile ſeiner Dichtungen auf dieſem Standpunkt. Er erkannte, daß er etwas darzuſtellen habe, was mehr iſt als er ſelber, was in und doch wieder außer und über ihm ſteht.

So ſtand auch Hebel unter dem Einfluß des Volksgeiſtes, aus dem er ſich aber zunächſt organiſch im Selbſtgenüge entwickelte. Die allgemeinen Gebote ſeiner Sendung konnten ſich ihm nicht alsbald beim erſten Schaffen aufdrängen, vielmehr entwickelte ſich dies wie alles Leben zuerſt zum Selbſtgenüge.

Der Selbſtzweck.

Zunächſt waren natürlich die Dichtungen Hebel's (und dies iſt uns auch geſchichtlich aufbewahrt) für Niemand abgefaßt als für ihn ſelber: er wollte ſich ſelber genug thun.

Alle Einzelweſen im großen Weltganzen erſcheinen zuvörderſt als Selbſtzweck. Auf dem Grund der Selbſterhaltung, des allgemeinſten Triebes, gelangt Jegliches zur Selbſtentfaltung; aber wie Rückert ſich ausdrückt:

Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt,
Schmückt ſie auch den Garten;

ſo wird jede, im eigenen Genüge hingeſtellte Selbſtentfaltung in das große Ganze aufgenommen; ihre Harmonie mit ſich ſelbſt wird zur Harmonie mit der Welt. Es kann dem Einzelweſen bis zu dem Menſchen hinan verhüllt bleiben, wie ſein Daſein und Thun eingereiht wird in das All. Ja ſelbſt der Bewußte kann nicht beſtimmen, noch viel weniger ermeſſen, welche Wirkungen und wie weit ſolche von ihm und ſeinen Thaten ausgehen; er hat frei aus ſich geſchaffen, aber doch zugleich gehalten von dem Allgemeingeſetz.

Die Selbſtentfaltung geht in ihrer Vollendung an ſich ſchon über den Grundtrieb der Selbſterhaltung hinaus. In der ganzen organiſchen Welt wirkt jedes Weſen zu ſeiner eigenen Vollendung hin, aber dieſe Vollendung ſeines eigenen Seins gebiert den Keim eines neuen Daſeins, der für ſich ſelbſtändig wird, und wenn wir dieſes in's Auge faſſen, ſo erſcheint die vorangegangene Selbſtvollendung als Mittel.

Die Roſe, die ſich ſelbſt und den Garten geſchmückt hat, wird zum Keim für neue Pflanzung.

Der Dichtergeiſt nun, der, an kein Publikum denkend, blos ſeiner innern Nöthigung gehorcht, gelangt ſo am naturgemäßeſten zu ſeinem Ziel, zunächſt für ſich, dann aber auch für Andere. Aus ſeiner individuellen Iſolirung heraustretend, mit dem Abſchluß deſſen, was er aus ſich ſchuf, erkennt er, daß er etwas Allgemeines ausgebildet, das ſich in ihm zum perſönlichen Leben geſtaltet hatte. Je größer die Zahl derer iſt, denen er ſo zu ſagen das Wort aus dem Munde genommen, je mehr ſich das Allgemeine in ihm zum beſondern Leben feſtigte, um ſo mehr wird er verſtanden und begrüßt werden, während er doch urſprünglich zum Selbſtgenügen ſich entfaltete.

So Hebel. Die für ihn ſelber abgefaßten und im Freundeskreiſe mitgetheilten Gedichte wurden auf vieles Zureden zuerſt anonym gedruckt. Der ethiſche Gehalt und die allgemeine Bedeutung dieſer Gedichte ergab ſich in den erſten naturgemäß aus der Perſönlichkeit des Dichters.

Einwirkungen der Zeit. — Anregungen und Zufälle. — Genetiſche und anekdotiſche Auffaſſung der Geſchichte.

So entſchieden nun jeder Organismus ſich aus ſich entwickelt, ſo ſteht er doch auch unter den allgemeinen Einflüſſen des Geſammtlebens; der individuelle Geiſt alſo unter dem Einfluſſe des Zeitgeiſtes.

Thatenloſe, matte, in nüchternem Einerlei ſich hindehnende Zeiten erregen die Dichterphantaſie leicht zu ſtürmiſch bewegten, leidenſchaftlich ſich überſtürzenden Gebilden. Bei einer Nachgiebigkeit ſteigert ſich die Wechſelwirkung des Publikums hierin, indem man das Energiſche, ja ſogar das Kraſſeſte und Abenteuerlichſte eher liebt als das ſtill ſich Entfaltende, geräuſchlos Eingefriedete.

Dagegen wenden ſich Zeiten, die im Sturm und Drang gewaltiger Thaten leben, mit Vorliebe der Idylle zu.

Man flüchtet ſich hier wie dort oft „ins Land der Poeſie.“ Dort will der Geiſt mächtige Erſchütterungen und Aufregungen, hier zieht er ſich aus dem Wirrwarr der beunruhigten und geängſteten Gegenwart in das umfriedete Stillleben.

So drängen ſich die Gegenſätze und es iſt ſchwer, ſich ihnen zu entziehen.

Nur wenige kriegeriſche Naturen ſchmettern, vom Dichtergeiſte beſeelt, ihre Lieder im Marſchtakte der kämpfenden Schaaren, als ihre Herolde und Bannerträger.

Hebel gehörte aber keineswegs zu den kriegeriſchen Naturen, ja nicht einmal zu denen, die zu Kampf und

Streit für Erfüllung friedlicher Wünſche der Geſammtheit ſich gedrungen fühlen.

Nicht lange nachdem Voß ſeine plattdeutſchen Gedichte herausgegeben, veröffentlichte Hebel die allemanniſchen. Die Biographie berichtet die Thatſache, daß neben den alten Claſſikern Voß mit ſeinen Idyllen und plattdeutſchen Gedichten von entſchiedenem Einfluß auf Hebel's Dichtung war und daß ſein „Beiſpiel den Gedanken der Gedichte in allemanniſcher Mundart weckte."

Es iſt mit dieſen Anregungen, wenn ſie auch geſchichtlich noch ſo feſt ſtehen, eine eigenthümliche Sache; ſie beſtehen meiſt nur darin — wenn in deren Folge etwas wirklich Eigenthümliches heraustritt — daß ſie Veranlaſſung waren, längſt in der Seele Gehegtes offen darzulegen.

Es iſt neuerdings in der Philoſophie und Poeſie Mode geworden, die ſcharf zugeſpitzten Anekdoten zu weſentlichen Handhaben geſchichtlicher Entwicklung zu machen. Das bringt allerdings Leben in die Geſchichte ſtatt der blutleeren Schatten, in denen ſich die Schönrednerei von Allgemeinheiten gefiel.

Man war in der Unterlegung allgemeiner Grundgeſetze zu weit gegangen, die Nothwendigkeit der genetiſchen Auffaſſung legte ſo logiſch ſchnurgerade Schienen, daß der Freiheit des Geiſtes gar keine Abweichung, keine Biegung mehr möglich ſchien — und doch zeigte es ſich ganz anders; das friſch quillende Leben läßt ſich nicht an Schema's und Kategorien auf- und wieder abhaſpeln. Man verſuchte daher den andern Weg,

indem man der genialen unberechenbaren Entfaltung alles Lebens ſeine Berechtigung einräumte; die ſtutzig machenden Wunderlichkeiten, die unerwarteten Verknüpfungen wurden an die Spitze geſtellt und von ihnen abhängig gemacht, ob eine Epoche im Leben der Einzelmenſchen oder in dem ganzer Völker ſich ſo oder ſo wendete.

Die ſtreng genetiſche, wie die blos anekdotiſche Auffaſſung erſcheinen aber für ſich allein als unberechtigte Einſeitigkeiten.

In jedem Einzelmomente herrſcht das Allgemeine wie das Beſondere, das Unendliche wie das Endliche vereint, nur unſer erkennender Geiſt trennt ſie in der Betrachtung, weil er ihre geheimnißvolle Verbindung nicht faſſen kann.

Wer in dem Leben eines Menſchen dem leitenden Grundgedanken nachgeht, muß bis zum Geſetz des Wachsthums vordringen. Es iſt frei, weil es unabhängig von außen aus ſich ſelber ſeine Beſtimmung erhält; es iſt aber auch nothwendig, weil beſtimmte Vorausſetzungen durch Natur und Geſchick gegeben ſind. So wird man nun in der Entwicklungsgeſchichte eines Menſchen hervorſtechende Thaten finden, die durch eine als zufällig erſcheinende äußere Beſtimmung oder Veranlaſſung ins Leben traten. *Dieſe zufälligen Einflüſſe ſind aber nichts weniger und nichts mehr als der letzte Sonnenſtrahl, der die Hülle der entfaltungsreifen Knoſpe ſprengte.*

Dies muß die Philoſophie der Geſchichte in den Charakterentwicklungen der Einzelmenſchen wie in den allgemeinen Ereigniſſen erkennen.

Wollte man ſich hier überkluger Weiſe dieſen oder jenen Umſtand wegdenken, ſo fände der Spruch ſeine Anwendung:

Ihr füttert das Pferd mit gutem Haber,
Ihr füttert es mit Wenn und Aber.

Betrachtete man die ſogenannten zufälligen Ereigniſſe und nicht die vorhergangene ſtetige Entwicklung als das Entſcheidende, ſo würde die Geſchichte der Menſchen und der Menſchheit in zuſammenhangsloſe Anekdoten aufgelöst, die vom Zufall an einander gereiht ſind: der ewige Gedanke, das innere Geſetz, das alles Leben hält und bewegt, wäre nirgends zu finden — die Welt wäre gottverlaſſen.

In jedem kleinen, noch ſo vereinzelten Menſchenleben können wir aber ein ſtilles Wachsthum, eine Entwicklung erkennen, deren Entfaltung von überraſchenden, ſcheinbar äußerlichen und zufälligen Momenten begleitet ſein kann, ohne darum ihr innerſtes Weſen aus denſelben zu empfangen.

Welch eine eigenthümliche Lebensführung hatte dem Herzen Hebel's die Empfindungsweiſe des Volkes eingepflanzt, wie lange hegte er ſie in ſich, bevor er ſie dichteriſch wiederſchuf. Er trat mit und durch Voß auf. Wer darf aber hier ein überkluges Wenn anbringen und ſagen: wenn Voß nicht zur Zeit ſeine plattdeutſchen Gedichte veröffentlicht, hätte Hebel vielleicht nie ſeine allemanniſchen verfaßt und herausgegeben?

Schon ein flüchtiger Ueberblick zeigt uns, wie grundverſchieden Stoff und Dichtungsart bei Voß und Hebel

iſt. Während bei Voß in der Darſtellung des Bauern- und Naturlebens der gehobene Ton, der ſtarke Schritt vorherrſcht, iſt bei Hebel alles friedſamer, ſüdlich behaglich. Beide bekunden darin ihren landſchaftlichen und landsmänniſchen Charakter.

Es wäre ein ungerechtes, der Geſchichte widerſprechendes Verfahren, wenn man eine Rückkehr zur Natur im Göttinger Hainbunde vergeſſen, wenn man Voß das Verdienſt beſtreiten wollte, die Rückkehr der volksthümlichen Poeſie mächtig begründet und die Idylle auf ihre Naivetät zurückgeführt zu haben, dies darf aber nicht abhalten, einem Dichter wie Hebel ſeine Eigenthümlichkeit und weſentliche Selbſtbeſtimmung ungeſchmälert zu laſſen.

Die volksthümlichen Stoffe und ihr Publikum.

Hebel tritt in ſeinen Gedichten, namentlich in den erzählenden, als ein älterer Bauer auf, der mit reicher Erfahrung und weiſer Mäßigung ausgeſtattet, Schickſale und Leben darſtellt. Der Zuſatz, den der Titel der allemanniſchen Gedichte hat: „Für Freunde ländlicher Natur und Sitte“ entſpricht nicht ganz ihrem Leſerkreiſe; denn dieſer Zuſatz bezeichnet nur Menſchen, die außerhalb des Volkslebens ſtehen und ſich ihm wohlwollend zuneigen. Kein Schriftſteller kann ſein Publikum genau bezeichnen; das fertige Kunſtwerk, ſeine Aufnahme und Auffaſſung iſt nicht mehr von ihm abhängig, es wird ſelbſtändiges Leben. Jener Zuſatz war aber weſentlich vom Geſchmack der Zeit bedingt. Hebel ſelbſt hat weitere Linien gezogen, denn er ſagt in der Vor-

rede zur ersten Auflage: „Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.“ Wir ersehen hieraus erstlich den ethischen Gesichtspunkt des Dichters, sodann aber auch, daß erst in zweiter Reihe an eine Rückwirkung auf das Volksleben gedacht wurde.

Das Volk liebt es nicht, sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie sich das auch in anderen Lebenskreisen zeigt. Erst wenn sich die Ueberzeugung aufthut, daß man in sich selber neue Bekanntschaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben. [1]

Welch eine bevorzugte Rolle spielen wundersame Abenteuer und Fahrten, Könige und Grafen, Prinzessinnen und Schlösser in den Geschichten, die in dem Munde des Volkes leben. Der Zug nach Außergewöhn-

[1] Daß Hebel bei dem Leserkreise, den er sich dachte, die „höher Gebildeten“ voranstellte, dazu mochte ihn auch das Bewußtsein einer von ihm mehrfach gebrauchten fremden Form führen, die dem deutschen Volksthümlichen entgegen ist. Es ist dies der Hexameter, welcher bei den größeren Schilderungen und Erzählungen angewendet ist.

Einer meiner Freunde, der früher Pfarrer im Wiesenthal war, wurde einst von einem Bauern daselbst gefragt: ob das auch Verse seien. „Freilich,“ sagte der Pfarrer. „Ei, man hört's doch aber nicht?“ entgegnete der Bauer, der keinen andern Vers kennt, als den mit Schlußreimen und Assonanzen.

lichem giebt dieſe Richtung. Aus der Alltagswelt verliert ſich die träumende und phantaſirende Seele in ein ihr höher dünkendes Daſein und ſchmückt es mit aller Pracht, allem Glanze und allen Seltſamkeiten. So aus ſich herausgetreten, findet der Geiſt ein wohliges Behagen in den freien Spielen der Einbildungskraft; er durchſchweift fremde Welten und glaubt ſie zu durchdringen.

Hier möchte ich im Voraus bemerklich machen, daß man ſehr irrt, wenn man ſolche Darſtellungen für gute und zweckmäßige Volksbücher hält, deren Stoffe treu und wahr aus den Kreiſen des Volkslebens genommen ſind.

Ich habe in der Einleitung bereits darauf hingewieſen, daß man die Ergötzlichkeiten des Geiſtes ſich gern aus fremden Gebieten holt. Das unmittelbare Leben giebt uns hierfür eine Thatſache an die Hand.

Will ſich der Städter eine ausnehmende Sonntagsfreude machen, verläßt er all den bunten Trödel um ſich her, ſetzt eine leichte Mütze auf und wandert hinaus auf das Land, verkoſtet einmal wieder geſtandene Milch und Schwarzbrod, oder macht ſich, wie im Urzuſtande, im Walde gelagert, dort ein Feuer an. Mit einem grünen Zweig auf der Mütze, friſche Feldluft in der Bruſt, kehrt er ſingend heimwärts. Der Bauer, der Landmann andererſeits, freut ſich ſchon oft Wochen voraus auf den Sonntag, da er „nach der Stadt gehen“ wird. Er gönnt und geſteht ſich nicht leicht eine Freude als ſolche, ſondern beredet ſich, daß er dort gar viel abzumachen habe. Wohl ihm, wenn er ſich's nicht blos

einredet, wenn er nicht zu „zinſen“ hat, oder demüthig um Stundung der Friſt bitten muß. In ſeinem beſten Sonntagsſtaat ſchreitet er nun dahin, betrachtet ſich ſtaunend die hochſtockigen Gebäude, die ſich immer weiter an einander reihen, verliert ſich in das bunte Treiben der Straßen, ſetzt ſich als blinder Paſſagier, aber nur in Gedanken, in die raſſelnden Caroſſen, betrachtet wieder verwundert und verlangend das ſeltſame und bunte Tauſenderlei hinter den Glasſcheiben der Kaufläden und ſucht ſich die ganze fremde Welt ſo gut es geht zuſammenzureimen, oder vergißt bald Alles beim Glas in der Schenke. Holt er ſich auch einen kleinen Stich, ſo iſt nur zu wünſchen, daß er von geſundem, unverfälſchtem Getränke käme. Er zieht endlich heimwärts, mit ſich ſelber redend und ſeine Gedanken taumeln oft noch mehr von den wunderlichen Anſchauungen als von dem genoſſenen Getränke. Zu Hauſe kramt er aus, was er eingekauft, geſehen und gehört, und das auf dem Tiſch liegende mitgebrachte Weißbrod will oft ſo wenig zu dem gewohnten Leben paſſen, als die fremden Gedanken, die jetzt in der Stube laut werden, bis am andern Morgen die Gewohnheit des Lebens wieder angeht.

Dieſes Auf- und Abwogen zu leiblicher Bewegung und Ergötzlichkeit können wir auch bei den geiſtigen Sonntagsfreuden wahrnehmen; überall ein Hinausſtreben aus dem gewohnten Lebenskreiſe.

Derſelbe Widerſtreit, der ſich in manchen ſtädtiſchen Bürgerkreiſen gegen die Aufnahme des ſogenannten bürgerlichen Drama's zeigt, macht ſich in ſeiner Weiſe

beim Landvolk geltend. Man verlangt von der Poesie, daß sie nicht ein Spiegel des Alltagslebens sei, man verlangt Fremdes, Anderes, man will, daß sie große, die Gesammtheit bewältigende Charaktere und Verhältnisse darstelle.

Würde die Kunst der Porträtirung auch ganz allgemein, man würde in den getäferten Bauernstuben doch nicht leicht Porträts finden. Man erscheint sich hier nicht als so wichtig, um für sich und Andere das Bild der Persönlichkeit festzuhalten. Heiligenbilder mit dem Glorienschein um das Haupt, oder bisweilen geschichtliche Figuren zieren die Stubenwände.

Erst wenn es gelänge, in den untergeordneten Gestalten aus der wirklichen und gewohnten Welt den Widerschein des allbelebenden ewigen Geistes heraustreten zu machen, erst dann mögen sie in ihrer Verklärung wieder in das Volk zurückkehren.

Erst wenn man die große Welt überwunden und in der Erkenntniß erfaßt hat, lernt man in der kleinen sie wiederfinden, in jedem Strauch und in jedem Grashalm die Majestät und Fülle des Gesetzes beachten, in dem das All gehalten ist.

Das Volksthümliche und die romantische Schule. — Hebel und die Romantik.

Es war gegen Ende des vorigen und zu Anfang unsers Jahrhunderts, als die romantische Schule das Volksthümliche wieder aufzuerwecken trachtete. Man tauchte in die Vergangenheit unter, in welcher noch eine in sich geschlossene Weltanschauung die Gesammt-

heit beherrſchte, in welcher das Individuum ſich noch nicht ſo frei ablöste, ſondern ſein weſentliches Gepräge noch von Gemeinzuſtänden empfing. Mit überſchwänglicher Phantaſie wurden bunt glänzende Bilder des Volksthümlichen dargeſtellt, daneben mit ſprudelndem Witz der Stolz der abſtracten Vernunft gegeißelt, die die Welt nach ihrem dürren Schema umzumodeln trachtete, die, aus der Abſtraction heraus, alles Natürliche, organiſch nach eigenen Geſetzen Erwachſene, als unberechtigt umſtoßen wollte.

So vollkommen berechtigt — geſchichtlich und rein vernünftig — dieſer Gegenkampf der Romantiker erſcheint, eben ſo verkehrt iſt jene Sehnſucht nach einer Vergangenheit, jenes Zurückſchrauben auf dieſelbe, wenn es mehr ſein will als bloße momentane Stimmung.

Es geht im Leben der Völker wie in dem einzelner Menſchen. Viele ſehnen ſich nach der entſchwundenen Jugendzeit, da ſie noch einig waren mit der Welt, noch glaubten, hoffnungsreich ſchwärmten. Aber vergebens. Jedes Leben hat ſeinen nothwendigen Fortſchritt. Die ſchöne Blüthe muß zur Frucht werden, die in ihrer Vollendung noch die Blüthe in ſich hegt.

Jene romantiſche Sehnſucht nach der Blüthenzeit — in Einzelnen wie in ganzen Zeitepochen — muß daher vor der klaren Erkenntniß zurücktreten. Die romantiſche Schule wollte und konnte das nicht. Auf ihren Gebilden liegt daher eine fliegende Hitze der Sehnſucht, ein jugendlich zauberiſcher Duft, den man anerkennen kann, aber ohne ihn für etwas mehr gelten zu laſſen.

Von nationaler Seite betrachtet erſchien die Romantik nicht als eine natürliche Blüthe des Volkslebens, ja nicht einmal in ihren Vertretern zeigt ſie ſich als eine Forderung des in ihnen verkörperten Nationalgeiſtes. Im Gegentheil, man ging in leckerhafter Kunſtgenießerei bei allen Nationalitäten zu Gaſte. Was anfänglich nur behäbiges und behagliches Gelüſte war, wurde nach und nach zum theoretiſchen Grundſatz ausgebildet; es ſollte keine Beſonderheiten mehr geben, man ſollte überall zu Hauſe ſein.

Die kernhafteren Erſcheinungen und Geſtaltungen des deutſchen Volkslebens wurden nicht deshalb heraufbeſchworen, weil ſie ein nationales Ureigenthum waren, weil das allgemein Menſchliche in ihnen ein eigenthümliches Leben gewonnen hatte; man fand Wohlgefallen an dieſen Zuſtänden, weil ſie zeitlich fremd waren, wie man ſich an dem örtlich Fremden ergötzte.

Warum iſt nichts davon in's Volk übergegangen?

Weil ſich nirgends der Pulsſchlag der Gegenwart herausfühlen läßt. Weil ſich in den Romantikern die übermüthigſte Subjectivität hervordrängt, während gerade das Volksthümliche eine getreue Hingebung erheiſcht, bei der man weder rechts noch links ſchauen darf, um für geiſt- oder phantaſiereich zu gelten.

Das Volksthümliche verträgt, ja erheiſcht oft die ſeltſamſten Abſchweifungen, aber dieſe dürfen nicht zur Selbſtverherrlichung des Autors in überraſchenden Antitheſen ſich auslegen, um zu bekunden, wie man außer und über ſeinem Gegenſtande ſtehe; ſie ſind nur jene muthwilligen Sprünge des Geiſtes, der, wie

der Volksausdruck ſagt, nicht immer bei der Stange bleibt.

Die Romantiker hielten wohl auch den Grundſatz feſt, daß die Dichtung Selbſtzweck ſei, daß ſie nichts will und ſoll als freie Entfaltung ihrer ſelbſt. Aber dieſer Grundſatz ſtand vor und in dem Schaffen immer vor Augen und ließ nicht zu einer unbefangenen Selbſtentäußerung kommen. Weil und indem ſie ſich immer vornahmen, keine Tendenz zu haben, hatten ſie eben damit eine und zwar die ſich ſelbſt negirende: das immerwährende Draufhinarbeiten, ja keinerlei Tendenz aufkommen zu laſſen. Man war aber auch gereizt, ſowohl gegen die Theorien mit ihrer Alles ſchnurgrad ſtutzenden Zaunſcheere, wie auch gegen das Philiſterthum mit ſeinen bürgerlichen Anforderungen und dem Streben, Alles platt zu treten. Aus dieſer Gereiztheit entſtand die Ungerechtigkeit, ſowohl gegen ſich ſelber, als gegen den Feind. Man wollte die Majeſtät der genialen Subjectivität wahren und ſteifte und ſtemmte ſich auf untergeordnete Abſonderlichkeiten; alle ſchrullenhafte Bizarrerie wurde zur unveräußerlichen Weſenheit erhoben.

Das Volksthümliche verträgt, ja erfordert oft die ſeltſamſten Abſonderlichkeiten, aber dieſe dürfen nicht gewaltſam herbeigeführt und aufgeheftet ſein.

Aus einer innern, wohl ſelbſtbewußten Nothwendigkeit, konnten darum auch die Romantiker nur äußerſt ſelten Menſchen mit alltäglichen Lebensbeſchäftigungen zu Helden wählen, um an ihnen die Höhen und Tiefen von Leid und Freud aufzuzeigen, im Gegentheil, ſie

hielten sich am liebsten an ganz subjective Naturen, oder wenn sie darüber hinausgingen vorzugsweise an Musikanten, Schnurranten ꝛc. Mit diesen konnte man schon leichter umspringen, konnte Menschen und Natur sich possirlich vor ihren Augen drehen lassen und allerlei seltsamen Spuck treiben.

Auch andererseits blieben die Romantiker subjectiv und konnten darum die Gestalten, die ihnen vorschwebten, nicht emancipiren, nicht dramatisch frei für sich auftreten lassen. Der Unterbau ihrer Werke ist meist so luftig und kunstreich durchbrochen, daß sie nicht in sich ruhen könnten, sondern von außen gehalten werden müssen, dabei aber selten einen wirklichen Ausbau zu tragen vermögen. Sie haben aus ihrer reichen Phantasie so viel Wunderlichkeit auf ihre Figuren übertragen, daß sie dieselben fast nur schildern, nicht für sich gebahren lassen können. Solch ein Held, der aufträte und spräche, wie es seine Verhältnisse und seine Bildungsstufe erfordern, würde oft die ganze um ihn aufgestellte seltsame Welt über den Haufen werfen. Darum bleibt er an den Autor gebunden, der für ihn auftritt. Wir sehen die Welt nur spärlich auf neue eigenthümliche Weise mit den Augen des Helden, sondern fast immer mit denen des Dichters, und der Held selber muß sich oft ironisiren lassen. Ja, der ironische Standpunkt der Auffassung ist — wo man nicht Altes auffrischte — bei neuen Schöpfungen der vorherrschende; es ist, als ob der Autor sagen wollte: ich bin noch viel gescheiter, ich weiß noch viel mehr u. s. w. als diese

meine Geſtalten; ich begnade ſie nur mit meinem Wohlwollen. — Da fehlt dann die Liebe, die eins wird mit ihrem Gegenſtand.

Ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der Romantik und der volksthümlichen Dichtung beſteht ſonach auch darin, daß man in letzterer die ſogenannten niederen Zuſtände alles Ernſtes ſchildert und ſie für wichtig genug erachtet, für mehr als zum bloſen gnädigen Spaß zu erſcheinen.

Aus jener ſubjectiven und ironiſchen Haltung der Romantik erklärt es ſich auch, warum wir aus ihr keine neuen Lebensgeſtalten gewonnen haben, die aus der Literatur heraustreten und uns ſo in der Erinnerung begleiten, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Es iſt meiſt wunderſam ſchöne Traumpoeſie, ſchillernd, funkenſprühend, aber auch verflogen wie ein ſchöner Traum.

Das Volksthümliche verlangt ein völliges Zurücktreten des Autors und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß wir oft von den beſten Gebilden in dieſen Kreiſen die Namen der Urheber nicht mehr kennen.

Die romantiſche Schule konnte ſich nicht zur Selbſtentäußerung bringen.

Wo ſich in der Romantik ein politiſcher Grundſatz bildete, der noch heutigen Tages in manchen hochgetragenen Köpfen ſpukt, da möchte man gern das zeitgenöſſiſche Leben auf einen willkürlich auserſehenen feudalen Punkt zurückführen. Weder die Gegenwart mit ihren Forderungen, noch diejenige Vergangenheit findet eine Anerkennung, wo das gegliederte Staats-

leben ſeine feſten unentwendbaren Rechte hatte. Man möchte jetzt gern eine büreaukratiſche Monarchie und dabei doch ein gegliedertes Staatsleben, gerade wie die romantiſch äſthetiſchen Genußmenſchen für ſich die ungebundenſte Subjectivität beanſpruchen, vom Volke aber eine völlige Unterordnung und Hingebung an Autoritäten verlangen.

Der Romantiker findet es ſchön, wenn das Volk allerlei alten Aberglauben nachſchleppt; er ſelber kümmert ſich um alles das nicht, findet aber an den poetiſchen Vorurtheilen des Volkes einen äſthetiſchen Genuß.

Statt die neuen Ideen poetiſch zu verklären und zu einem Abſchluß zu führen, wird nur das alte ſchon an ſich Abgeſchloſſene hervorgeſucht, das ſich leicht fügt und unterordnet.

So ſehr nun auch die Romantik ſich von dem Volksthümlichen entfernte, iſt es doch wiederum der von ihr ausgehende poetiſche Hauch, der uns vor dem ſchmutzigen Realismus der Nachbarvölker bewahrt.

Durch die Romantik haben wir gelernt bei den poetiſcheren Momenten der Erſcheinungswelt zu verweilen. Dies müſſen wir feſthalten, ohne dabei die trüben Seiten zu verbergen oder zu übertünchen.

Unbeſtritten bleibt zugleich auch den Romantikern das Verdienſt, das alte Volksthümliche literariſch wieder erweckt zu haben.

Wir bedürfen aber nicht des Dämmerlichtes durch gemalte Scheiben, um ein poetiſches Farbenſpiel zu gewinnen, die Klarheit der Erkenntniß muß zur Poeſie werden.

Der Kampf der Romantiker gegen die abſtracten Theorien, die alles Leben nach ihren Programmen abſchnurren laſſen wollen, dieſer Kampf ſetzt ſich noch fort im modernen Dichten und Trachten.

Wir wollen Geſtalt und Gehalt der Gegenwart nicht zurückſchrauben in die politiſchen, kirchlichen und ſocialen Zuſtände der Vergangenheit — ſo bequem und anziehend ſie auch erſcheinen mögen, eben weil ſie in ſich abgeſchloſſen und fertig ſind — wir wollen aber, daß die Kanzlei- und Schulweisheit das heilig halte, was der Volksgeiſt aus ſich ſelber erzeugt hat, daß die Staatsmaſchine vor dem organiſchen Leben zurücktrete.

Mit Berufung auf das geſchichtliche Volksgemüth und ſeine unantaſtbaren Wahrzeichen in Sitten und Bräuchen treten wir der mit Ordonnanzen gerüſteten Büreaukratie, wie dem nagelneuen in der Phantaſie Einzelner ausgeheckten Radikalismus entgegen; denn beide treffen von entgegengeſetzten Seiten in der Deſpotie zuſammen.

Der Jahrtauſende alte Volksgeiſt bequemt ſich nicht nach Theorien, die einzelne Hochweiſe aushecken. Wenn der durch eine lange Geſchichte ſich entwickelnde Geiſt eines ganzen Volkes nicht größer wäre, nicht mehr vermöchte, als was ein noch ſo hoch begabtes Individuum in ſeinem kurzen Leben aus ſich entwickelt, ſo wäre die Weltgeſchichte ein Narrenſpiel.

Man kann bisweilen in drängendem Unmuth beklagen, daß der ſpröde Volksgeiſt ſich nicht von den guten Abſichten Mancher packen und zu entſprechenden Zielen führen läßt. Eine tiefere Einſicht muß aber zu der

Beruhigung führen, daß hierin ein tiefes Geſetz liegt. Was wäre aus den Völkern geworden, wo läge ihr unverwüſtlicher Kern, wenn es den ſogenannten geiſtlichen und weltlichen Machthabern gelingen könnte, ihn in ſeinem innerſten Weſen umzugeſtalten? Die Geſchichte der Völker wäre nichts als die Geſchichte einzelner Menſchen, die ihnen das Gepräge ihres individuellen Lebens aufdrückten.

Zu dieſem geſchichtlich nothwendigen kommt auch noch ein pſychologiſches Moment. Der wiſſenſchaftlich und theoretiſch Gebildete kann durch Erörterung leicht eine Anſicht aufgeben oder ſich berichtigen laſſen; er iſt es gewohnt, verſchiedene Seiten der Anſchauung zu erkennen, er verliert mit der einen Anſchauung noch nicht die Sache an ſich, und geſchähe es auch, ſo ergänzt er ſie leicht. Der Mann der Erfahrung, der Mann aus dem Volke verliert aber leicht durch das Aufgeben ſeiner gewohnten Anſchauung auch die Sache an ſich; aus einem oft unbewußten naturtrieblichen Zuge ſträubt er ſich daher gegen das Neue, er muß von Natur ſpröde gegen Neues und Fremdes ſein.

In der Darſtellung des Volksthümlichen muß man bis zu jenem Punkt vorzudringen ſuchen, der die innerſte Eigenthümlichkeit ausmacht. Je mehr dieſer erkannt und herausgebildet wird, um ſo mehr wird er auch die ihm genehmen Lebensformen gewinnen.

Sollen dem Volke ſeine natürlichen und geſchichtlichen Denkmale nicht nach der neuen Denk- und Sprachlehre corrigirt werden, ſondern aus ſich heraus neue Formen gewinnen, ſo muß mit dieſer Anerkennung

des vergangenen Geſchichtlichen auch die des Zeitgeſchichtlichen ſich verknüpfen. Freiheit des Individuums iſt der vorherrſchende Charakter unſerer Zeit. Es läßt ſich nicht mehr Alles im Gemeinbegriffe zuſammenfaſſen und halten, Jeder ſchafft ſich mehr oder minder ſeine innere und äußere Welt. Daß das freie Individuum Formen und Einrichtungen finde, in denen es ſich ſelbſtändig mit dem Geſammtwillen zuſammenſchließe und von ihm getragen fühle, das iſt Aufgabe des modernen ſtaatlichen und religiöſen Lebens.

Selbſterkenntniß des Volkes iſt hiezu der erſte Schritt und dies die erſte Aufgabe der volksthümlichen Literatur. —

Im Gegenſatz zur Romantik und Weltliteratur ſteht die volksthümliche Poeſie nach außen auf dem rein nationalen Standpunkte.

Gerade jetzt, da die Nationen in eine geiſtige und perſönliche Wechſelbeziehung getreten ſind wie noch nie, gerade jetzt zeigt ſich wieder überall eine vorherrſchende nationale Beſonderheit, zumal in den Dichtungen. Es mag ſein, daß wie bei einem ſtarken Individuum, je größer die geſellſchaftliche Einwirkung zu werden droht, man um ſo behutſamer ſeine Beſonderheit vor Verſchleifung zu wahren trachtet und ſich dabei ſogar auf Untergeordnetes und Unweſentliches ſteift; es mag ſein, daß gerade beim Verſchwinden einer Beſonderheit dieſe ſich nochmals um ſo entſchiedener aufthut; gewiß liegt auch die Erkenntniß des höheren Geſetzes zu Grund, daß die Feſtſetzuug eines ſtreng einheitlichen Weltreiches der Tod der Civiliſation wäre.

Das Princip der Individualität macht ſich auch in den Nationen und deren Offenbarungen geltend; die Mannigfaltigkeit ſoll auch hier zur höheren Einheit führen, nicht zur Einerleiheit werden. Sammeln und Vervollkommnen in ſich führt zur Sammlung und Vervollkommnung der Menſchheit.

Auch von dieſem Standpunkt aus hat Hebel einen wenn auch kleinen doch nicht unwichtigen Beitrag zur innern Volkskunde geliefert. Er hat nicht zeitlich und räumlich Fernes erſchloſſen, ſondern ein in uns ſelber Verborgenes zu Tage gefördert.

Gerade während man in äſthetiſcher Leckerhaftigkeit bei allen Nationen und Zeiten zu Gaſte war, ſchuf er eine heimiſche, ja ſogar lokale Poeſie. War er hierbei auch fern von Abſicht und Tendenz, ſo können wir doch ein Entwicklungsgeſetz darin erkennen.

Wir Deutſchen haben keinen nationalen Mittelpunkt, wir haben keine Typen des Nationallebens. Wir ſind auch darin das Weltvolk, daß wir nicht nur das Fremde leicht in uns aufnehmen, ſondern auch in uns ſelber die größte Mannigfaltigkeit darſtellen. Seit lange nur auf innere Freiheit des Individuums hingewieſen, die nicht zu feſſeln und zu binden iſt von äußeren Gewalten, hat ſich das individuelle Leben, losgetrennt von aller Gemeinſamkeit, bei uns am unfügſamſten ausgebildet. So bei einzelnen Menſchen, ſo bei den Volksſtämmen. Der Schritt über die ſubjective Poeſie hinaus zur provinzialen bezeichnet ſchon ein Eingehen in eine Gemeinſamkeit. Iſt es nun wol eine zu hoch getriebene Erwartung, wenn wir von der provinzialen

Poeſie aus den Gang zu einer erneuten volksthümlichen und nationalen erwarten?

Hebel's Dichtungskreis war zu klein, ſeine Perſönlichkeit zu beſcheiden und ſelbſtgenügend, als daß er ſich an die Spitze einer Wendung ſtellen, oder von Anderen dahin verſetzt werden konnte. Ein Ausgangspunkt der volksthümlichen Poeſie läßt ſich aber in ihm finden.

Es war kein blos äſthetiſches, es war ein Herzensintereſſe, was ihn zur Darſtellung des Volksthümlichen drängte. Er wendete ſich daher nicht einer geſchichtlichen Vergangenheit, ſondern dem Volksthümlichen in ſeiner Wirklichkeit zu, weil er in natürlicher Beziehung mit demſelben ſtand. Was ihm, in ſeinem fortgeſchrittenen Bildungsgang, geſchichtlich abgethan war, lebte noch friſch und grün im Volke und bildete im Dichter ſelbſt die erſten zur Wurzel ſich herabneigenden Jahreszweige ſeines Lebensbaumes.

Hebel reiht ſich daher nicht der Romantik oben bezeichneter Art an. Dieſe hatte ſich aus der Reflexion heraus dem Volksthümlichen zugewendet, konnte es weder für ſich wahrhaft beleben, noch belebend ins Volk zurückkehren; die Hervorbringungen der romantiſchen Schule blieben eine Tendenz, eine literariſch-äſthetiſche Erſcheinung. —

Auch jener myſtiſchen Naturſchwärmerei der Romantiker ſtand Hebel fern, ja er neigt ſich ſogar zu dem andern Extrem, die Natur vorherrſchend ſinnbildlich aufzufaſſen. Gerade weil Hebel von Kindheit auf ſo zu ſagen auf vertrautem Fuß mit ſchöner Natur-

umgebung lebte, nahm er ihre Eindrücke leicht hin und ſchaute bald darüber hinweg nach ſinnvollen Deutungen. Die Schauer der Waldeinſamkeit, jene oft wunderſam anziehenden Regungen des ſtillen Naturwaltens, die die Romantiker wiedergeben, finden ſich bei Hebel nicht.

Die Romantiker ſtanden im innerſten Zuſammenhang mit der gleichzeitigen Naturphiloſophie, in der der Geiſt ſich als Bewußtſein in der Natur wiederfand. Die volksthümliche Poeſie dagegen (wenn man dafür eine Verbindung mit den höchſten Speculationen ſucht) ſteht mehr auf Seite der Geiſtesphiloſophie oder der Philoſophie der Geſchichte; ihr weſentliches Object iſt mehr der Menſch und die Menſchheit, das organiſche Leben in allem Thun.

Ein hervorſtechender Zug der Romantiker iſt ferner die friſche Wanderluſt, das ſelig freie Schweifen in's Weite, während ſich die volksthümliche Dichtung gern ſtill anbaut und einhegt.

Die Romantiker traten aus Schule und Studirſtube, aus Geräuſch und Brodem des Städtelebens hinaus in den Morgenduft mit ſeinem funkelnden Thau, in die ganze friſche geheimnißreiche Natur; ſie empfanden ihre Einwirkungen tiefer, wie der im Winter gebleichte Städter, wie man nach langem Stubenleben die Offenbarungen der Natur freier und tiefer in ſich aufnimmt. Daher jene herrlichen Lieder von den ſäuſelnden Heimlichkeiten der Waldeinſamkeit, von der mondbeglänzten Zaubernacht, von all dem Glanz und Glaſt in Wald und Flur. All die tauſend geſellſchaftlichen Beziehungen, die ſich ihnen anhängen wollen,

all die abſtracte Gelehrſamkeit, die den friſchen Sinn zudeckt, bannen ſie weit zurück und verſenken ſich ſtill in das einſame Naturwalten und in traumhaften Geſichten wird ihnen manches Geheimniß offenbar zum tönenden Lied. Die Romantiker haben die Natur wieder neu erobert und gewonnen. Für Hebel aber war das Naturleben von vorn herein kein Gegenſatz, den er dichteriſch in ſich hereinzunehmen oder in den er ſich aufzulöſen hatte. Seine Gedichte „Sommerabend", „Sonntagsfrühe" u. ſ. w. ſind vorherrſchend Bilder aus dem Menſchenleben, ſogenannte Gattungsbilder, mit einem Hintergrund ſtiller Natur. Er beſieht ſich die Welt von der Bauernſtube aus, lebt mehr im Dorf und im Haus als in Wald und Feld,[1] und wenn er hinaustritt, ſingt er von Leid und Freud des Menſchenlebens.

Hiedurch nähert ſich Hebel wieder dem Volkslied, in welchem auch wenig von ſchöner Natur die Rede iſt; liegt in den Tönen auch ein Hauch wie der Athem der Bergesluft, ſo ſpricht ſich doch in den langgezogenen Klängen der Thale wie in dem zurückſchnellenden Widerhall der Bergeszacken das menſchliche Lieben, Leiden und Jauchzen in ſeinen tiefſten Grundtönen aus. Die Freude und Schönheit der Natur macht im Volksliede nicht viel von ſich reden; die Natur wird unmittelbar

[1] Darum wäre auch die rechte Stelle von Hebel's Denkmal nicht einſam zwiſchen Bäumen, ſondern etwa auf dem Marktbrunnen, mitten im bunten Treiben des Lebens. Der Ruf: „Chromet ſüeße Anke" und dergleichen, paßt mehr für Hebel als die Einſamkeit des Schloßgartens.

mit hereingenommen, angeredet und bezeichnet und wieder außer Acht gelaſſen, aber immer empfindet man das tiefe Gemeinleben zwiſchen Menſch und Natur heraus.

Die mährchenhafte Geſtaltung, das zauberiſch Dämoniſche und das Volksthümliche. — Das Mißliche der Nutzanwendungen.

Die Romantiker griffen in die Vergangenheit zurück, das Zauberiſche bot ſich von ſelbſt dar, ſie trieben damit allerhand Spuk zur Verhöhnung der abſtracten Theorien; auch dachten ſie an keine Rückkehr ihrer Neubildungen in das Volk und konnten ſich hier um ſo leichter gehen laſſen.

Wie verhält ſich aber der moderne volksthümliche Dichter zu dem Mährchenhaften, das er vorfindet und aus ſich neu ſchaffen mag?

So lange noch eine polytheiſtiſche Auffaſſung wirklich in den Menſchen war, formte ſich alsbald eine Idee, ein Begriff, Urſache und Wirkung in der Erſcheinungswelt, zu einer Perſonifikation. Wenn die Griechen ſich Naturkräfte und allgemeine Geſetze des Menſchenlebens durch die Repräſentation menſchlich ausgeſtatteter Gottheiten näher brachten, ſo geſchah dies unmittelbar naiv. Gleicherweiſe auch bei den ſpäteren Völkern, die im Mährchenzauber lebten und daran glaubten. Dem modernen Geiſte aber, auch dem des Volkes, widerſtrebt es, aus dem abſtracten allgemeinen Gedanken wieder zur Perſonifikation zurückzukehren. Die Mährchenbildung hat im Volk aufgehört, und nur an das, was im Volk ſich vorfindet, könnte der Dichter ſich anſchließen.

Durch die Verbreitung des Chriſtenthums, das auf den Grund des Judenthums gebaut iſt und vor Allem den abſtracten Gedanken Gottes als reine Idee in den Menſchen hervorrief, iſt das Mährchenhafte zum irrenden Schatten geworden, der keine rechte Heimath mehr hat und aus dem lebendigen Zuſammenhang geriſſen iſt; ſelbſt der leibhaftige Teufel iſt zum abſtracten Böſen abgezehrt. Durch Hervorheben des allgemein Menſchlichen, durch Wiſſenſchaft und Schulunterricht, die Natur und Geiſt in allgemeiner Weiſe kennen lehren, wird es ein vergeblicher Verſuch, wiederum Perſonifizirungen aufſtellen zu wollen, die den allgemeinen Gedanken in ſich ſchließen. Darum iſt und bleibt auch all der modern ausgeheckte Feen- und Geiſterkram erlogen, in der Seele der Schöpfer ſelber erlogen oder beſten Falles erträumt, aber nicht wirklicher gehalten als ein Traum.

In dem modernen Mährchen behält Alles in der Regel eine wachsfigurne Steifheit; ſo ſehr dieſe Nachboſſirungen auch die Hälſe drehen und die Augen rollen, der Maſchinenmeiſter hat ſie nur aufgezogen.

Die alten Volksmährchen beruhen, wie von Grimm u. A. erwieſen iſt, auf Götterſagen und alten Glaubenslehren. So willkürlich und traumhaft ſie auch erſcheinen, ſind dieſe wunderbaren Ereigniſſe u. ſ. w. doch weſentlich Hüllen für die Darſtellung der Naturelemente und ihrer Geſetze. Wie ſollen ſich nun dieſe in neuerer Zeit in das Mährchenhafte hüllen, nachdem ſie in nackter Geſetzesabſtraction gefaßt worden?

Der allegoriſche Grundcharakter iſt in dem modernen

Mährchen faſt ganz zurückgetreten und es wurde blos krankes, traumhaftes Phantaſieſpiel, oder wenn jener Charakter ſich geltend machte, war er als Abſtraction obenaufgelegt.

Denken wir uns zeitgenöſſiſche Erſcheinungen, die durch ihre Neuheit noch etwas Geheimnißvolles haben; wir können nur ſpieleriſch, etwa für das jüngſte Kindesalter, wirklich geglaubte Geſtalten daraus bilden. Dem Kinde iſt die wirkliche Welt ebenſo verhüllt und neu wie die phantaſtiſch erfundene, darum mag ſein Sinn eine kleine Weile an die Figuren glauben, die wir da und dorthin verſetzen. Weiter hinaus reicht es aber nicht. Betrachten wir z. B. die Dampfkraft mit ihren ſtaunenerregenden Wirkungen. Es ließe ſich leicht eine Geſchichte erfinden, wie aus den haſſenden Elementen, Feuer und Waſſer, ein Dämon entſtände, der feſtgebannt iſt, keucht und pfeift und Alles mit ſich fortreißt. Es wäre vielleicht möglich, dieſen Dampfgeiſt, oder wie man ihn nennen will, in aller Naivetät hinzuſtellen; es möchte wohl als Spielerei ergötzen, aber wir glauben nicht mehr daran, nicht einmal mit jenem dichteriſchen Glauben, der „das luftige Nichts benennt und ihm feſten Wohnſitz giebt.“ Wir haben dieſe neue Kraft nicht zuerſt als Dämon kennen gelernt, nothwendig verbunden mit dieſer Perſonifikation, ſondern als allgemeine Naturkraft, in ihren Urſachen und Wirkungen.

Der Menſchengeiſt iſt zur Anſchauung und Erkenntniß des Allgemeinen emporgeſtiegen, es iſt vergebens, ihn auf den überwundenen Standpunkt zurückſchrauben

zu wollen. Das Ergebniß ist hier nicht viel mehr, als daß eine rhetorische Figur für den allgemeinen Gebrauch erobert wird. Die concret naive Gestaltung der Ideen wird und muß eine andere werden, der eine eigenthümliche Poesie und Lebensfülle nicht abgeht.

Diese Wahrheit muß stets wiederholt werden, weil sich auch der gegenüberstehende Irrthum stets wiederholt. Die alten Formen erneuen sich nicht, wenn auch das Wesen des Geistes ewig dasselbe ist. Der freie Geist läßt sich nicht mehr in die Behausung der Mährchen, Dogmen u. s. w. zurücklocken, er will seine neue ihm genehme Erscheinungsweise.

Wer möchte die tiefe Befruchtung der Phantasie durch das Mährchen, den reizenden Duft leugnen, den es über die Welt ausströmt? Muß die neue Gestaltung auch auf diesen verzichten, so wird sie doch in anderer Weise die Schönheit erobern können.

So tief begründet auch der Zug nach dem Mährchenhaften im Volksgeist ist, so läßt sich darin doch kaum mehr als eine Rückständigkeit erkennen, sowohl für das bereits Vorhandene (das nach und nach aus dem Volksmund verschwindet) als auch für etwaige neue Schöpfungen. —

Die Verwendung des Mährchenhaften wie der Thierfabel zur Satyre ist aber hiedurch keineswegs ausgeschlossen, indem hiebei von vorn herein die gewohnte Form nur als Widerspiel aufgefaßt wird.

Wie zu dem Mährchenhaften, so stellt sich auch die moderne volksthümliche Dichtung zu dem Zauberischen und Dämonischen, das theils aus dem Bereich des

Mährchens abgeriſſen wurde. Es darf nicht mehr genügen, das oft wunderbare Räthſel vom Zuſammenhange alles Lebens durch verkörperte Mächte und Kräfte zu deuten, oder vielmehr blos zu veranſchaulichen, dies muß, ſo weit es die Erkenntniß zu faſſen vermag, in die Klarheit des Geſetzes erhoben werden. Die Erkenntniß hat hier bereits große Gebiete erobert und muß immer weiter vordringen. Es bleibt noch Räthſelvolles genug ſtehen, man hat nicht nöthig, das offenbar gewordene gefliſſentlich zu vernieten.

Mag man es auch für proſaiſche Aufklärung halten, ich ſtehe feſt auf der Anſicht, daß ein Anknüpfen an das Dämoniſche und Wunderbare eben ſo ſehr auf einen äußern, geſchichtlichen, als auch auf einen innern, natürlichen Widerſpruch ſtößt.

Die dünne Schnur, an der ein Amulet um den Hals hängt, mag wenig ſchaden und ſogar eine Zierde ſein; aber ſie iſt ein ausgezogener Faden aus der großen Feſſel und dem großen Narrenſeil, daran die Menſchheit gebunden wird. [1]

Hebel wies dem Mährchenhaften nur den kleinen Raum an, den es wirklich noch im Volke inne hat. Statt ſich dabei aber rein gegenſtändlich zu verhalten, ſtellt er ſich auf den rationaliſtiſch ſymboliſirenden

[1] So unvergleichlich ſchön zum Beiſpiel auch Cl. Brentano's „Geſchichte von der ſchönen Annerl und dem braven Kasperl" iſt, möchte ich, neben anderweitiger Häufung der Motive, die Scene mit dem Richtſchwert wegwünſchen. Die Poeſie wird dadurch nicht gehoben und das Ganze erhält damit einen fataliſtiſchen Charakter, der die menſchlich einfache Theilnahme beeinträchtigt.

Standpunkt. Dies zeigt ſich in dem Gedicht: „Geiſterbeſuch auf dem Feldberg.“ Obgleich er in der Einleitung ſich offenbar harmlos dem Geiſterleben hingeben möchte, vermag er es dennoch nicht. Das auch ſonſt von Hebel geſchehene Aufgebot der Engel iſt mehr traditionell als neu belebt und hier bleibt die Perſonifizirung zweier menſchlicher Grundleidenſchaften eben nur gemacht. Der Gedanke war vor der Perſonifikation da, ein umwandelnder Geiſt, der ſich nothdürftig einen Körper ſuchte. — In dem Gedichte „Niedligers Tochter,“ das die ſchöne Sage von dem zauberiſchen Spinnrädchen enthält, das allein ſpinnt u. ſ. w., wird zuletzt eine rationaliſtiſche Wendung genommen.

Gleicherweiſe erhält in dem „Karfunkel“ das plaſtiſch hingeſtellte Einwirken des Teufels zuletzt eine ideelle Verflüchtigung.

Konnte ſich vielleicht der Dichter Hebel hiebei nicht von dem freiſinnigen Theologen losmachen? Fürchtete er ein neues Eindringen des Aberglaubens durch die Poeſie?

Wenn man einmal ſolche Stoffe aufnimmt, müſſen ſie rein gegenſtändlich in ihrer eigenen Faſſung gehalten bleiben, jede Zuthat fremder Betrachtung bringt ein unruhiges Licht hinein. —

Von den Romantikern unterſcheidet ſich Hebel auch noch dadurch, daß ein großer Theil, namentlich der erzählenden Gedichte, eine ausgeſprochen lehrhafte Richtung hat, während die Romantiker die Poeſie als Selbſtzweck feſthielten, und gewiß mit Recht. Das wahrhaft Schöne verſittlicht, ohne eingelegter weiterer

Tendenzen zu bedürfen. Tief erquickend iſt der fromme Ton, der durch Hebel's Gedichte geht, nicht jener gemachte, aus feuchten Kirchenmauern geholte, ſondern als reine Empfindung des Lebens. Dagegen möchte man den lehrhaften Anhang meiſt gern entbehren. Ich will hier nur ein Beiſpiel erwähnen. In dem Gedichte: „Der Knabe im Erdbeerſchlag," wird erzählt, daß ein Knabe im Walde Erdbeeren aß, ein Engel kommt dazu und fragt: „was iß iſch? i halt's mit," der Bub ſagt: „He nüt" (ach nichts) und zieht die Mütze nicht ab. Seitdem ſättigen die Erdbeeren nicht. Nun ſchließt Hebel:

Was gibi der für Lehre dri?
Was ſeiſch derzue? Mer mueß
Vor fremde Lüte fründli ſi,
Mit Wort und Red und Grueß:
Und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
Suſt het me Schimpf und chunt nit wit.

Iſt das nun nothwendig die Lehre dieſer Geſchichte, oder iſt ſie wirklich nur „dreingegeben?" Die ſchnöde Verleugnung des Knaben, daß er etwas eſſe, kann wol mit mehr Recht das Weſentliche dieſer Dichtung ſein als das „Chäplilüpfe." Die Folge, daß man nun immer ohne Sättigung oder gewiſſermaßen nichts eſſe, wenn man Erdbeeren verzehrt, ergiebt ſich ungezwungener; ja man könnte noch tiefer gehen und hierin Darſtellung und Deutung des Verhältniſſes finden, daß Alles, was in unſerm Culturzuſtand die Natur noch wild wachſend um uns her ſtellt, nur Leckerbiſſen

und eigentlich keine ausreichend sättigenden Nahrungsmittel sind.[1]

Einem für sich selbst sprechenden Gedicht eine Nutzanwendung anheften, bleibt darum aber nicht minder mißlich.

Ein Gedicht, in seiner Vollendung als Kunstwerk, ist wie ein Naturerzeugniß, das auch keine Gebrauchs- und Anschauungsweise mit zur Welt bringt und für sich festsetzt; es ist im Gegentheil der mannigfachsten Verwendung und Betrachtung fähig. Nicht einmal der Dichter selber hat das Recht, die allein geltende Deutung seines Kunstwerkes festzusetzen. Suchte er auch eine ihm klar vorschwebende Idee zu gestalten, so kann sich doch, ohne sein Wissen, während des Schaffens etwas Anderes als Mittelpunkt hervorgedrängt haben. Das unmittelbare Leben tritt hier in eine Berechtigung, die sich durch keinen vorgefaßten Entwurf absperren läßt. Kein dichterisches Kunstwerk läßt sich streng und allein nach dem vorher gefaßten Gedanken ausführen; in der Ausführung selber herrscht eine neue, stets sich fortentwickelnde und modifizirende Produktivität.

Dieses Gesetz herrscht in der Kunst wie in dem organisch sich fortbildenden Leben.

Das Kunstwerk hat den ethischen Grundzug nothwendig in sich, dieser darf aber nicht in formulirte allgemeine Sätze gefaßt, auf fliegende Zettel verzeichnet,

[1] Wenn daher Gervinus bei Hebel „die naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeister verrathen," besonders hervorhebt, so bedarf die Allgemeinheit dieses Ausspruches gewiß der Einschränkung.

den Geſtalten um den Mund hängen; aus der ganzen Faſſung des Lebens muß er von ſelbſt ſprechen und muß dem ſelbſtthätigen Beſchauer überlaſſen bleiben, dem, was den Schöpfer belebte, nachzugehen.

Bei der Dichtung für einen beſtimmten Zweck mag die Dogmatiſirung hingehen, weil die Geſtaltung hier überhaupt weiter nichts als Illuſtration eines allgemeinen Gedankens iſt; ſie ruht nicht in ſich, wie das Kunſtwerk, wie das organiſche Erzeugniß, durch das ebenmäßig vertheilte Gewicht, ſondern ſtützt ſich auf ein außer ihr Feſtgeſtelltes.

Man muß im Leben und Thun, beſonders aber im dichteriſchen Schaffen, den Muth haben, ſich verkennen oder nicht richtig erkennen zu laſſen. Das erklärende Beiſpringen wird glücklichſten Falls blos lächerlich. Freilich wird jene Selbſtverleugnung im großen Ganzen wie in einzelnen Theilen oft ſehr ſchwer, und trotz der beſten Vorſätze kommt man oft davon ab.

Für die Volksdichtung ſteht hier namentlich die Bibel als Muſter da, die die tiefdeutigſten Thatſachen unbefangen hinſtellt.

Schillers Ideal eines Volksdichters. — Idealiſtiſche und realiſtiſche Dichtungsart.

Schiller hat in ſeiner hohen Weiſe auch theoretiſch das Ideal eines Volksdichters aufgeſtellt. Er faßt beide Seiten (die Dichtung aus dem Volke und für das Volk) zuſammen, wie ſie in dem Ideale auch wiederum zuſammenfallen müſſen. „Popularität iſt ihm — ſagt er in der Beurtheilung von Bürgers Gedichten — weit

entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Lösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit wird er die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben nur Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoff-

nung u. dgl. m., einen reinern und geiſtreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, ſich zum Herrn dieſer Affekte machen und ihren rohen, geſtaltloſen, oft thieriſchen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbſt die erhabenſte Philoſophie des Lebens würde ein ſolcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflöſen, die Reſultate des mühſamſten Forſchens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimniſſe des Denkens in leicht zu entziffernder Bilderſprache dem Kinderſinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagteſten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloſer Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philoſoph und Geſetzgeber ſich erkühnen dürfen, ſie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe ſie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten ſie durch ihn ſchon ihre ſtille Macht an den Herzen bewieſen, und ein ungeduldiges, einſtimmiges Verlangen würde ſie endlich ſelbſt der Vernunft abfordern.

In dieſem Sinne genommen, ſcheint uns der Volksdichter, man meſſe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgeſetzt werden, oder nach ſeinem Wirkungskreis, einen ſehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent iſt es gegeben, mit den Reſultaten des Tiefſinns zu ſpielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er urſprünglich geheftet, aus der er vielleicht entſtanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, ſo viel Kunſt in ſo wenigem Aufwand, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen.“

An einer weiteren Stelle ſagt Schiller: „Eine nothwendige Operation des Dichters iſt Idealiſirung ſeines Gegenſtandes, ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes (mag dieſer nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung ſein in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien, die in mehreren Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln, einzelne, das Ebenmaß ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern.“

Dieſer erhabenen Schilderung gegenüber, die Zug für Zug das edelſte und umfaſſendſte Vorbild darſtellt, darf man es kaum wagen, etwas hinzuzuſetzen, nur einige Andeutungen in Bezug auf die Gegenwart ſeien geſtattet.

Man erſieht aus dem Angeführten wie aus anderen äſthetiſchen Aufſätzen, wie ſehr auch Schiller die Verſöhnung von Idealismus und Realismus zur Bedingung der lebendigen Poeſie ſetzte.

Wie ſchroff ſtellt ſich die Gegenwart dieſen ewigen Anforderungen gegenüber. Der „Kunſtform“, wie man es nennt, ſoll man ſich weſentlich nur noch bedienen,

um dieſe und jene Ideen und Zuſtände an den Mann zu bringen; je greller und mißtönender, deſto beſſer.

Die realiſtiſche Seite der Poeſie ſoll ſo ſtark vorgekehrt werden, daß auch die Poeſie wie die meiſten Lebenszuſtände keinen Abſchluß in ſich finden können.

Eine bloße Tendenzdichtung, die, ſtatt allgemeiner Sätze, Perſonen und Ereigniſſe als Beweisführungen gruppirt, eine ſolche mag vorherrſchend bei den dunkeln und unfertigen Partien des Zeit- und Weltlebens verweilen; ſie mag dann mit einem mißtönenden, grellen Klang plötzlich abbrechen, gerade um dadurch eindringlich zu machen, wie düſter, unfertig und unharmoniſch die Zuſtände des Lebens ſind. Ein Kunſtwerk dagegen muß zu einem in ſich verſöhnten Abſchluſſe gelangen. Zu dieſem Behuf müſſen die Lichtſeiten in all dem grauſen Wirrwarr beſtimmt hervorgehoben werden, weil in ihnen die Strahlen der endlichen Verſöhnung ausſtrömen. Der Dichter richtet und ordnet auch die auf Grund der Wirklichkeit von ihm auferbaute Welt nach höheren Geſichtspunkten, er ſchaltet frei, er kann und ſoll abſchließen, wo die Wirklichkeit noch in Halbheit und Zerriſſenheit verharrt. Wie er Stimmungen und Charaktere zu Conſequenzen führt, die ſie vielleicht äußerlich nie gewonnen, ſo kann er auch die Ereigniſſe zu einem Abſchluſſe führen, den die baare Wirklichkeit noch nicht giebt. Das kann er aber nur, wenn er einen bis zu einer gewiſſen Feſtigkeit erlangten Boden hat, nicht erſt geſtern angeſchwemmtes lockeres Land, das vielleicht morgen die Fluth wieder verſchlingt. Beziehungen und Kämpfe, die noch durchaus keinen

Abſchluß ertragen, die jeder vorgreifenden Löſung widerſprechen und bei denen der Dichter an eine außerhalb der Poeſie liegende Macht (an die Zukunft der Geſchichte) appelliren und ihr den Abſchluß anheim ſtellen muß, den er nicht prophetiſch zu ahnen wagt — ſolche ſind nicht Gegenſtand der Poeſie. Man kann hier durch Geſtaltungen die Debatte beleben, ein Kunſtwerk aber nicht daraus bilden. Die ſtrengen Politiker freilich kümmern ſich wenig um dieſes letzte, ſie wollen die Dichtung feuilletoniſiren, die Dichtung ſoll die Erörterung des Zeitungstextes in Geſtalten ausführen, oder auch nur die Erörterungen den Geſtalten in den Mund legen. In Deutſchland namentlich, wo der Erörterung ſo empörende Schranken geſetzt ſind, findet dieſelbe bisweilen noch eine ungehindertere Entfaltung unter dem „poetiſchen Gewande“ und hiermit auch ein Eindringen in Kreiſe, die für theoretiſche Erörterung als ſolche unzugänglich ſind. Was kümmert ſich eine einſeitige Politik um die Barbarei in der Kunſt? In dem Bankbruch der Gegenwart ſoll auch die Kunſt mit draufgehen.

Es hieße aber, eine hohe Errungenſchaft daran geben, um ſie einſt um ſo mühſamer wieder zu erobern, wenn man, unbekümmert um die Kunſt, der Nützlichkeitspoeſie huldigte. Wie es die Aufgabe iſt, über die Erſchütterung aller Zuſtände hinweg, in der wir ſtehen und der wir noch entgegengehen, die Cultur im Allgemeinen zu retten, ſo müſſen wir auch die Kunſt wahren und einer durch bloße Tendenzdichtung herbeigeführten Verſunkenheit des Geſchmacks entgegenarbeiten. Die frei

bildende Kunſt und ſelbſt die höher gefaßte Porträtirung rückt uns die Wirklichkeit in die ihr genehmſte Stellung und ſtellt uns in den entſprechenden Geſichtspunkt. Das Verunſtaltende iſt darum nicht überſehen, der Unrath und das Niedrige gehört aber nicht in die Kunſt, ſo pikant auch dieſe Beigabe ſein mag.

Einen Abfall von ſeiner Sendung, oder eine Unmacht ihr zu genügen verriethe aber der Dichter, der vom wirklichen Leben anſetzt, wenn er die Lichtſeiten lostrennte von dem dunkeln Hintergrund, auf dem ſie ruhen. Das hat uns in Bezug auf die Dichtung aus dem Volk jene weſenloſen pathetiſchen Figuren gebracht, die leicht durch einen einzigen Zug in ihr Gegentheil verkehrt und parodirt werden, weil ſie nicht ſtets ihren Gegenſatz mit ſich führen. Aus den Kreiſen des Volkslebens hat ehedem ein verkehrter weichlicher Geſchmack die ſüßlichen Tändeleien der Schäfer- und Idyllenpoeſie geſchaffen. Man iſt aus Arkadien wieder heimgekehrt. Ebenſo einſeitig wäre aber ein anderes Extrem, jetzt vorzugsweiſe das Vierſchrötige, oder gar das Kraſſe, Haarſträubende aus dem Volksthümlichen herauszuheben.

Es iſt eine Verſündigung gegen die Poeſie wie gegen das Volksthum, wenn man, herrſchender Mode zufolge, das Ungeheuerliche, Bizarre und ſich Ueberſtürzende in den Volksgemälden vorwalten läßt. Freilich iſt ein Waſſerſturz, da der Strom ſich gewaltſam einen Weg bahnt und faſt ſich aufzulöſen ſcheint, anziehend, mit Recht läßt man den Blick länger bei demſelben verweilen; aber es muß auch der ſtille Lauf des Stromes und ſeine reiche Segnung verfolgt werden.

Abgeſehen von der Rückwirkung ſolcher Darſtellungen auf die geſchilderten Kreiſe, erheiſcht es die Natur derſelben nothwendig, daß man den friedlichen Lauf und die hohen Seelenzüge, die ſich in dem Kleinleben offenbaren, mit treuem Auge verfolge. Ich laſſe hier die Verbrecherpoeſie, die ihre krauſen Gebilde gern in die Volkskreiſe verſetzt, zunächſt dahingeſtellt; ich bemerke nur, daß es nach jeder Seite hin verderblich iſt, vorzugsweiſe die pathologiſchen Zuſtände herauszuheben und ſolche gar als normale darzuſtellen; ich will nur noch auf die Carrikatur hinweiſen, die bei der Darſtellung von Volkszuſtänden leichtes Spiel hat, weil hier Alles ſcharf markirt heraustritt, in groben Zügen, während die feineren Linien nicht ſo offenkundig und augenfällig daliegen. Auch wer nicht eigentlich zeichnen kann, wirft oft leicht eine Carrikatur hin. Das Volksthum erheiſcht aber und gewiß mit Recht, eine geübte und ſichere Hand.

Die Flöte, mit ihrer vorherrſchenden Sentimentalität, iſt als Soloinſtrument außer Gebrauch gekommen, ebenſo ſind auch die ehedem in der Volkspoeſie vorherrſchenden Flötentöne verſchwunden. Unpaſſend wäre es nun aber andererſeits, immer die große Trommel zu rühren.

Der heimatloſen, geſchniegelten Schäfer- und Idyllenpoeſie gegenüber war es ſchon ein großer Fortſchritt, daß Hebel wie andere Zeitgenoſſen das Idealere als der Wirklichkeit innewohnend darſtellten, und zwar wie es in einem beſtimmten Volksſtamm ſich kundgab. Dieſe Selbſtbeſchränkung brachte es auch hier wie überall mit

ſich, daß kein ausgetreten Traditionelles, ſondern nur das lebendig und wirklich Empfundene ſich offenbarte. Hebel neigt ſich noch vorherrſchend den lichten Seiten des Volkslebens zu; er hebt die zarteren Regungen und ſinnigen Betrachtungen hervor, ohne tiefer in die Noth und das Elend der ſtaatlichen und häuslichen Verhältniſſe einzudringen, ohne überhaupt die Verunſtaltungen des Menſchenthums beſtimmter ins Auge zu faſſen; dabei läßt er aber die handfeſte Derbheit doch nicht verkennen. Bei aller vorherrſchenden Liebe zum Sinnigen, klingt das Derbe, der Uebermuth und die kecke Laune doch lebendig heraus.

Die Zeitanſchauung hielt dabei allerdings das Eindringen des kraſſen Realismus aus dem Heiligthum der Poeſie fern, und weſentlich gewiß mit Recht.

In den erzählenden Gedichten hat Hebel die volle Wahrheit der Leidenſchaft gezeichnet. Wenn ſich in den Liedern weniger Schelmen-, Spott- und Trutzlieder finden, und faſt nur weiche und ſinnige, ſo muß man vor Allem bedenken, daß Hebel die Eigenthümlichkeiten eines proteſtantiſchen Zweiges der Allemannen vor Augen hatte und in ſich hegte. Wie ſich die oberdeutſchen Proteſtanten ſchon durch ihre dunkeln Trachten von den hellen, flatternden katholiſchen unterſcheiden, ſo liegt auch über der Seele ein gewiſſer ſtiller Ernſt, der darin ſeinen Urſprung hat, daß ſich hier das Individuum mehr oder minder ſeine Lebens- und Weltanſchauung ſelbſt ſchaffen, erhalten und bilden muß. Die Verantwortlichkeit und Sühne für etwaige Ueberſchreitungen der geſetzten Ordnung wird hier in die Seele hinein-

verlegt, keine äußere Freiſprechung kommt hiebei zu Hülfe und nimmt die Laſt ab. Die Freude und der Jubel zeigt ſich demgemäß hier oft nur ſo zu ſagen als witziger Ernſt, nicht in jenem kecken, ſorgloſen Durchbrechen aller Dämme, wie ſich in katholiſchen, ſchwarzwälder und tyroler Liedern z. B. kundgiebt.

So ſtimmte der witzige Ernſt Hebels mit der Individualität ſeines Volkes zuſammen.

Wenn er ſich indeß auch noch hierin eine Selbſtbeſchränkung auferlegte, ſo lag dies zum Theil auch in der Stellung des Dichters Hebel als Kirchenrath. Dies brachte aber keinen Mißklang in das dichteriſche Schaffen, ein inneres Verhältniß ſtimmte mit dem äußern überein. Dieſe Dichtungen waren für Hebel, bei aller Naturwahrheit, doch ideale Erhebungen; er ſtieg nicht hinab zu dem Volksthümlichen, er erhob ſich zu demſelben, das Allemanniſche war die höhere Sprache ſeiner Empfindungen, in ihren Rhythmen hielt er die zarteſten Regungen feſt; das Grobkörnige war ſchon von vorn herein ausgeſchieden. Nie hat Hebel das Allemanniſche in Proſa gebraucht, nie einen jener unübertroffenen Schelmenſtreiche des Zundelfrieder oder des Zirkelſchmied im Allemanniſchen erzählt; es blieb die heilige Sprache ſeines Herzens.

Die tragiſche Schlußwendung der Volksgeſchichten.

Mit dem realiſtiſchen Charakter der Volksgeſchichten iſt auch die meiſt tragiſche Wendung derſelben verbunden. Dies liegt aber nicht nur in dem Anſchluß an die äußere Wirklichkeit, ſondern auch in der innern,

rein idealen Folgerichtigkeit der ſchöpferiſchen Phantaſie begründet.

Alle Geſchichte, die äußerlich wie die ideal wirkliche, bewegt ſich innerhalb des Gegenſatzes. Das in ſich verſchloſſene Naturleben, das rein und frei ſich aus ſeinen eigenen Geſetzen entwickelt, in gegenſatzloſer Unſchuld — wo die Begriffe von gut und böſe noch nicht ſtatt haben, weil hier der reine Standpunkt des Naturgemäßen inne gehalten wird — Alles dies hat noch keine Geſchichte, die ſich erſt durch den Conflict der Gegenſeitigkeit erzeugt und beim Menſchen alsbald mit dem Gemeinleben beginnt, wie uns auch die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts berichtet. Alle Bildung, alles Staatsleben, alle Religion hat zu ihrem letzten Endzwecke: die Entzweiung durch den Gegenſatz wiederum zu einen, den Durchgang durch die Welt durch deren Bewältigung zu vollenden und in jenes in ſich harmoniſche Leben zurückzuführen, Natur und Geſetz wiederum zu vereinen als Naturgeſetz, wo Freiheit und Nothwendigkeit wieder zuſammenfallen, aber erhöhter als in ihrer Urſprünglichkeit, weil erfüllt von dem Gegenſatz, wo man — wie die Bibel ſich ausdrückt — Alles aus Liebe thut, und wo, wie Spinoza den Durchgang, die Vermittlung durch den Gegenſatz näher bezeichnet, die intellektuale Liebe herrſcht, wo der urſprüngliche Gehorſam gegen die Natur und die freie Bewältigung derſelben wieder eins geworden ſind.

Wie in der äußerlich wirklichen Welt ſolches noch nirgends zu finden iſt, ſo iſt es auch in der aus der freien Phantaſie geſchaffenen nur ſelten möglich, die

Vollkraft des Daſeins aus dem Widerſtreit der Welt in ſeiner Erhöhtheit herauszuretten.

Dies liegt mit in der Endlichkeit unſeres Daſeins und Denkens.

Daß die Hingebuug des Individuums eine abſolute ſei und doch wiederum aus der zuſammenbrechenden Welt ſich die Vollkraft des Lebens herausrette, nicht in relativer Reſignation, ſondern in ungetheilter Urſprünglichkeit — das ſind Gegenſätze, deren gerechte Vermittlung ſelten gelingt.

Die Poeſie wie die Religion faßt daher das Leben als das endliche und ſcheut den Tod für die Hingebung nicht.

Alles Leben verzehrt ſich und nur die ewigen Geſetze bleiben; dieſe in Geſtaltungen heraustreten zu laſſen, iſt Aufgabe der Poeſie. Mit der Beendigung des Kampfes hat die Poeſie ihr Endziel erreicht und hebt ſich ſelbſt als Poeſie auf. Wird die Leidenſchaft und ihr Gegenſatz abſolut gefaßt, ſo können wir menſchlich bedauern, daß es zur tragiſchen Selbſtverzehrung führt, poetiſch nothwendig aber iſt es. Hier kommt keine äußerlich moraliſche Rückſicht in Betracht, es gilt nur die innere Geneſis eines nothwendig fortſchreitenden Lebensprozeſſes darzuſtellen; Anderes von der Poeſie verlangen, hieße ihr fremde Bedingungen aufnöthigen.

Es iſt ein in ſich frivoles Verfahren, wenn man in hausbackner Weiſe, um Hörern und Leſern den tragiſchen Schauer zu erſparen, einen tiefen Conflict anregt und begründet und doch am Ende nachgiebig umbiegt. Will man das, darf man nur auf Relatives,

auf reſervirte Neigungen, auf Mißverſtändniſſe und dergleichen bauen. Die tragiſche Endung des abſoluten Conflictes kann und muß auch die Verſöhnung in ſich tragen, wenn ſich dieſe auch nicht in einer beſtimmten Formel faſſen läßt; ſie mag uns jenes Rauſchen der Urmächte vernehmen laſſen, das ſich unter der Oberfläche des Lebens bewegt, und hat damit genug gethan.

Die Romantiker hatten in ihrer Weiſe die reine Selbſtändigkeit der Poeſie gewahrt; ſie beanſpruchten für die Poeſie ein Aehnliches wie die reine Inſtrumentalmuſik, die zu nichts Handlichem dient, ſondern blos unendliche Gedanken anregt.

Stellt ſich die abſolute Vollendung bei der aus freier Einbildungskraft geſchaffenen Poeſie als innere Nothwendigkeit heraus, ſo tritt ſolche noch äußerlich hinzu bei der Poeſie, die ſich an das Leben anſchließt, wie es im Volke ſich geſtaltet.

In den dunkeln Waldesgründen und an Bergeshängen giebt es noch Charaktere wie die wilden Roſen, einblättrig und offen bis in den Herzensgrund, und Weißdornblüthen, die nur in einer Sturmnacht aufbrechen.

Hier iſt die Herrſchaft der halben Zuſtände, der relativen Hingebung, die ſich in der Reflexion einen Hinterhalt wahrt, noch ſpärlich. Hier iſt noch Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen, herzhaft, ohne Zurückhaltung. Die Leidenſchaft hat hier noch ihren vollen Muth, man weicht ihr nicht aus, ſie wird hier leicht zur abſoluten, das ganze Sein brennt in ihr und verzehrt ſich.

Daß ein Individuum ſeine eigenen beklemmenden Zuſtände oder die der Zeit- und Volksgenoſſen — wenn ſie ſeine Seele erfüllen — als endliche, als kritiſche Uebergänge faſſe, darüber hinweg nach einer beſſern Zukunft ſchaue, in der Zuverſicht dieſes Glaubens ſich und die beſſere Welt herausrette, dazu gehört eine Kraft des Gedankens, deren ſelbſt die gewaltigſten Geiſter, gewohnt ſich an jenſeitige Ideale zu halten, nur ſelten fähig ſind.

Das Hinausſchwingen über die Gegenwart iſt aber auch vielfach ſchuld an der Lahmheit unſerer Zuſtände; man will nicht mehr Alles drauf und dran geben, um das als nothwendig ſich Ergebende jetzt und über alle Hinderniſſe hinweg durchzuführen.

Darum brachte es auch eine innere Folgerichtigkeit und nicht eine Mode mit ſich, daß man Charaktere aus dem Volk wählte, die noch einem einzigen Gedanken ihr ganzes Sein widmen, um an ihnen rein menſchliche oder ſociale Conflikte bis zur tragiſchen Vollendung durchzuführen.

Bei der Schrift für das Volk, die mehr den moraliſchen als den ethiſchen Geſichtspunkt in ſeiner umfaſſenden Bedeutung im Auge hat, da mag es darauf angelegt werden, den Conflict zur friedlichen Verſöhnung zu führen, und hier kann die Religion, nicht blos in ihrem reſignativen Charakter ſondern in ihrer friſchen Erhebung, den Lebensgang in ruhiges Geleiſe führen. Bei der Dichtung aus dem Volke, in der die Poeſie nur ihren inneren Geſetzen folgt, führt es oft nothwendig dazu, die Leidenſchaft einer in ſich unver-

bogenen und unbeugsamen Natur in ihrer ganzen Zerstörungskraft darzustellen.

Das Volksthum gegenüber dem Polizeistaat und der Kirchenpolizei.

Wie in der Körperwelt so noch weit mehr in der Geisteswelt giebt es unwägbare Stoffe, die sich von keinerlei Werkzeugen und Kategorien einfangen lassen. Dahin gehören, wie bei Einzelcharakteren, so auch bei ganzen Völkern, jene besondern Merkmale ihres eigensten Lebens, die ihnen keine Pädagogik aufgedrückt, sondern die sie organisch aus sich gebildet haben.

Die unerschöpflichen Gründe des Volksthums sind das Palladium einer Nation, die die Besonderheit ihres Daseins bedingen. So unscheinbar sich hier auch Manches darstellt, so bildet es doch das schützende Blatt für Blüthe und Frucht, für Gemüth und That.

Es bedarf kaum einer Aufzählung der Sünden, mit denen dem deutschen Volksthum mitgespielt wurde: die Ausländerei der vornehmen Stände, der Dünkel der Gelehrten, und vor Allem der Hans Dampf in allen Gassen, der moderne Polizeistaat mit seiner zutäppischen Vielregiererei, hat die zartesten Keime des Volksthums zerdrückt und verunstaltet.

Es ist keine blos willkürliche oder von Feindseligkeit eingegebene Erfindung, wenn man Bestehen und Handhabung der modernen „Staatsmaschine" als den mechanischen Polizeistaat bezeichnet. Was geschieht denn wesentlich anders, als daß man alles natürliche Wachsthum am Polizeistock groß ziehen will? Befehlen,

Verbieten und Ueberwachen dieſer Verordnungen, das ſind die Künſte des Polizeiſtaats.

Daß man etwas anerkenne, das ſich nicht einregiſtriren läßt, daß man etwas hege, was zu ſeiner Erſcheinung nicht erſt auf das Decret wartete — wie ſollte das die Kanzleiweisheit über ſich vermögen?

Die reichſte, nie verſiegende Quelle des Rechtslebens iſt das Gewohnheitsrecht, der Polizeiſtaat hat nur ſeinen einzigen untrüglichen Canon: das Regierungsblatt.

Das Volksthum iſt das Heiligthum einer in ſich verbundenen Menſchengemeinſchaft, der Polizeiſtaat kennt kein Heiligthum, außer etwa noch die Kirche, weil und in ſofern ſie auf anderm Wege der Polizei Handlangerdienſte leiſtet.

Die ganze heute geübte Regierungskunſt iſt eine weſentlich negative, was noch als poſitiver Kern im Volke bleibt, muß ſich ohne die Regierung und trotz derſelben erhalten.

Man trete hinaus unter das Volk und ſehe nur, wie der Polizeiſtaat mit dem Volksthum, mit Bräuchen und Sitten, mit Feſten u. ſ. w. wirthſchaftet; da ſoll es keine Regung geben, die nicht überwacht, regulirt und regiſtrirt iſt. Am ſchnellſten iſt man aber fertig, wenn man verbietet.

Ein Baum, der ein Jahrhundert zu ſeinem Wachsthum bedarf, iſt in einer Stunde gefällt; ein Volksgebrauch, der ſich ſeit undenklichen Zeiten in die Gemüther einlebte, man wirft einige Zeilen auf einen Stempelbogen, ſtreut Sand darauf — die alte Sitte iſt begraben.

Man hat den Muth und die Kraft nicht, etwaigen Abſchweifungen durch Verſittlichung entgegenzuwirken, man wählt den bequemeren Weg — man verbietet, man hat ja Polizeibüttel genug.

Ich kenne eine Gegend, in der ehedem zur Faſtnachtzeit in jedem Dorf ein Umzug gehalten wurde, wobei es allerlei ſpaßhafte Geſchichten gab und allerlei Reden ꝛc. gehalten wurden. Natürlich hat man das verboten, es kann ja etwas vorkommen, was dieſe oder jene Lächerlichkeit geißelt; und dann: wie darf man eine Rede halten laſſen, die nicht vorher cenſirt iſt?

Der Polizeiſtaat iſt empfindlich, muß es ſeiner Natur nach ſein, weil er ſeine Würde in der Uniform bekundet und jeden Augenblick ſeine Amtsehre angegriffen ſieht.

In derſelben Gegend war es von jeher Sitte, daß die Burſchen jeden Abend, und am Sonntag auch die Mädchen, ſchaarenweiſe ſingend durch das Dorf zogen. Es ſoll nun in neuerer Zeit manches Lied aufgekommen ſein, das allerdings ungehörig iſt; ſtatt aber durch Veredlung entgegenzuwirken, wählte man natürlich das einfachere Verfahren und verbot alles und jegliches öffentliche Singen.

Wozu ſoll überhaupt das unverſteuerte und nicht in der Schule gelernte Singen? wozu ſollen Volksſpiele und dergleichen dem Polizeiſtaat nützen?

In einer andern Gegend zieht der griesgrämige Pietismus gleichfalls an demſelben Karren mit der Kanzleiweisheit. Man hat von „Pfarramtswegen“ verboten,

daß am Sonntag überhaupt Tanzmuſik gehalten werde. Man ſoll am Sonntag beten und noch einmal beten und dann von heiligen Dingen ſprechen. Daß der Sonntag für die Arbeitenden auch ein Freudentag ſei, das ſoll nichts mehr gelten. Die reichen Städter können ſich einen Wochentag zu Feſt und Tanz bereiten; das kann der Bauer und Handarbeiter nicht. Wie der Polizeiſtaat gegen jegliche Regung des individuellen Lebens, ſo iſt die künſtlich angeſetzte Pietiſterei gegen jeden friſchen Lebensgenuß empfindlich, ſie kann ihn ihrem innerſten Princip nach nicht dulden. Darum treibt man Mißliebiges mit dem Amtsſtil aus.

Ich mag die Beiſpiele nicht vermehren, wer nicht eine Amtsbrille aufhat, kann ſie täglich ſelber ſehen.

Es wäre eine ungerechte Anmuthung, daß der Polizeiſtaat ſich ſelber aufgebe, indem er irgend etwas frei gewähren laſſe.

Ich habe bereits oben angedeutet, daß bei alledem das Volksthum nicht zu Grunde zu richten iſt.

Es iſt ein tiefes Geſetz in der Menſchennatur, daß es nie gelingt, das innerſte Weſen eines andern Individuums ganz in die Hand zu bekommen, um es nach Willkür zu modeln. Eltern und Erzieher erfahren dies an den Kindern, und die Pädagogik hat bereits darauf ihr neues Verfahren gegründet. Noch viel weniger gelingt jene gänzliche Bewältigung bei einem Volke. Das organiſche Staatsleben der Zukunft wird ſich darnach zu richten haben.

Das Volksthum in ſeinen Erſcheinungen, in Bräuchen und Sitten, iſt wie alles Leben den Wandlungen unter-

worfen. Wie die Trachten, wie namentlich die Dialekte eine geſchichtliche Entwicklung nach zeitweiligem Feſtſtehen bekunden, ſo ſchafft ſich auch das Volksthum, über die Einwirkungen der Schulen und Kanzleien hinweg, neue Lebensformen. Mit Abſterben der gewohnten Formen iſt das Weſen noch nicht aufgehoben. Die Klage über das Verkommen dieſer und jener ſinnigen Form iſt daher eine müßige: es werden neue kommen, nicht minder beziehungsreich und anmuthig, wenn man nur der freien Entfaltung Raum gönnt.

Die volksthümliche Dichtung hat hier eine doppelte Aufgabe. Einerſeits die durch natürliche Ueberlebtheit oder durch die Macht des Polizeiſtaates verſchwindenden Formen des Volksthums in feſten freien Geſtaltungen für das nationale Bewußtſein zu erhalten, und andererſeits von hier aus Anknüpfungen für neue Bildungen zu geben.

Dies entſpricht ſowohl dem innerſten Weſen der Poeſie überhaupt, als der volksthümlichen insbeſondere.

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbeſondere. — Die Dichtung in der Mundart. — Ein Wort über das Volksdrama.

Von dem eigentlichen Urſprung der Sprache, der kein willkürlicher iſt ſondern unmittelbar in die Natur des Menſchen gelegt dieſelbe in ihrer Weſenheit bedingt, ſind wir zu weit entfernt, um noch daraus ſchöpfen zu können; dagegen muß ein Anſchluß an die volksthümliche Sprache, wie ſie ſich organiſch und aus der

Anſchauung weiter bildet, zur friſchen Belebung von Bedeutung ſein.

Die Volksſprache geht noch weſentlich von der ſinnlichen Anſchauung aus. Von der volksthümlich lebendigen wie von der alten Sprache gilt, was Jakob Grimm ſagt: „Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem ſcharfen Geſicht, Gehör und Geruch der Wilden, ja unſerer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verſtandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poeſie vergeht und die Proſa (nicht die gemeine, ſondern die geiſtige) wird uns angemeſſener.“

Dieſes letztere iſt nothwendig und mag doch auch wiederum zur Poeſie führen. Die ſelbſtändige und ſubjective Wahrnehmung der Merkmale wiederholt ſich fort und fort und tauſendmal Geſehenes wird neu erfaßt und bezeichnet, als ob es jetzt zum Erſtenmal erſchiene.

Die Naivetät der volksthümlichen Sprache beſteht nicht nur in dem Beſtimmten, Geſunden, wie es Grimm ſo treffend bezeichnet, ſondern auch oft in dem kindlich Herumtaſtenden, wo man noch keine fertigen Schablonen und ſtehenden Redensarten für Alles hat, ſondern ſich erſt die Merkmale ſucht, neue Worte ſchafft und alte neu bildet. Das Uebertragen von Menſchlichem auf die äußere Natur, wie das gegentheilige Veranſchaulichen des Menſchlichen durch äußerlich Gegebenes, führt auf und ab zur Poeſie. Der Satz: der Menſch iſt das Maß der Dinge, gilt erſt von der Bildungsſtufe, die in das Bewußtſein tritt oder bereits in ihr

ſteht; ihr voraus geht die Stufe, die menſchlichen Beſonderheiten durch die Natur zu erklären. Beide Elemente ſind thätig in der heutigen Volksſprache. Selbſt die neueſte techniſche Umgebung wird ſich der poetiſchen Sprachbildung nicht entziehen können.

An der Sprache haben wir nicht nur eine lebendige Poeſie, ſondern eine volksthümliche Philoſophie, wie ſie ſich abſtract nicht aufbauen läßt. Mit naturtrieblichem Bienenfleiß trägt der Volksgeiſt alle ſeine Wahrnehmungen in den kunſtmäßigen und doch ſo natürlichen Bau ſeiner Sprache. Es ließe ſich aus der ſprachlichen Faſſung der höheren Wahrnehmungen ſowie aus dem Spruchmäßigen eine volksthümliche Philoſophie entnehmen, der nichts anderes an die Seite geſtellt werden kann.

In der Sprache treten wir das Erbe des geſchichtlichen Geſammtgeiſtes an und wir haben hier unmittelbar ein Bild vom Zuſammenhang unſeres individuellen Denklebens mit dem allgemeinen, worin wir wieder Nothwendigkeit und Freiheit in gleicher Macht erkennen, die eine die andere begrenzend.

Die Schriftſprache kann nicht nur friſche Worte aus der Volksſprache ausheben und ſie nach und nach grammatikaliſch einſchulen (ſo haben wir im Oberdeutſchen das für eine Eroberung gehaltene franzöſiſche endimanché längſt in dem Worte „gſunntigt," ſo haben wir die feinere Begriffsbezeichnung „ungut, ungutmüthig," ſo haben wir das einfache, „es lächert mich" für das ſchwerfällige: es macht mich lachen u. ſ. w.), ſondern auch ſprachgeſetzlich ließe ſich wohl manches

herübernehmen. Welch ein ſicheres Tongefühl verräth es, wenn der Oberdeutſche bei den Wörtern, die mit Kehllauten beginnen, durchgängig, und häufig auch vor d und b, im Perfectum die Vorſatzſylbe ge wegläßt. Das Hülfszeitwort zeigt ſchon genug die Zeit an und ſtatt: ich bin gekommen, gegangen, habe gegeben, gekauft ꝛc. ſagt man: ich bin kommen, gangen u. ſ. w. Die engliſche Bruderſprache hat die aus ge entſtandene Vorſatzſylbe y auch längſt allenthalben abgeworfen. [1]

Ein Einzelner darf ſich nicht ſo leicht etwas der Geſammtſprache gegenüber herausnehmen, und das Vorſtehende mag nur darauf hindeuten, welche Fingerzeige uns die Volksſprache giebt, die Schriftſprache ebenfalls ſo zu halten, daß ſie flüſſig geſprochen werden könne.

Während die romantiſche Schule vielfach aus dem Mittelhochdeutſchen nach Stoff und Form Volksthümliches wieder erweckte, geht die neuere volksthümliche Richtung, wie ſie auch in Hebel bekundet, vom gegenwärtig Lebendigen, vom Dialekte aus.

[1] Hiebei kommt allerdings in Betracht, daß die oberdeutſchen Dialekte das einfache Präteritum nicht gebrauchen und darum genöthigt ſind, das Perfectum mundgerechter zu machen. Dagegen findet ſich dieſe Vorſatzſylbe, wie Schmeller (die Mundarten u. ſ. w. 485 und 1057) nachweist, im Präſens und Infinitiv und das Perfectum merkt man „an der größeren Entſchiedenheit, mit welcher in dieſem Falle der Anfangslaut des Wortes vernommen wird.“

Obiges mag ſich auch noch zu dem wiſſenſchaftlichen Nachweiſe geſellen, den Moriz Rapp (Verſuch einer Phyſiologie der Sprache ꝛc. Stuttg. 1841, Th. 4) führt, „daß die nächſtkünftige Redaction der Sprache wieder von Süden aus, aus den oberdeutſchen Dialekten ſich entwickeln muß.“

Die Dichtungen, die im Volk ſelber entſtehen, ſind ſchon lange nicht mehr in der Mundart gehalten. Die meiſten Volkslieder nähern ſich der hochdeutſchen Schriftſprache; Scherz- und Spottlieder beharren jedoch in der Mundart, weil dieſe dem gewöhnlichen Leben und ſomit dem Spott u. ſ. w. näher ſteht. Wenn aber die Bewegungen der Seele in Wehmuth und ernſter Erhebung hinausklingen, ſo erheben ſie ſich zu der Sprache, in der man die Offenbarungen göttlichen Wirkens empfing. Einzelne Wendungen, Worte und Biegungen aus der Volksſprache bleiben und bilden einen Theil jenes unnachahmlichen Reizes, der dieſen Liedern innewohnt; dieſe Wendungen u. ſ. w. ſind gleichſam die Bodenerde, die der Pflanze bei Verſetzung in ein bebauteres Erdreich blieben und ſie ſchnell heimiſch werden und gedeihen laſſen.

Die Bedeutung der Dialektdichtung hat M. Rapp in dem angeführten Buche erſchöpfend dargethan: „Nun läßt ſich denken, daß bei einer Gemeinſprache der Bildung, die ſich in einer abſtrakten vornehmen Steifigkeit erhielt, die lokalen Mundarten um ſo mehr ihre untergeordnete Berechtigung forterhalten, beſonders in dem Falle, wo die Schriftſprache in der Entwicklung und Abſchleifung auf einer Stufe ſtehen bleibt, die gewiſſe Lokaldialekte in der That paſſirt oder überſprungen haben, wo alſo die Dialekte weſentlich jünger ſind als die Schriftſprache. Es iſt alſo nicht allein die Anforderung des poetiſchen Genius, der auch in der verachtetſten Sprachformation die Sehnſucht hat, heimiſch zu werden, es iſt außerdem die phyſiologiſche Oekonomie,

welche ſolche Lokalpoeſie begünſtigt, und es muß geſagt werden, daß beſonders in dieſer Hinſicht die oberdeutſchen Mundarten eine hiſtoriſche Bedeutung gewinnen. Während die Bildung, wie der Gedanke an ſich, zur Vernichtung ſeiner Form, das heißt zur Allgemeinheit drängt, ſo hängt dagegen die Poeſie ſich an die Beſtimmung der Beſonderheit, und der Formwechſel, der jene ſtört und hindert, reizt und fördert dieſe. Wir müſſen es in jeder Hinſicht für ein Glück achten, daß unſere Sprache noch der Dialekte und der Volkspoeſie fähig iſt; denn weit entfernt, der Nationalität Eintrag zu thun, weist uns das Beiſpiel der griechiſchen Bildung den Weg, wie die begabteſte Nation der Welt nur im Conflikt der Formen und der immer neu gekreuzten Ausgleichung ihren geiſtigen Reichthum hat entfalten können. Unſere patriotiſchen Centraliſten ſollten wenigſtens Einen (den ſchlechteſten) Vortheil der Dialektspoeſie anerkennen; denn es iſt klar, ohne genaues Bewußtſein über ihre eigene Individualität kommt nie eine Provinz zur wahrhaften Einſicht in die Gemeinſprache; man lernt alſo die letzte nur in der Negation des andern Elements. Es iſt das härteſte, was einer blos provinzialen Bildung geboten werden kann, wenn man ihr zumuthet, Provinzialpoeſie als ſolche anzuerkennen; denn ſie wird hier gewaltſam in ein Element zurückgeworfen, welches zu beſiegen ſie mit aller Kraft der Reflexion durch ihr ganzes Leben gewöhnlich in fruchtloſer Bemühung begriffen iſt. Darum iſt auch dieſe Art der Poeſie der Probirſtein der nach dieſer Seite vollendeten Bildung des Individuums."

Es giebt eigentlich keine vollkommen entſprechende Buchſtabenſchrift für den Dialekt, das muſikaliſche Element herrſcht in ihm vor, und wie man bereits bemerkt hat, iſt namentlich die Betonung der Vokale, die „geiſtiger, gleichſam ſtoffloſer“ ſind als die Conſonanten, eine eigenthümliche.[1]

Die neuere Phyſiologie des Menſchen hat daher auch hierauf beſondere Beziehung genommen. Dabei bekundet ſich auch der tiefe Zuſammenhang des Menſchen mit der Naturumgebung. Berg und Thal und Fluß ſtehen offenbar in einem Zuſammenhang mit den eigenthümlichen Formationen der Sprache, die dort laut werden. Die ſprachliche wie die ſtoffliche Eigenthümlichkeit ergiebt ſich daher eigentlich nur dem Eingeborenen; es iſt wohl ſchwer, wenn nicht gar unmöglich, daß einer in verſchiedenen Dialekten vollkommen entſprechend dichte.

Wie ſich Dichtungen in der Mundart nicht vollkommen in's Hochdeutſche übertragen laſſen, ſo auch umgekehrt.

Es giebt gewiſſe Muſikſtücke, die ſich ohne Benachtheiligung ihres innerſten Charakters auf kein anderes Inſtrument übertragen laſſen; jedes hat ſeine eigene Sprache.

Man kann fremde Dichtungen in die heimiſche Sprache übertragen, ohne dadurch ihrem Genius zu

[1] Schmeller a. a. O. weist ſchon darauf hin, wie „uns von Zeit zu Zeit die geographiſche Linguiſtik mit der Kunde von Lauten überraſcht, von denen wir keine Ahnung hatten.“ In ſeinem vortrefflichen Wörterbuche hat Schmeller auch des lebendigen Stoffes für Bereicherung der Worte und der grammatiſchen Fortbildung viel gegeben.

nahe zu treten, weil dieſer doch weſentlich in der neuen Schöpfung des Gedankens und ſeiner Träger beſteht. Die volksthümliche Poeſie und namentlich die Dialektdichtung macht weniger den Anſpruch auf Erzeugung eines nie Dageweſenen, ihr Charakter beſteht vorherrſchend in dem eigenthümlichen Schauen der vorhandenen Welt als einer neuen, in den Entdeckungen, die hier in Einzelheiten u. ſ. w. gemacht werden. Dieſe kleinen und doch weſentlichen Merkmale müſſen bei Uebertragungen Noth leiden.

Es hieße aber die Dialektpoeſie zu einer ganz untergeordneten machen, wenn man, wie manche Beiſpiele zeigen, einen in anderen Kreiſen verbrauchten und ärmlichen Gedanken dadurch wieder aufſtutzt. Nichts iſt leichter als durch Uebertragen von Seelenzuſtänden aus der raffinirten Culturwelt in die Einfalt des Dialekts eine gewiſſe Ueberraſchung hervorzubringen. Der in der Stadt Heruntergekommene macht durch ſeinen Aufwand auf dem Land noch einiges Aufſehen. Was ſonſt platt und alltäglich erſchiene, gewinnt durch die liebenswürdig täppiſche Unbeholfenheit des Ausdrucks einen neuen Reiz. Es giebt zweierlei Arten von Naivetät, die eine, die (ohne den Durchgang durch die Bildung oder nach demſelben) nicht viel Federleſens macht, in Wort und That ſchnell bei der Hand iſt und überraſcht; die andere, die an gewohnten Dingen wie an erſtaunlich Neuem herumtaſtet und das rechte Wort u. ſ. w. kindlich mühſam ſucht. Beide Naivetäten ſind dem Volksdialekt innewohnend, aber nur wenn er bei ſeinem eigenen Inhalt bleibt.

Wie mit der gemüthlichen Rührung, ebenso leicht macht man sich's auch oft mit der Komik. Wie wohlfeil wird man komisch, wenn man die ausrangirten stumpfschwänzigen Luxuspferde vor einen Dungwagen spannt. Das ist aber eitel nichtige Possenreißerei. Solches Verfahren bringt es nicht weiter als bis auf die niederste Stufe der Dichtung: die Parodie.

Hebel hat die Dialektdichtung als solche hingestellt, die ihren Schwerpunkt in sich hat. Gedanke und Ausdruck entstehen hier mit einander und können nicht getrennt werden.[1] Die aus der Fremde hergebrachten Stoffe wurden, wie bereits bemerkt, ganz zu heimischen verwandelt. Hebel hat daher auch mit Recht die Anmuthung Goethe's, ältere Volkslieder in's Allemannische zu übertragen, unerfüllt gelassen.

Was den oft wiederholten Vorwurf betrifft, daß Hebel die Sprache des Volks zu Loyalitätsäußerungen mißbraucht habe, in dem Gedichte „Der Schmelzofen," da es heißt: „Es leb der Marggrof und sin Hus," so ist zu bedenken, daß dieß Arbeitern auf dem fürstlichen Schmelzofen in den Mund gelegt ist und dieß Hoch Karl Friedrich galt, in das der freieste Mann mit einstimmen mochte. Dagegen wäre zu wünschen, daß

[1] M. Rapp in der angeführten Schrift und Joseph Bader in der „Badenia" haben darauf hingewiesen, wie der von Hebel gebrauchte Dialekt manche Einflüsse aus der Nachbarschaft in sich hat, wesentlich aber hielt er sich an das Gesprochene, und Hebel ward, wie auch Gervinus bemerkt, dadurch abgeschlossener und wirksamer als Voß, der das Lokale verließ und den plattdeutschen Dialekt nach grammatischen Gesetzen ausbildete.

das Gedicht „Die Hauenſteiner Bauernhochzeit“ zu einem Maskenballe nicht verfaßt worden wäre. Abgeſehen von der ſchulmeiſterlichen Wohlweisheit hat es immer etwas Widriges, die naive Sprache und Sitte des Volkes in die Feſte auf parkettirtem Boden zu zwängen. Der friſche Waldgeruch gehört nicht in den vornehmen Moderduft des Patſchuli. Das Volksthum iſt ein Heiligthum und kein neues Gericht auf der Genußtafel. Das Volksleben iſt nicht zu einer Carnevalsſchauſtellung da.

Wenn Hebel den Schulmeiſter zur Fürſtin ſagen läßt: „s grothe Frucht und Wi nit, bis der wieder in der Nöchi ſind un Sege bringet,“ ſo iſt das eine überſchraubte Höflichkeit, die an einen Eingriff in die Rechte der Majeſtät Gottes ſtreift. Dieſes Gedicht gehört aber bereits in jene Periode, da Hebel ſeine Dichtungen minder zu innerm Selbſtgenügen ſchuf und manchen Einflüſſen nicht widerſtand. Er gehörte, wie ſich noch näher zeigen wird, zu jenen Naturen, die nicht gern Nein ſagen, die leichter zu einem Widerſpruch mit ſich ſelber, als mit den Anforderungen der Geſellſchaft gebracht werden. Daher wohl auch die Verſtimmung ſeiner letzten Lebensjahre, in der auch die Poeſie ſchwieg.

Für die lyriſche und epiſche Dichtung iſt der Dialekt vollkommen ausreichend. Dagegen widerſtrebt er ſchon dem Schwung in der höheren Reflexionspoeſie. In den Gedichten: „Die Vergänglichkeit,“ „Der Wächter um Mitternacht,“ iſt es Hebel gelungen, mit großer Meiſterſchaft das Allgemeinſte und Umfaſſendſte in ſein

Sprachgebiet zu verpflanzen. Dabei merkt man aber doch in Einzelheiten das Exotiſche. Wenn der Wächter um Mitternacht die Unruh in der Thurmuhr „den Puls der Zeit“ nennt, ſo iſt das ein ſchönes Bild, aber kein anſchaulich volksthümliches, weil hier Wort und Begriff Zeit als ſolche ſtehen geblieben ſind und ſich nicht gegenſtändlich faſſen laſſen.

Dem Dramatiſchen will ſich der Dialekt, wie er heute geſtellt iſt, am wenigſten fügen. Er iſt zwar neuerdings vielfach angewendet worden, aber faſt ausſchließlich komiſch oder widerlich ſentimental.

Es wurde bereits darauf hingewieſen, daß im Volk ſelber der Dialekt nur noch zu Spott- und Scherzgedichten gebraucht wird. Dies wiederholt ſich nun in der freien Dichtung. Bei Darſtellung des Bauernlebens in ſeiner Wirklichkeit und der darauf ſich erhebenden Poeſie kann der Erzähler die Zwiſchenglieder, die Bänder zwiſchen Rede und Handlung, mit pſychologiſchem Blick erforſchen und in wendungsreicher Sprache der Bildung aufzeigen. Anders beim Drama. Hier müßte man die ganze innere Motivirung im Dialekt kundgeben, wodurch man alsbald den Boden der Wirklichkeit verlaſſen hätte. Der Bauer und der im Dialekt ſprechende Kleinbürger erörtert einen Seelenzuſtand nur wenig, kurz und knapp. Indem er nun von dem Boden der wirklichen Welt auf die Bretter, die die Welt bedeuten, verſetzt wird, muß er nothwendig — ſoll ein richtiges Verhältniß zwiſchen Handlung und Rede ſein — zu Auseinanderſetzungen greifen, die nicht mehr in der Natur des Handelnden liegen, er tritt aus

ſeiner gewohnten Sprachweiſe nach Gehalt und Geſtalt heraus. [1]

Schiller, der in ſeinem Tell, und Immermann, der in ſeinem Hofer einen Bauern zum dramatiſchen Helden gewählt, halten denſelben ideal, laſſen uns aber dabei den friſchen Hauch aus der wirklichen Welt in der höher getragenen athmen. Wir könnten uns Tell und Hofer im Drama nicht im Dialekt ſprechend denken. Die Sprache behält etwas Volksthümliches, ſchwingt ſich aber in die höhere allgemeine.

Ein echtes Volksdrama, wie wir es erwarten und hoffen, wird keineswegs in den Dialekt zurückzugreifen brauchen; ein gewiſſer pathetiſcher Schwung, eine ideale Verklärung iſt der deutſchen Volksthümlichkeit am gemäßeſten und die Sprache der höheren Bildung des Kirchen- und Staatslebens die genehme Form.

Daß das Volksthümliche auch das Idealere und Reinere ſei, will die fieberiſch bewegte Gegenwart auch im Drama nicht anerkennen. Man nennt die ſchmutzigen Fuſelwirthſchaften, die ſich von Frankreich aus auf unſer Theater überſiedeln und da einbürgern: Volksſtücke. Da iſt nicht einmal mehr ein Humor, der mit der Widrigkeit verſöhnt, und während man auch hier das

[1] Hebel hat kein Drama geſchrieben, aber eine dramatiſch belebte Romanze „Der Bettler" mag dem Obigen als Beweis dienen. Man leſe einmal laut das Gedicht und man wird finden, die Antwort des Mädchens, die im Affect das vorher von dem Burſchen ſcherzhaft Gebrachte wiederholt, iſt zu ſehr ausgeführt; darum hat auch Hebel, dies wohl fühlend, den Ausruf: „mi Friedli iſch do" an Anfang und Schluß der Rede geſetzt, da das Mädchen naturgemäß nichts weiter ſagen kann.

Laſter als ein Unglück, als unverſchuldetes Schickſal der Armen darſtellt, will man ſich vor dem poetiſchen und moraliſchen Gewiſſen mit allerlei praktiſchen Tendenzen entſchuldigen.

In dramatiſchen Dingen namentlich dürfen wir Deutſchen jeden Tag beten: Herr Gott, bewahre die Franzoſen vor Ungeſchicktheiten und Dummheiten; denn wenn ſie ſie längſt vergeſſen haben, werden ſie uns noch Jahre lang aufgetiſcht.

Das alte harmloſe Volksſpiel wird ſich wohl nicht leicht wieder erwecken laſſen: alle unſere Zuſtände ſind zu tief bewegt und erſchüttert, die dramatiſche Dichtkunſt empfindet ſolches am meiſten.

Wie das Volksdrama urſprünglich aus Myſterien, aus Darſtellung heiliger Geſchichten und andererſeits aus Faſtnachtsſpielen entſtand, ſo ſind Tiefſinn und Uebermuth immer die beiden Grundelemente, die hier vorwalten. — Unſere auf Schrauben geſtellte Gegenwart kann zu jenem ſchwer durchdringen und dieſen nicht ertragen.

Die nationale und volksthümliche Geſtalt und Macht des Theaters hängt weſentlich mit einem großen und öffentlichen Gemeinleben zuſammen, in dem das Leben und das freie Spiel der Dichtung ſich begegnen, oder wo mindeſtens die ſocialen Zuſtände genugſame Feſtigkeit zum Aufbau poetiſcher Gebilde gewonnen haben.

Die volksthümliche Dichtung und die praktiſche Humanität.

Die Grundzüge der Humanität, in ihrer Allgemeinheit längſt anerkannt, fanden ſogar hochgeſtellte

Beſchützer, ſo lang ſie in der Allgemeinheit verharrten. Je näher man aber dem wirklichen Leben rückte und hier Bethätigung heiſchte, um ſo mehr entfernte ſich Gunſt und Schutz. Was ehedem blos Verfeinerung des Gefühls und Genuß war, wurde jetzt durch ſeine Anmuthungen für das Leben unbequem und ſtörſam. Man ſtellte daher ſophiſtiſch das Unumſtößlichſte in Frage. Man wagte es nicht mehr, offen die Grundſätze der Humanität zu beſtreiten; man führte ſie im Munde, während man gerade das Gegentheil anſtrebte. Man ließ die Grundſätze gelten, aber man beſtritt ihre Anwendbarkeit, ihre Verbindlichkeit für das Leben, ohne dabei zu bedenken, daß dieſe falſche Abſtraction von Idee und Leben ſich ſelbſt aufhebt, indem eines ohne das andere haltlos und unberechtigt iſt. Die Idee iſt keine wahre, wenn ſie den Geſetzen des Lebens widerſpricht, das Leben iſt kein wahres und wirkliches und verdient ſeinen Untergang, wenn es den ſchöpferiſch neu geſtaltenden Gedanken nicht aushält.

Man prophezeite aus der Durchführung der allgemeinen Humanitätsgeſetze einerſeits ein Chaos, andererſeits ein nach der Schnur geſtutztes jämmerliches Einerlei. Man fand es recht löblich und ſchön, wenn die Geſetze der Humanität in ſpeculativen Theorien oder überſchwänglichen Poeſien ſich geltend machten, nur ſollten dieſe letzteren — beſonders nach Raum und Zeit recht weit weg verſetzt werden.

Mit Annäherung der poetiſchen Auffaſſung an das wirklich Vorhandene, mit Erfaſſung des Volksthümlichen nach ſeiner Erſcheinung wie nach ſeinen

innern Bedingungen ist eine der ersten Stufen thätiger, schöpferischer Humanität betreten.

Habt ihr es erkannt, daß es überall ein inneres Gesetz giebt, das ihr nicht nach euren abstracten Verordnungen modeln könnt; habt ihr gefunden, daß in den Niedergestelltesten dieselben Kräfte walten und die Blüthen des reinen Menschenthums treiben, mindestens so gut als in den äußerlich Bevorzugten, so ist es nicht mehr herablassendes Wohlwollen, sondern eine Pflicht, Jeglichem Raum und Macht zu gewähren, daß er nach Kräften seinen Antheil an der Welt gewinne.

Hiezu genügt aber nicht ein bloßes negatives Zurückziehen, indem man Jeden sich selbst überlasse, ihm nicht hindernd in den Weg trete; die thätige Humanität verlangt die Verbindlichkeit der Menschen unter einander — es müssen neue Lebenseinrichtungen geschaffen werden, die das befreite Dasein heben und tragen.

Eine Zeit lang mag man noch die Consequenz vor sich selbst verhehlen oder gar ihrer spotten; sie wird und muß sich aber Bahn brechen, Denken und Thun zum Einklang zu führen. Wir hoffen und wünschen, daß dies auf friedlichem Weg bewerkstelligt werde.

Es ist unbestreitbar, daß noch zu keiner Zeit die Zustände des sogenannten niedern Volkes so vielfach sich in die Betrachtung der Hochgestellten drängte, wie in unseren Tagen. Wesentlich hat hiezu die Poesie beigetragen. Welch ein gewaltiges Gebiet ist zum Beispiel bei den Engländern durchmessen von Gray's Elegie auf einen Dorfkirchhof bis zu den Darstellungen

von Voz, zu den Korngeſetzdichtern u. ſ. w. Man begnügt ſich jetzt nicht mehr mit der bloßen Erregung einer weichmüthigen Stimmung.

Soll nun aber die volksthümliche Dichtung weiter nichts thun, als aus der dem Leben ſich anſchließenden Phantaſie ihre Rekruten in die kämpfenden Reihen des Tages zu liefern? Oder ſoll die Muſe jetzt nur die Saiten rühren, um nach dem letzten Accord die Hand zum Empfang milder Gaben für die Armen auszuſtrecken?

Ein dichteriſches Werk iſt kein Bettelbrief, gerichtet an die mit Macht und Beſitz Begabten; es muß vom Boden der gegebenen Verhältniſſe aus, von eigener Schöpferkraft getragen, ſich über das Vorhandene hinausſchwingen und in ſich ſelbſt ſeinen Abſchluß finden. Ein Dichterwerk iſt auch kein Brandbrief, gelegt um zu ſchrecken oder vorſorgend zu warnen; es kann beides daraus entnommen werden, aber nur mittelbar aus der ganzen Faſſung des Lebens in ſeinen reinen Conſequenzen.

Auch auf dem humanitären Standpunkt darf das Weſen der Kunſt nicht aufgegeben werden, ſie ſoll das verwirrte und verunſtaltete Leben zu ſeiner Einheit und Reinheit durchführen. Indem ſie hiebei ſich ſelbſt genügt und ihren ewigen Geſetzen, fügt ſie ſich mittelbar in die große Arbeit der Welt und ihre zeitlichen Strebungen.

Es giebt viele politiſche und ſocialiſtiſche Rigoriſten, die die Forderung ſtellen und ſie auf Beweiſe zu ſtützen trachten, daß in dem großen Proceſſe der Gegenwart

auch die Kunſt in die Gantmaſſe kommen müſſe; da heißt es: Ihr ſollt und könnt uns keine in ſich ruhenden Geſtaltungen der Kunſt liefern mitten aus dieſer ruheloſen, chaotiſchen oder mißgeſtalteten Zeit. Ihr müßt heraus aus dem Poetenwinkel, in dem ihr euch eine Welt zurecht macht; es kann kein Kunſtwerk mehr geben, das in ſich ſelbſt ſeine Erfüllung hat; der Befreiung des Menſchendaſeins muß auch die Kunſt zum Opfer gebracht werden.

Die Kunſt ſoll der Befreiung des Lebens geopfert werden, und ſie iſt doch eine der höchſten Erfüllungen des befreiten Lebens! Es ſoll hier etwas als Mittel aufgebraucht werden, was wieder als Endzweck zu erobern wäre. Iſt die Freiheit Geſundheit, ſo iſt Füllung und Entfaltung der Geſundheit die Schönheit nach allen ihren Seiten.

Auch hier trifft der weltliche Rigorismus wiederum mit ſeinem Gegenſatz, dem idealiſtiſchen, zuſammen: aller Schmuck und alle Zier des Lebens, alle blos für ſich geltende Schönheit ſoll abgenommen und in den Tiegel geworfen werden, um daraus ein materielles oder idealiſtiſches goldenes Kalb zu bilden.

Nur wenige in ihren Endpunkten ſich ſelbſt wieder auflöſende Dichterwerke entbehren des ethiſchen Grundzugs, ſonſt überall macht ſich eine beſtimmte Weltanſchauung des Dichters geltend, ſo ſehr auch die Einzelgeſtalten und das Ganze für ſich leben mögen. Dies iſt keineswegs eine oben aufgelegte abſtract bleibende Tendenz, ſondern gerade das innerſte Lebensmark.

Hieher wendet ſich auch die neuerdings vielfach

erörterte Frage über politiſche Poeſie. Die Politik kann gewiß mindeſtens ebenſo gut als jede andere menſchliche Beziehung Gegenſtand der Poeſie ſein, nur muß ſie ſich, wie alles zur Poeſie Gewordene, über die Rhetorik, über die abſtracte Declamation erheben; ſie muß die Regungen des Zeitalters mit dem ewig Menſchlichen verbinden und zum Kunſtwerk geſtalten, das mehr iſt als ein blos vorübergehendes Culturmoment. Schiller hat das in ſeiner erhabenen Weiſe dargethan, die gewaltigſten ſeiner Dichtungen durchſtrömt das politiſche Zeitbewußtſein, oft in prophetiſcher Weiſe, und wer wird ſeinen Geſtaltungen die Poeſie abſprechen wollen?

Die humanitäre Richtung widerſpricht demnach auch keineswegs der reinen Kunſt, wenn ſie es vermag, ihr Princip zum gleichſam unſichtbaren und doch überall wirkenden zu verarbeiten, wenn dies, wie der Schulausdruck ſagt, immanent iſt.

Es iſt dabei nicht zu befürchten, daß aus der humanitären Richtung eine Armenhauspoeſie entſtehe, der alle freie Schönheit abgeht. Wir in Deutſchland namentlich, ſo ehrlos auch unſere Rechtszuſtände ſind, haben noch ſo viel unverwüſtliche Innigkeit des Volkslebens, es iſt noch ſo viel Sonnenſchein, ſo viel Wieſen- und Waldgrün zwiſchen die Hütten der Armen gebreitet, daß Herz und Auge ſich ſattſam daran erquicken mag. Nur ſoll man ſich nicht an dieſen allein erfreuen, den herzzerreißenden Jammer und die Noth der Armuth überhören, das Zerfallende überſehen, oder gar als maleriſch betrachten. Der Poeſie wird und

muß es immer verſtattet bleiben, lieber im holden Maien zu weilen, als im ſtarren Winter, lieber die Menſchen im Feſtesſchmuck zu Tanz und Spiel zu geleiten, als mit ihnen am Hungertuch zu nagen. Das iſt nicht eitle Genußſucht, feige Flucht vor der Wirklichkeit; die Poeſie wie die Muſik hat ihre reichſten Töne für den Schmerz, ſie werden überall hereinklingen, nur ſollen ſie nicht als bloße Diſſonanzen gefaßt werden.

Die Poeſie wiederſpiegelt die Welt, zunächſt ohne andere Tendenz als die, der Wahrheit, das heißt der ewigen, wie ſie in den mannigfachen Geſtaltungen ſich kundgiebt, die Ehre zu geben; die Poeſie als ſolche iſt deshalb nicht tendenziös im gewöhnlichen Sinn, die Poeſie iſt kein Vorſpannpferd für allerlei Tendenzen, um den ſtecken gebliebenen Staats- und Geſellſchafts-wagen über Berge und durch unwegſame Gründe zu führen; der alte Pegaſus hat nebſt ſeinen geſunden vier Beinen, mit denen er auf dem Lebensboden ſteht, auch noch ſein Flügelpaar, mit dem er ſich nach Herzens-luſt frei aufſchwingt.

Die Poeſie richtet euch eure Schulen, Fabriken, Gefängniſſe, Kanzleien ꝛc. nicht beſſer ein; ſie zeigt euch aber das Walten der ewigen Urmächte unter der Ober-fläche des Lebens, ſie ſtellt euch Verknüpfungen von Urſache und Wirkung dar, die ihr ſo anſchaulich ge-wöhnlich nicht erkennt. Aus dieſer tieferen Erfaſſung des Lebens erſchließt ſich nothwendig die Humanität, die Allgerechtigkeit. Es iſt aber nicht Aufgabe der Poeſie, aus der freien Compoſition heraus die Staatseinrichtun-gen unmittelbar umzugeſtalten, zu ordnen und zu leiten.

Man kann die Erlöſungsbedürftigkeit der modernen Welt erkennen und durch Geſtaltungen wach rufen, ohne darum Erlöſer ſein zu können.

In einer Zeit der Maſſenkämpfe, in einer Zeit des Friedens, da keine gewaltigen beherrſchenden Charaktere auftreten, erſchließt ſich immer mehr das Bewußtſein, daß das Schickſal nicht mehr von einzelnen durch Bildung und Macht Hervorragenden oder Hochſtehenden ausgeht. Man hört ſo oft klagen, daß es keine großen Männer mehr gebe; umgekehrt ſollte man daraus gerade die tröſtliche Erkenntniß entnehmen, daß das Durchſchnittsmaß größer geworden iſt, daß es weniger kleine Menſchen giebt.

Auch in dem Lebensdrama, das ſich jetzt aufführt, kommt es nicht mehr auf einzelne Heldenſpieler, ſondern auf das Zuſammenſpiel an. Die Kunſt wird ſich noch immer einzelne Charaktere als Mittelpunkt für die Gruppirung wählen und ihnen das Hauptlicht zuwenden müſſen, aber auch hierin macht ſich bereits das neue Princip geltend.

Die Poeſie, die ſich dem Leben anſchließt, hebt nun nothwendig Charaktere aus der ſogenannten Maſſe heraus, ſie als Typen aber mit individuellem Leben betrachtend. Was ehedem blos Staffage war, wird jetzt zum Mittelpunkt, im Leben wie in der Dichtung. Der Chor wird aufgelöst in einzelne Stimmen oder gar als Chor zum Helden gewählt.

Die volksthümliche Poeſie hebt Individuen aus jenen Kreiſen heraus, die man ſonſt nur als Geſammtheit zu faſſen gewohnt war. Sie zeigt hier die mehr

oder minder vollendete Abgeſchloſſenheit des individuellen Lebens, ſeine Hinderniſſe und Förderungen, die Vereinſamung und Verlaſſenheit auf der einen und die gewaltſame Gebundenheit auf der andern Seite.

Wie es eine der höchſten Aufgaben der Philoſophie iſt, der Einigung zwiſchen dem freien Einzelwillen und dem nothwendigen göttlichen Geſetze, dem Allgemeinwillen, nachzugehen, ſo ſtellt ſich dies der Poeſie concret als die Aufgabe dar, das freie Individuum wieder in ſeinem Zuſammenhang mit Welt- und Menſchenleben aufzuzeigen.

Welche Wendungen daraus für das wirkliche Leben hervorgehen werden, wie die freien Vereine u. ſ. w. Einzelwille und Einzelintereſſe mit dem Geſammten verſöhnen mögen, das liegt außerhalb des poetiſchen Bereiches. Die ſpröde Wirklichkeit folgt keinen vorgreifenden allgemeinen Beſtimmungen, und hierin liegt ein tiefes Geſetz. Jede Verwirklichung eines vorher gefaßten Gedankens iſt nicht blos deſſen materielle Ausführung und Bethätigung, demnach baar und ledig alles innern Lebens und nur dem von Außen überkommenden Gedanken Folge leiſtend; vielmehr iſt mit jeder Bethätigung oder Bewerkſtelligung eines Gedankens eine weſentlich neue Schöpfung deſſelben nothwendig verbunden. Hierin bekundet ſich das Innewohnen des Geiſtes in allem Thun. Darum kann ein nachfolgendes Geſchlecht nie die Entwürfe eines vergangenen ganz als ſolche ausführen. Darum muß jede noch ſo hohe und in ſich abgeſchloſſene Offenbarung, wenn ſie zum Leben wird, zugleich als eine andere erſcheinen; ohne dieſes

wäre ſie nicht dem neuen Leben wahrhaft zu eigen geworden, es fehlte das lebendige Fortwirken des Geiſtes, die täglich wiederkehrende Erneuerung der Welt.

Die Wirklichkeit bringt daher zu Allem neue, unberechenbare Bedingungen herzu, die mit Beibehaltung des gefaßten Grundgedankens eine neue Schöpfung erheiſchen.

In dem Weſen der neuen Menſchheitsbefreiung liegt es, daß ſie nicht mehr Sache eines einzelnen Geiſtes oder einiger iſt, ſondern daß die Geſammtheit mit vereinter Kraft das neue Leben bewirken muß. Hier müſſen ſich dann Ergebniſſe herausſtellen, die Alles überragen, was ein Einzelner aus ſich allein finden mochte.

Hiebei wird es aber immer eine größere oder geringere Zahl Führer geben. Wie bei den Evolutionen großer Heeresmaſſen die Geübteren u. ſ. w. heraustreten und vorſchreiten, um ſodann durch ihre Stellung die Richtung zu bezeichnen, in die die Geſammtmaſſe nachzurücken und zu ferneren Bewegungen ſich anzuſchließen hat, ſo wird es auch im Gebiete des Geiſtes und des Lebens überhaupt ſein. Die Bedeutung und die Zahl der kleinen in die Maſſe verſteckten Führer wird aber immer um ſo größer werden.

Auf dem vorliegenden Gebiet mag ſich bereits als Thatſache ergeben, daß die Darſtellung volksthümlicher Zuſtände — ſo getrübt ſie auch durch Effectmacherei und dergleichen ſein mag — unaufhaltſam iſt und ihr ſonach ein nothwendiges geſchichtliches Geſetz zu Grunde liegt.

Mit dem Streben, aus dem Volke heraus ſein innerſtes Weſen erkennen zu laſſen, geht nothwendig auch das hervor, auf dieſes Weſen einzuwirken, denn nicht das ſchlechthin Wirkliche iſt Geſetz, ſondern das Höhere, in der ewigen Natur Gegründete.

Hieraus ergiebt ſich zunächſt die Schriftſtellerei für das Volk.

Die Dichtung für das Volk,

mit beſonderer Beziehung auf Hebel.

Ich behalte auch hier wesentlich die Dichtung im Auge und lasse das, was man im Allgemeinen als populäre Schrift bezeichnet, dahingestellt.

Hebels Wirken war auch in diesem Bereich ein vorherrschend dichterisches. Wenn er auch Vieles aus den Naturwissenschaften dem allgemeinsten Verständniß zugeführt hat, wenn auch z. B. seine Erklärung des Weltgebäudes als ein Meisterstück populärer Darstellung betrachtet werden muß, so liegt seine Hauptkraft und Wirksamkeit doch in dem Dichterischen, das er in diesem Bereich schuf und formte.

Die vorherrschende Rücksicht auf das Dichterische schließt hiebei aber keineswegs die Betrachtung der Bildungsinteressen im Allgemeinen aus, vielmehr vermischen sich diese auf natürliche Weise. Wenn bei der Dichtung aus dem Volk der Selbstzweck in erster Reihe stand und erst an ihm sich die Richtung und Maßgebung durch das Allgemeine abnehmen ließ, so tritt hier schon von vorn herein die Bezugnahme für ein Anderes in den Vordergrund.

Die volksthümliche und die volksmäßige

Literatur ergänzen ſich wie Arterien und Venen, jene leiten den Lebensſaft aus dem Herzen, dieſe führen ihn zurück.

Das Volksthümliche und das Volksmäßige iſt daher kein der Weſenheit nach Verſchiedenes. Wir müſſen es blos, wie das überhaupt mit den Strömungen ein und deſſelben Seelengrundes geſchieht, begrifflich trennen, um jedes in ſeiner Beſonderheit ſchärfer zu faſſen.

Wie wir uns bei der Dichtung aus dem Volk in die Urgründe des dichtenden Subjectes zu vertiefen trachteten, ſo müſſen wir hier vor Allem die Bedingungen des Objectes zu erforſchen ſuchen; wie wir dort die ſeeliſche Innerlichkeit aufzudecken ſtrebten, müſſen wir hier den geſchichtlichen Thatſachen nachgehen.

Flüchtiger Abriß der höhern und volksthümlichen Bildungsgeſchichte.

Die gebildetſten Völker des Alterthums, Juden und Griechen, zeigten ihre Stufe der Erkenntniß in dem Geſammtleben der Nation. Ihre Bildung trieb aus dem innerſten Kern des nationalen Lebens und ſtrömte durch alle Aeſte und Zweige. Was die Zeit an Weisheit und Einſicht in ſich hegte, trat weſentlich als Geſtalt des Lebens, als Staatsform, Cultus u. ſ. w. heraus und mußte nicht erſt auf abſtractem Weg als Errungenſchaft des innern iſolirten Menſchen gewonnen werden. Was die Nation von ihrem Geiſte in Schriften niedergelegt hatte, gehörte nach Inhalt und Form dem geſammten Volk; ſo bei den Juden die Bibel, bei den

Griechen in ähnlicher Weiſe die homeriſchen Dichtungen. Gab es auch bei den Griechen ariſtokratiſche Bildungskreiſe, bei den Juden einen abgeſchiedenen Prieſterſtamm, ſo trat doch das, was höher ſtehende Geiſter über das Vorhandene hinaus, oder es berichtigend, in ſich hegten, bei den Griechen in der Debatte und Volksrede, bei den Juden in der prophetiſchen Verkündigung heraus. Der Menſch ſprach zum Menſchen, im lebendigen Wort, das nach Gehalt und Geſtalt dem allgemeinſten Verſtändniß nahe liegen mußte.

Was die Griechen ſpäter in eleuſiniſchen Myſterien, die Juden in der Tradition hatten, die nur Eingeweihten ertheilt wurden, fällt in die Zeit, da Einzelne ſich von der Geſammtheit ablösten, der Stamm des Volkslebens herzſpältig wurde und in ſich zerfiel.

In der Blüthezeit des jüdiſchen und griechiſchen Nationallebens kann von einem populären und höheren Bewußtſein nicht die Rede ſein. Die Weisheit und Erkenntniß ergab ſich aus den unmittelbaren Geſtaltungen der Welt, man lernte in und mit derſelben ihren Geiſt kennen, der nicht von außen eingeblaſen war und ſich getrennt denken ließ, man hing natürlich mit allen zuſammen. Religion, Geſetzeskunde u. ſ. w. waren keine Wiſſenſchaften im heutigen Sinn, man ſah ſich überall natürlich mit denſelben zuſammengeſchloſſen. Darum waren die Weiſen der Griechen, die Propheten der Juden auch Männer aus dem Volk, beſtimmten Lebensthätigkeiten hingegeben, nicht blos der Welt entfremdete Gelehrte; ihre Mittheilungen und Offenbarungen durchſtrömte der Saft und bedeckte die Farbe des wirklichen

Lebens. Und hatte ſich je einer zeitweilig auf eine einſame Warte geſtellt, ſo mußte er durch die öffentliche Rede dem Volksgeiſt und ſeinem Ausdruck ſich hingeben.

Die Römer, deren Bildung keine urſprüngliche war, hatten damit eben keine ſtreng volksthümliche. Vorherrſchend der That nach außen, minder der innerlichen in ſich abgeſchloſſenen Entwicklung zugewendet, bilden die Römer einen eigenthümlichen Uebergang zu der neuen Zeit.

In der Bildung der neuen Welt trat ein ganz veränderter Entwicklungsgang ein. Geiſt und Welt trennten ſich, ihre organiſche Verknüpfung ward aufgelöst. Die neuen Völker ſollten den reinen Menſchen in ſich aufnehmen und ausbilden, ihre beſonderen Nationalgeiſter kamen dabei nicht in Betracht. Der Geiſt vertiefte ſich in ſich, wußte und wollte nichts von einem organiſchen Ergebniß des Lebens, das Allgemeine allein galt, das abſtract Wahre ſtellte ſich für ſich hin. Religion und ſpäter auch Geſetz kam nicht mehr aus der Geſtaltung des Lebens, es wurde abſtract und von außen empfangen. So kam es denn, daß Religion, Geſetzeskunde ꝛc. Wiſſenſchaften wurden, die ſich nicht mehr als Ergebniß des Lebens faſt unbewußt jedem erſchloſſen, ſondern die eine Iſolirung der Seele in ſich und vom Leben der Außenwelt nothwendig machten. Die Gelehrſamkeit ward ein ausſchließlicher Beruf. Der Gelehrte hat keine andere Thätigkeit mehr als ſeine Wiſſenſchaft, deren Ergründung und Erweiterung. Dazu kam dann in ſpäterer Zeit die Erfindung der

Preſſe, die die perſönliche Mittheilung und unmittelbare Verſtändigung immer mehr zurückdrängte.

Es baute ſich ein eigenes Reich des Geiſtes auf, mit eigener Sprache und eigenem, dem Volksbewußtſein fremdem Inhalt.

Die Literatur- und Culturgeſchichte gingen ihre geſonderten Wege und letztere hinkte oft nur mühſam von ferne nach. —

Aus dieſem flüchtigen Ueberblick mag ſich ergeben, welche Bedeutung die neuzeitliche Richtung nach einer volksthümlichen Literatur haben mag.

Wir dürfen es nicht beklagen, daß das nationale Organiſche der alten Völker aufgelöst iſt, oder es verſuchen, ſolches in ſeiner alten Abgeſchloſſenheit wieder herzuſtellen. Die Weltgeſchichte thut einen Schritt, den ſie vorwärts gethan, nicht mehr zurück, und in den Geſetzen, die zu Grunde liegen, offenbart ſich eine höhere Weisheit.

Die neueren Völker ſollen das allgemein Menſchliche in ſich ausbilden, dabei aber die volksthümlichen Mannigfaltigkeiten wahren.

Wie man im Ausdruck wiederum zu den Nationalſprachen zurückgekehrt iſt, ſo wird auch der Inhalt immer mehr mit dem geſammten Volksbewußtſein zuſammenſtimmen.

Die neueren Völker lernen einander in ihren geſonderten Sprachen verſtehen und werden nach Innen immer mehr lernen, die fortgeſchrittene Erkenntniß einzelner Hochſtehender mit der Geſammtheit zu vereinen.

Die Literatur ſteht aber immer nur in zweiter Reihe, oder wie man es nehmen will, als vorbereitende da.

Der Geiſt, die Erkenntniß, muß im Leben, in Sitten, Bräuchen, Geſetzen und öffentlichen Einrichtungen daſtehen; er ſoll weniger gelernt und geleſen, als erlebt werden.

Ein großer Theil der heutigen Schriften ſoll zur Seite gelegt werden, wenn das Leben einſt wieder vom Geiſte durchdrungen iſt, wenn man ſich wohlig von ihm umſchloſſen fühlt; die Menſchen ſollen ſich zu ſchönen Thaten zuſammengeſellen, ihre Erhebung und ihre Freude nicht vorherrſchend in der Einſamkeit aus den dunkeln Lettern der Schrift herausleſen.

Vorerſt aber bleibt uns noch die Schrift.

Dem Weltgeiſte ſteht in der neuen Zeit ein Mittel zu Gebote, deſſen unabſehbare Folgen wir kaum ahnen können.

Die Erleichterung des perſönlichen Verkehrs iſt eine Ergänzung der Preſſe und eine Rückkehr in die ihr vorangegangenen Zeiten, nur, wie alle aus der Fortentwicklung ſich ergebende Rückkehr, reicher und mächtiger.

Es wird immer weniger iſolirte, weltvergeſſene Geiſter geben. Die Einzelnen innerhalb der Nationen wie die Nationen gelangen gegenſeitig zu einer Verſtändigung, wie ſie keine Periode der Geſchichte aufweist. Wir können kaum ahnen, welch eine Wiedergeburt die Menſchheit feiern wird.

Man hat oft behauptet, ſchon das nordiſche Klima widerſtreite den demokratiſchen Lebensformen, den ſtändig wiederkehrenden oder zeitweiligen Volksverſammlungen

und dergleichen; durch die Eisenbahnen und was sich darum und daran fügt, können aber Massenversammlungen zu Stande kommen, wie sie das Alterthum nie kannte.

In dem wahren geschichtlichen Fortgang liegt es aber, daß wir dadurch der vorangegangenen Momente nicht verlustig werden, sondern die alten Entwicklungsstufen darin bewahren. So lebendig und persönlich auch die Verständigung und Entzündung der Geister sein wird, wir behalten dennoch die Presse. In ihr wird uns eine Vorerörterung und folgende Erweiterung der persönlichen Berührung bleiben, die stets um so fruchtreicher sein wird, weil sie den frischen Lebensathem haucht.

Wenn irgend je, so ist jetzt die Verständigung des lange isolirt gewesenen höheren Allgemeingeistes mit dem Volksgeiste um so nothwendiger und fruchtreicher.

Vorerst bleibt uns hiefür die Schrift.

Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksschriften und deren Inhalt.

Die naive That ist bei den modernen Völkern überhaupt und bei uns Deutschen fast ganz verloren gegangen; die Erkenntniß geht der That vorauf und das reflective Bewußtsein begleitet sie. Im Alterthum geschah die That wie im Drama so im Leben ohne Schwanken, gewissermaßen durch Naturnothwendigkeit, durch den Rathschluß der Götter. Bei den modernen Völkern herrscht die Reflexion vor. Das Feuer blitzt lange vorher auf, ehe der Donner nachfolgt und oft ist es nichts als sich selbst auflösendes Wetterleuchten.

Das aber ist das unergründete geheimnißvolle Wesen der That, daß sie oft mehr und weniger und anderes wird, als der vorgreifende Gedanke in sich schloß; sie wird wieder unmittelbares Leben.

Wir können keinerlei Vorerörterung abwehren, wir müssen nur streben über die Kritik hinauszukommen. Und leider ist Vieles bei uns oft bis zum Aberwitz erörtert, bevor es ins Werk gesetzt wird.

Es kann daher nicht wundern, daß auch die volksthümliche Literatur in Frage gestellt wird.

Es bedürfte einer großen, geschichtlich begründeten Darlegung, den Zusammenhang der neuzeitlichen volksthümlichen Richtung in unserm Vaterlande mit der alten darzuthun. Ich fühle mich aus Mangel an umfassender Kenntniß nicht zur Lösung solcher Aufgabe geeignet. Auch macht sich ja, wie das Beispiel Hebels zeigen wird, alle Fortbildung doch auch wieder auf individuellem naturtrieblichem Wege, und nicht aus Erkenntniß der Nothwendigkeit. Die Luft der Zeit führt Jedem Elemente zu, die ihn unbewußt in die genetische Entwicklung des Gesammtlebens führen.

Ich wende mich daher blos zur Erörterung einiger in der Gegenwart schwebenden Fragen.

Vor Allem müssen wir die Radicalfragen beantworten: giebt es eine besondere Volksliteratur? Soll es eine solche geben? Muß nicht vielmehr Alles, was wirklich wahr und schön ist, allen Volksgenossen zugänglich und förderlich sein? Liegt in der Bildung der Volksliteratur nicht eine neue Aristokratie?

Die erste Frage beantwortet sich einfach aus der

Geſchichte, die thatſächlich beweist, daß dieſe Erſcheinung im Bildungsgang der neuen Geſchichte begründet iſt. So lange Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt ein organiſches Erzeugniß des Volkslebens ſind, werden alle geiſtigen Errungenſchaften nach Gehalt und Geſtalt gemeinſam; ſobald aber die Bildung ſich aus der Abſtraction heraus fortſetzt, geſtaltet ſich eine höhere und eine niedere. Die Aufgabe der Volksſchrift iſt, jene mit dieſer zu vermitteln; der aus dem unmittelbaren Leben erwachſenden Bildung die allgemeinere zuzuführen, an das unmittelbare Leben anzuknüpfen und von da aus höher zu leiten.

So wäre alſo die Volksliteratur nur formell von der höheren unterſchieden? Ihre ganze Eigenthümlichkeit beſtünde in der veränderten ſprachlichen Gewandung?

Keineswegs. Das, was man dem bloßen Begriff nach die Form nennt, iſt in geiſtigen Dingen zugleich auch eine untrennbar andere Weſenheit. Indem alſo die Volksſchrift die Schönheit und Wahrheit an das unmittelbare Leben anſchließt und aus ihm entwickelt, kommen neue, weſentliche Bedingungen hinzu. Keine Kunſtform ſteht mit der Bedingung der Volksmäßigkeit in Widerſpruch, aber erſt, wenn die Unmittelbarkeit des Lebens durchgeklärt iſt, kann man zu Eroberungen aufſteigen, die auf der reinen Höhe des an ſich freien Geiſtes gemacht wurden, und dann iſt alles wirklich Wahre und Schöne allen Volksgenoſſen zugänglich und förderlich, denn es erhob ſich vom Lebensboden in ſeine freie Höhe.

Was aber die Frage der Ariſtokratie betrifft, ſo

hängt ſie mit jenen Einwürfen der radikalen Faulheit zuſammen. Es giebt Viele, die einſtweilen nichts thun, weil ſie nicht das Aeußerſte und Letzte, was ihnen im Sinne liegt, bewirken können. Zur eigenen Selbſtbeſchönigung erfinden ſie dann allerlei verwerfliche Bezeichnungen für diejenigen, die nun einmal die Gegenwart auch für etwas halten, wovon man ſich nicht in eitler Großſprecherei zurückziehen darf.

Es giebt Viele, die gar ſchön von ihrer Liebe zum geſammten Volk, von ihrem Opfermuth für daſſelbe reden: aber einmal ſich ihrer ſtolzen Formen zu entkleiden und ſei es auch nur ein Kleines den verlaſſenen Geiſtern zu bieten, dazu haben ſie nicht Liebe und Opfermuth genug. Das iſt wohl eher eine Ariſtokratie.

Andere befürchten auch von einer Volksliteratur eine Verwilderung des Geſchmacks, theils aus überfeinem geiſtigem Hochmuth, theils aus wirklichem Intereſſe für die Wahrung der errungenen Kunſtſtufe. Ich behalte die letzteren im Auge. Allerdings wäre es traurig, wenn eine Nützlichkeitspoeſie überhand nähme, bei der man jede höhere Anforderung der Kunſt damit zurückwieſe, daß man doch Gutes verbreite und ſtifte. Dies trifft aber nicht blos die Volks-, ſondern jede bloße Tendenzſchrift. Die echte Volksſchrift kann auch den Geſetzen der Kunſt entſprechen, ja ſie muß es, weil ſie ſonſt im Geiſte des Leſers eine Unbefriedigung zurückläßt, die alles in ſich Unfertige erregt.

Das eben iſt die beſondere Schwierigkeit der dichteriſchen Volksſchrift, daß man bei ihrer Abfaſſung des vorgeſetzten lehrhaften Zweckes vergeſſe und das volle

Leben walten laſſe. Der Volksſchrift die Bedingungen der Kunſt erlaſſen, heißt ihre ſelbſtändige Bedeutung in ſich aufheben, ſie aus dem Zuſammenhang der Geiſtesentwicklung ablöſen und der geiſtigen Errungenſchaft der neuen Welt verluſtig machen.

Es giebt neuerdings viele Bücher, die man die Unglücksliteratur nennen könnte; ſie entſtehen bei Ueberſchwemmungen, Brandfällen und dergleichen, und ſind gedruckte Armenbälle und Armenkonzerte. Die Kritik behandelt ſie oft mit Schonung, ihres mildthätigen Zweckes wegen. Aehnlich wollen Manche die Volksſchrift behandelt wiſſen, ſie ſagen: „Seid nicht ſo ſtreng, ſeht auf den guten Zweck.“ Gegen ſolche jämmerliche Bettelhaftigkeit muß Verwahrung eingelegt werden. Die Volksſchrift muß den nothwendigen Anforderungen der Kunſt und Wiſſenſchaft entſprechen, oder ſie genügt auch ihrem ſogenannten guten Zweck nicht.

Die Volksſchrift beſteht weder aus dem Abhub von der vornehmen Tafel, noch iſt ſie bloß eine für die Noth bereitete Armenſuppe. Aus der Fülle des Geiſtes läßt ſich leider die Verſöhnung und Schönheit leichter ſpenden, als aus der äußeren Welt.

Eine andere, nicht vom literariſchen, ſondern vom Standpunkt des Volkslebens ausgehende Entgegnung hält vor: „Das Volk hat ſich, trotz und in Folge gelehrter Entfremdungen, ein eigenes Geiſtesleben erhalten und fortgebildet; überlaßt die weitere Entwicklung ſeinem eigenen Leben ſelber. Warum ſoll jetzt auch hier im Walde literariſch gepfropft und geäugelt werden?“ u. ſ. w.

Dieſem Einwand ſtellt ſich aber die Thatſache gegenüber, daß ſelbſt in den wilden Wald die Cultur hineingereift, daß auch das urſprünglichſte für ſich Erwachſende der Vorſorge und Nachhülfe nicht entgeht. Das Volksleben iſt längſt kein ſtiller Wald mehr. Das organiſche in ſich gehaltene Leben iſt den mannigfachſten fremden Einflüſſen eröffnet.

Im Volksgeiſt haben Schule und Kirche und ſodann hauptſächlich das Soldaten- und Wanderleben, Beziehungen eröffnet, die eine Halbheit und Unfertigkeit hinterlaſſen; die Volksſchrift ſoll dieſe aufheben und zur Ganzheit und ihrem nothwendigen Endziel führen, die zerſtreuten Eindrücke ſammeln und in ſich abſchließen.

Das Bedürfniß des Leſens, das Ausſchauen nach fremden Gedanken und Ereigniſſen iſt einmal da, und ſo ſoll der entſprechende Stoff näher gerückt werden.

Wie die Geſangvereine, die ſich nach und nach auf die Dörfer ausbreiten, zunächſt dem Volke ſeine eigenen, mangelhaft gewordenen Lieder wieder auf die Lippen legen und erſt von hier aus auf die neuen Hervorbringungen übergehen ſollten, ſo muß auch die Volksſchrift zunächſt das im Volk ſelber liegende zum Klaren ausarbeiten. An der Pflege der Lieder können wir ſehen, wie der Gang der Geſchichte dem neuen Volksthum Bahnen vorzeichnet. Was ſich ehedem von ſelbſt erhielt, wird jetzt aus dem Bewußtſein heraus geſtützt; die pädagogiſche Stütze wird abgenommen werden, wenn einſt der Baum wieder erſtarkt iſt, in ſich feſtſteht und wurzelt. Wie das tönende Lied der bewußten Pflege

bedarf, ſo auch die ſtille Geſinnung und Empfindung im Herzen des Volkes.

Wie das Gewohnheitsrecht, als älteſte und natürlichſte Wurzel alles Rechtslebens, ſich fortgebildet und entwickelt hat, wie dies von der Geſetzgebung und weiterhin von der Wiſſenſchaft aufgenommen, tiefer begründet und in ſeinen Folgerungen erweitert wird, ſo nimmt die Philoſophie und Poeſie in der Volksſchrift alle Seiten des Volkslebens, das aus ſich Entſtandene und Entſtehende in ſeiner Berechtigung in ſich auf, erforſcht die zu Grund liegenden Geſetze und erweitert ſie in ideell ungehinderter Folgerichtigkeit.

Von der kleinen begrenzten Umgebung ausgehend, mag die Volksſchrift ausſchreiten in's Weite, zu Gedanken und Menſchen der großen Welt und zu Ruhe und Friede wieder zurückführen.

Hier iſt auch das allgemein Menſchliche und das Volksthümliche noch dermaßen eins, daß, wie bekannt, unſere alten deutſchen Volksbücher fremdländiſche Stoffe in ſich aufnehmen und heimiſch machen konnten.

Das eigentliche Stillleben, ſowohl in ſeiner urſprünglichen Umfriedung wie in ſeiner bereits vollendeten Ueberwindung der Welt iſt nur ſpärlich das Gebiet der Dichtung für das Volk. Die alten Volksbücher geben uns hiefür Maß und Richtung. Sie ſchicken einen Charakter aus dem Volke in ganz fremde Verhältniſſe und zeigen, wie er ſich da zurecht findet; oder ſie laſſen aus den Höhen des Lebens eine Perſönlichkeit die Niederungen des Daſeins durchdringen. Dort unterordnet ſich ein fremdes Leben der gewohnten Betrachtung, hier

wird das eigene Leben von fremder Anſchauung umgeſtellt; beides führt, von verſchiedenen Ausgangspunkten kommend, zur Erkenntniß der gewohnten und der fremden Welt.

In vergangenen Zeiten, da ſich die Zuſtände des Lebens noch beſtimmter und zuſammengehaltener gruppirten, war ſolche Durchführung leichter möglich, als in unſern Tagen des Individualismus.

Bei der Deutung und Erklärung der großen zeitgenöſſiſchen Welt mag man daher leicht dazu kommen, Alles in Einer Schrift abmachen zu wollen. Die Geſetze der Kunſt wie die der äußeren Zweckmäßigkeit, die eigentlich eins ſind, widerſprechen aber ſolchem Verfahren. Allerdings durchdringen ſich alle Richtungen des Lebens, aber bei dem einzelnen Kunſtwerke muß das einfache Motiv feſtgehalten werden.

Man wird in Geſellſchaften häufig Menſchen finden, die man die Toaſtverderber nennen könnte. Bringt einen Trinkſpruch aus auf eine Richtung oder Perſon, ſie werden alsbald noch etwas hinzufügen, was allerdings auch ein Hoch verdiente, ſich aber zu einem beſondern eignet.

Solche Toaſtverderber giebt es auch in der Literatur, zumal in der volksmäßigen; ſie zerſtreuen in ihrer Unmacht den auf das Eine gerichteten Sinn und zerſtören den Eindruck.

Die Welt iſt ſo groß, die Thätigkeit des Lebens ſo mannigfach, daß man nicht Alles von Einem und auf Einmal erwarten darf.

Die Einfachheit der Motive ſchließt aber keineswegs

in ſich, daß zu den Charakteren nur Eine Farbe verwendet werde, ſchneeweiß und kohlſchwarz und roſenroth; das hat allerdings eine augenblickliche Wirkung, aber keine weitere, denn im Leben vermiſchen und ſchattiren ſich die Farben.

Helle, friſche Lebensfarben ſind aber bei Charakteren und Ereigniſſen in der Volksſchrift unentbehrlich; die allgemeine Charakteriſtik genügt hier nicht. Das Leben zeigt uns hier wieder einen Grundzug. Man wird in den Bürger- und Bauernſtuben nur äußerſt ſelten Lithographien und dergleichen finden, die Bilder ſind hier immer und vorzugsweiſe farbenbekleidet, oder, wie man's nennt, illuminirt, oft etwas ungeheuerlich; dennoch erkennt man hierin, daß der Umriß und die Schattirung nicht genügt; man will wirkliche Farben. — Dieß muß auch auf die Volksſchrift angewendet werden. Die mehr abſtract allgemeine Zeichnung, die eine Ergänzung des Beſchauers erfordert, iſt hier nicht ausreichend, die Farbe bildet zunächſt das Anziehende und erſt nach ihr die Zeichnung.

Soll die Volksſchrift der Wirklichkeit Maß und Richtung geben, ſo muß ſie auch von der Wirklichkeit ausgehen, nicht nach einem abſtracten Schema arbeiten. Die moraliſchen Kunſtgärtnereien mit ihren in Miſtbeeten und unterm Glaskaſten gezogenen überraſchenden Frühgemüſen, die moraliſchen Muſterwirthſchaften mit ihren wohlgeſäuberten Dörfchen Freudenberg und Friedenthal und dergleichen, mit ihrer Bevölkerung von affectirten Kindernaturen, voll ungeſalzener butterweicher Empfindſamkeit, und dem „Vater Ehrenreich,“

dem als Bauer verkleideten Pfarrer an der Spitze, können mit der ganzen Erlogenheit ihres Apparats höchstens den Spott erregen.

Die moraliſchen Muſterwirthſchaften können ſich nicht aus ihrem eigenen Ertrag geſtalten und erhalten. Wie bei den rein ökonomiſchen die Mittel der Anſchaffung u. ſ. w. in der Regel auf fremdem Gebiet gewonnen und aus ihm herzugebracht wurden, ſo iſt auch in den moraliſchen Muſterwirthſchaften der Geiſt, der ſie anlegt und hält, in irgend einem Schulſyſtem, einer Theorie, aber nicht aus dem Leben gewonnen worden.

Wer aber auf das wirkliche Leben einwirken will, muß auch das wirkliche Leben faſſen und auf ſich ſtellen.

In vergangenen Zeiten hegte man das Ideal einer Prinzenerziehung; ſpäter wurde und wird vielfach alle Hoffnung auf die ſtudirende Jugend geſetzt; es iſt nicht mehr als billig, daß man einmal auch von unten auf anfange. Das geſunde Völkerleben geht nicht allein von den Studirten aus, es muß ein Ergebniß des geſammten Bürgerthums werden. Die höchſte Bildung wird von der populären nicht aufgewogen. Die Volksſchrift kann mit ihren einfachen, nicht geiſtreich aufgeſtutzten Wahrheiten auch wieder zurückwirken auf manche verfeinerte Kreiſe. Es giebt manchen Don Ranudo von und zu Geiſtreichenheim, deſſen leerem Magen das einfache Schwarzbrod des Landvolkes gar ſehr zu ſtatten kommen wird, wenn er ſich auch den Anſchein giebt, es nur koſten zu wollen, um zu erproben, mit was ſich das „niedere Volk“ nährt.

Wie die Religion ſchlicht und einfach Allen werden muß, wie in ihrem Innerſten etwas Fremdes und Ungehöriges iſt, wenn ſie das nicht zu werden vermag, eſoteriſche bevorzugte Geiſter in Anſpruch nimmt; ſo muß auch die Selbſtändigkeit des Geiſtes Allen werden. Ein Zuſtand der Dinge, der dieſes nicht verträgt, und ſich demzufolge dagegen ſtemmt, iſt eben damit ein von Gott, dem ewigen Geiſte, verworfener, unrettbarer. —

Aus dem Inhalt der volksthümlichen Schrift ergeben ſich auch die Bedingungen der volksthümlichen Sprache.

Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede.

Mit Berufung auf die oben dargelegte Skizze der alten Bildungsgeſchichte mag die Behauptung feſtſtehen, daß ohne perſönlichen, lebendig freien Verkehr, ohne Volksverſammlung keine wahrhaft volksthümliche Sprache möglich iſt.

Franzoſen und Engländer, die ſich in einem freieren Staatsleben bewegen, mögen dies auch in neuerer Zeit beweiſen. Sie haben eigentlich keine ſo getrennte volksthümliche Literatur und namentlich keine ſogenannte populäre Sprache. Alles iſt, wenigſtens ſprachlich, für die ganze Nation geſchrieben.

Wohl ſind ihre Sprachen ſchon dadurch allgemein verſtändlich, weil ſie, der reinen Urſprünglichkeit ermangelnd, nicht neuer Schöpfungen fähig ſind; ſie ſind dadurch minder ſubjectiv, ſtehen allgemein feſt. Das Gemein-

verſtändniß, das durch die Dialekte hindurch eine gewiſſe Ausdrucksweiſe für ſich erlangt hat, erhält ſich aber hauptſächlich durch die Theilnahme Aller an den Staatsverhandlungen. Jeder nach Einſicht, Bildung und Bethätigung Strebende lieſt die Verhandlungen der Volksabgeordneten, oder tritt in die Schaaren Derer, die eine allgemeine Berathung angeſetzt haben. Der durch Wiſſenſchaft und Talent Höherſtehende hört die Männer aus dem Volk ſelber reden, kennt ihre Geſichtspunkte, ihre Ausdrucksweiſen, von dieſen ausgehend führt er ſie dann mit ſich hinauf, ohne daß er ſich ein fremdes ungewohntes Sprachgewand anlegen muß. Er muß ſich dann aber auch ſagen: Das, was du hier nicht zum Verſtändniß bringen kannſt, muß in ſeinem Urſprung etwas Fremdartiges oder Unklares haben.

Hier tritt dann dieſelbe Wechſelwirkung wieder ein, die wir bei den Propheten der Juden und den Volksrednern der Griechen gefunden haben. Man ſteht wieder unmittelbar perſönlich einander gegenüber, indem der Menſch zum Menſchen ſpricht.

Man iſt in neuer Zeit allerdings von der Sprache der gelehrten Republik wieder zur Nationalſprache zurückgekehrt, aber es ergeben ſich überall die Merkmale, daß dieſe in den letzten Jahrhunderten nicht im freien, unmittelbaren Leben, ſondern in Studirſtuben und Büchern aufwuchs.

Frühlings Anfang iſt vorbei, draußen in der lebendigen Natur prangt Alles in würziger Blüthe, nach den wetterdeutigen Pancratius und Servatius ziehen auch die exotiſchen Pflanzen hinaus unter den freien

Himmel und ſie gewinnen hier, von der Sonne angeſtrahlt und in den freien Strömungen der Luft friſcheres Grün und lebendigeren Trieb, wie ſie nimmer in luftgeheizten Räumen und hinter Glaswänden finden konnten. . . .

Wir haben in Deutſchland hauptſächlich nur eine Seite der öffentlichen Rede: die Predigt. Durch dieſe iſt in mancher Beziehung eine höhere Ausdrucksweiſe im Volke allgemein verſtändlich und gäng und gäbe geworden. Theils mit Abſicht, theils ohne Bewußtſein ſind daher viele deutſche Volksſchriften in den ſalbungsvollen Ton der Predigt verfallen, deren Stichworte allerdings nicht ohne Wirkung ſind.

Ich werde im Verlauf dieſer Schrift noch hierauf zurückkommen. Hier, wo es ſich mehr um das Formelle handelt, mag nur hervorgehoben werden, daß der Predigt das Belebende durch die Gegenrede fehlt, wodurch der Volksgeiſt ſich mit Gehalt und Geſtalt des Gegebenen zurecht ſetzte und verſtändigte. Formell ließe ſich aus der Predigt noch entnehmen, daß das öftere Vorſetzen des Zeitwortes an den Anfang des Satzes ſtatt an den Schluß eine innere Berechtigung hat. Dieſe Abweichung von dem lateiniſchen Satzgefüge kommt nicht blos aus der Annäherung an den Bibelton, ſondern die mündliche Rede bedingt ihn vielfach, indem ſie erfordert, kurzweg und kecklich auf das Weſentliche loszugehen und die Aufmerkſamkeit auf die darauf folgende Subſtantiva zu ſpannen.

Die volksthümliche Sprache in umfaſſenderer Bedeutung erwächst nur in freien Volksverſammlungen.

Hier iſt es am Orte, das was der denkende einſame Geiſt aus ſich auferbaut und in wiſſenſchaftlichen Gebäuden feſt gegründet hat, zur wohnlichen Stätte für den Volksgeiſt einzurichten; hier allein iſt es gegeben, daß der Volksgeiſt das ihm nach Form und Inhalt Aufgedrungene abſtoße.

Zu Zeiten findet man noch, daß ein ſtiller Burſch beim Tanz hinaufſteigt auf die erhöhte Bühne zu den Spielleuten und er pfeift ihnen eine Weiſung vor, die ihm ſchon lang im Sinne gelegen, bis ſie ſie inne haben. Wie hebt und ſpannt ſich in Luſt dann ſein ganzes Sein, wenn die ſtill gefundene Weiſung nun von allen Inſtrumenten, von jedem nach ſeiner Art und doch gemeinſam heraustönt. Das iſt eine Freude, wenn man ſich ſo nach der im Innern gehegten Melodie frei bewegen kann und die Freunde rundum mit ....

Iſt es eitel Traum und Hirngeſpinnſt, wenn man hofft, daß es auch einmal im Reiche des Gedankens ſo ſein kann? Daß nicht immer vom Blatt und nach fremden Noten geſpielt wird, ſondern auch einmal wie es im eigenen Gemüthe klingt? ...

Vereinzelte Reden aus den vereinzelten deutſchen Volkskammern dringen auch bereits ins Volk, ſie ſind aber, da ſie nur zur Verſtändigung unter den Abgeordneten dienten, nicht weſentlich von der volksthümlichen Faſſungskraft bedingt.

Wenn ich die Geſtaltung des volksthümlichen Ausdrucks in der mündlichen Rede ſuche, ſo bin ich weit davon entfernt, die oratoriſchen Werke als volksthüm-

liche Schriften zu betrachten; dieſe ſind gerade am wenigſten dem entſprechend und männiglich weiß, wie manche hinreißende Rede im Druck matt und hohl iſt. Für die Schrift ſoll hier blos das geltend gemacht werden, daß ſich das Geſchriebene leicht laut leſen laſſe, daß die Erzählung den Charakter des mündlichen Berichts behalte; am rechten Orte eingeſchaltete Fragen ſind hier wie bei der mündlichen Rede von guter Wirkung, indem ſie zur Selbſtthätigkeit anregen. Das Volk liest laut oder auch leiſe mit dem Mund, und nicht blos mit den Augen. Weder die aus dem Lateiniſchen herübergenommene, in einander gefugte Satzbildung, weder der ſogenannte wiſſenſchaftliche Periodenbau, der alle Seitentaſchen mit Unter- und Nebenbegriffen vollgeſtopft hat, noch die kurze, haſtig abgekappte Satzbildung, die das Zeitungsweſen neuerdings aufgebracht hat, iſt hier am Orte.[1]

[1] Daß die freie mündliche Rede nicht nur in Aufnahme von Wörtern, ſondern auch im grammatikaliſchen Gebrauch der gewohnten, Neues allgemein feſtſetzen kann, zeigt ſich ſchon bei der Rede in den Volkskammern. Das öffentlich mündliche Gerichtsverfahren konnte bis jetzt nur vereinzelt wirken. Bezeichnungen wie: Belaſtungs- und Entlaſtungszeugen ꝛc. ſind nur am Rhein allgemein gebräuchlich. Die Kammerreden dagegen werden durch den Druck weiter verbreitet. Ich beanſpruche, beantrage, verausgabe, beanſtande, bevorworte und dergleichen fällt ſchon nicht mehr auf; hier wurde durch neue Vorſatzſylben geholfen. Es wurde, ſo viel ich weiß, zuerſt von Rotteck durchgeführt, daß man ſagt: ich anerkenne u. ſ. w. ſtatt des frühern: ich erkenne u. ſ. w. an. Dies könnte auch bei andern zuſammengeſetzten Zeitwörtern in Aufnahme kommen, wie bei hochachten, geringſchätzen, entgegenhalten, andeuten u. ſ. w. Wir haben zuſammengeſetzte Zeitwörter, deren Trennung oder beibehaltene

Unſeren jetzigen Verhältniſſen gemäß iſt der Begriff einer volksthümlichen Sprache nicht allgemein feſtzuſtellen; die Bildung der Zeit und des Landes ſetzen allerdings gewiſſe äußere Grenzen, das Individuelle bleibt aber auch hier maßgebend. Wir Deutſchen ſind ja überhaupt in Ausbildung des Individuellen, mit ſeinen Vortheilen für das rein Menſchliche und ſeinen Nachtheilen für das ſtaatlich Gemeinſame, am weiteſten voraus.

Es kommt jetzt nur darauf an, in wie weit der Schriftſteller mit der Empfindungs- und Ausdrucksweiſe des Volkes eins iſt. Dieß läßt ſich bis jetzt nicht in großen maſſenhaften Kundgebungen erkennen, ſondern muß im Einzelnen zuſammengeſucht werden.

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, deren Hinderniſſe und Förderung.

Durch die Vermiſchung von Volks- und Kinderſchriften iſt man auch vielfach zu dem falſchen Verfahren

Verbindung neue Begriffsſchattirungen oder ganz andere Begriffe geben, wie: durchſchauen, übertreten und dergleichen, hier bleiben natürlich beide Formen; bei den übrigen aber bedarf es nur der Gewöhnung, um ſie paſſend zu finden. So ungefüge dies auch anfangs ſcheinen mag, es wird ſich doch bald mundgerecht machen. Statt daß wir durch Trennung des Zuſammengeſetzten bisher das Abgelöste im Hinterhalt bewahren und mühſelig nachſchleppen mußten, könnten wir dadurch die Erhöhung einer Sprachſchönheit gewinnen, deren wir bis jetzt in der mündlichen Rede ganz verluſtig wurden.

Schon aus dieſem kleinen Beiſpiel mag man erſehen, wie ganz anders ſich die Sprache durch das lebendige Wort bildet, als wenn ſie blos für das Auge und die ſtummen Zeilen gehalten iſt.

gelangt, ſich im Ausdruck herabzuſtimmen und ganz die Redeweiſe des Leſers, den man ſich denkt, zu wählen. Wie aber ſchon diejenige Kinderſchrift die Kleinen anwidert, die ſich auf läppiſche Weiſe in ihre unbehülfliche Sprache hineinzwängt, ſo noch weit mehr und mit größerem Rechte das Volk. Man braucht nicht zu ſtottern und allerlei Theile auszulaſſen, um ſich einem ſchwer Hörenden und Sprechenden verſtändlich zu machen; dieſer verſteht gerade den am beſten, der am vollſten und rundeſten ſpricht. Die Volksſchrift muß auch das mit dem Volkslied gemein haben, daß ſie wie dieſes nicht unmittelbar für die ſtummen Zeilen des Drucks aufgenommen ſei. Wie das Volkslied zuerſt geſungen und ſpät erſt aufgeſchrieben wurde, ſo muß auch die Volksſchrift gewiſſermaßen erſt mündlich erzählt und dann erſt aufgezeichnet werden. Dadurch wird ſie auch um ſo geeigneter, laut geleſen zu werden, wie meiſtentheils geſchieht. Auch iſt nicht nöthig, daß Alles gleich beim erſten Leſen ſo plan und platt ſei, daß keine Nachleſe mehr gehalten werden kann; gerade dieſe erfreut am meiſten, weil ſie die Thätigkeit des Suchens und die Ueberraſchung des Findens gewährt. Im Volke wird eine Geſchichte mehr als Einmal geleſen, und da iſt es gut, wenn man davon noch eine beſondere Ausbeute hat. Dieſe wird aber nicht dadurch für den glücklichen Finder verſteckt, wenn man — wie namentlich häufig die Herren Pfarrer thun — auf jedes Hauptwort eine ganze Meute von Beiwörtern hetzt; die Bezeichnung der Spur genügt.

Sehr häufig, wenn man mit einem Menſchen

fremder Zunge die eigene Sprache ſpricht, ſucht man durch Schreien und Radebrechen ſich verſtändlich zu machen. Gleicherweiſe glauben Viele, die durch die Schrift zum Volke reden, die Worte für ein und dieſelbe Sache häufen und noch mit zentergewichtigen Beiwörtern belaſten, oder andererſeits radebrechen zu müſſen. Die Volksſprache iſt aber keine fremde Sprache, es ſind dieſelben Worte und Zeichen, nur urſprünglicher und von der Anſchauung ausgehend.

Wie bei der Dichtung aus dem Volk manche ausgeprägte gangbare Begriffe und Ausdrücke wieder eingeſchmolzen und flüſſig gemacht werden müſſen, ſo noch weit mehr in der Schrift für das Volk. Wir glauben zum Beiſpiel volksthümlich zu reden, wenn wir von „Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Beſtrebungen“ u. ſ. w. ſprechen. Volksthümlich aber iſt es nur, wenn wir die Sache auf die oder von welcher dieſe Seelenzuſtände ausgehen, anſchaulich vorführen und dabei ſagen, „nun denken, fühlen“ u. ſ. w. wir.

Das von anderweit fertig Ueberkommene muß hier in ſeine urſprüngliche Entſtehung zurückgeführt werden. Ein geſunder Takt muß davor bewahren, Abgedroſchenes wie eine neue Ernte zu behandeln.

Es iſt noch nicht lange, ſeitdem in der Literatur die Mode abkommt, die natürlichen Haare wie eine Perücke aufzuſtutzen, das Alltäglichſte in hohe Redensarten einzumummen, von denen man nicht laſſen zu können glaubt und ohne welche allerdings die Blößen ſich ſchneller kundgeben würden. Wie leicht laſſen ſich Phraſen hin und her drehen; aber in einfacher Sprache

zeigt ſich ſchnell, was Einer zu bieten hat. Seitdem alle Wiſſenſchaft ſich dem Leben näher anſchließt, verliert ſich auch die Zigeunerſprache der Kathederweisheit mehr und mehr. Die lebendigſten Wahrheiten erſtarren leicht zu Formeln, mit denen die Nachbeter groß thun wie mit ſelbſt gemachten Eroberungen. Muß man dieſe aber im Leben umſetzen, ſo ergiebt ſich bald, in wie weit das Angeeignete auch ein Eigenes geworden. Alles das iſt von unberechenbarem Einfluß auch auf die volksthümliche Sprache und Schrift. Es wird und muß immer Erörterungen geben, die weit über das ſogenannte volksthümliche Bewußtſein hinausragen, die ſchon von vornherein auf einer erhöhten Stufe beginnen und deren Ergebniſſe nur vereinzelt und auf Umwegen in das Volksbewußtſein zurückkehren; je klarer und beſtimmter ſich ſolche aber bewegen, um ſo raſcher und erſprießlicher iſt ihre Rückkehr in's Leben.

Vielfach geltend iſt auch die Anſicht, daß die erſte Bedingung einer volksthümlichen Sprache ihre Reinigung von Fremdwörtern und Kunſtausdrücken ſei. Gewiß muß das Beſtreben dahin gehen, rein deutſch zu ſchreiben, aber wir können nur nach und nach dahin gelangen. Wie die Sachen heute ſtehen, iſt durch das Staatsleben mit ſeinem fremden Rechte und ſchriftlich geheimen Verfahren, durch das Militärweſen, durch Schule und Kirche, eine ſolche Maſſe von Fremdwörtern und Kunſtausdrücken in der Alltagsſprache umgeſetzt worden, daß wir mit heimiſchem Ausdruck geziert, unverſtändlich und willkürlich werden. Die theoretiſche

Sprachreinigung ging namentlich darin zu weit, daß ſie alle Schattirungen eines Begriffes oder Merkmale eines Gegenſtandes mit in den bezeichnenden Ausdruck aufnehmen wollte; dadurch entſtand jene lächerliche Häufung, die den Gegnern leichte Waffe zur Verſpottung in die Hand gab. Die Reichhaltigkeit unſerer Sprache, die für jede Schattirung eines Begriffes u. ſ. w. ein eigenes Wort hat, ſowie die Fortbildungsfähigkeit des vorhandenen Sprachſchatzes, gerade dieſe Vorzüge erſchweren uns die feſte Geſtaltung einer volksthümlichen Sprache. Es iſt aber nicht nöthig, daß in Einem Wort alle Nebenbegriffe mit ausgedrückt ſeien; laßt es nur gäng und gäbe werden, es wird ſich ſein Gebiet ſchon behaupten.

Es giebt, wie für das Auge, ſo auch für das Ohr gleichſam eine Mode. Gleichwie manche körperliche, ſo erſcheint uns auch nach und nach manche geiſtige Gewandung nicht mehr ſo auffällig; es kommt nur darauf an, daß man mit Naturgemäßem und Schönem nicht vereinzelt daſtehe, ſondern Viele ſich zu deſſen Gebrauch zuſammenthun und anſchließen.

Wäre von der Schul- und Kanzleiweisheit etwas Unſelbſtiſches, wahrhaft Volksthümliches zu hoffen, ſo wäre es hier gegeben, die Reinheit der Sprache vielfach feſtzuſetzen; aber auch hier tritt neben dem vornehmen Dünkel die ſtaatliche Trennung in den Weg: während in Süddeutſchland etwas im Abſtreich verſteigert wird, hat man am Rhein und im Norden den Soumissionsweg, während man in Süddeutſchland vergantet wird, kommt man im Norden in Concurs, die ſüddeutſchen

Volkskammern verweiſen eine Petition an die Commission und die norddeutſchen an eine Deputation u. ſ. w. u. ſ. w.

Man hat es verſäumt, zum Nachtheil für das Volksthum und deſſen dichteriſche Faſſung, neue Erſcheinungen alsbald mit heimiſchen Lauten zu bezeichnen, wie zum Beiſpiel Locomotive und dergleichen und wir müſſen noch froh ſein, daß man bei der Abfahrt nicht all right ruft, den reiſenden Herren Engländern zu Gefallen, u. ſ. w. u. ſ. w. Und unſere aberwitzige ſogenannte vornehme Welt dünkt ſich um ſo sublimer und exclusiver, jemehr ſie die banalen Phrasen der bourgeoisie evitirt und fremdes Kauderwelſch in ihre sociale Conversation melirt.

Es iſt ſchon anderweit bemerkt worden, daß dieſe Fremdſüchtelei ein trauriger Charakterzug in unſerm Vaterlande iſt; denn bei keiner andern Nation der Welt gilt man für vornehmer, wenn man ausländiſch iſt. Aus der Höhe der Societät ſind denn auch ſchon manche Früchte in die niedern Gebiete herabgefallen und es giebt manchen Dandy und Lion im Bauernkittel, der, wenn er Geld im Sack hat, ſtatt des gemeinen „Guten Tag“ euch ein vornehmes „Buſchur“ zuruft, und der Tailleur im Norden und am Rhein fährt ſich geſchmeichelt durch die Locken, wenn ihm der Markör beim Billardſpiel vorzählt: Pojeng a Pojeng.

Gerade was ein Vorzug der deutſchen Sprache iſt, hat es dahin gebracht, daß die raffinirten Cercles es mauvais genre finden, ſich ihrer zu bedienen. Ihr

könnt es oft hören: die deutſche Sprache (die reichſte von allen) habe nicht Distinctionen und Nuancen genug. Allerdings heißt im Deutſchen der Roué ein Wüſtling, der Blasé ein Verlebter, der Flaneur ein Strolch oder Pflaſtertreter u. ſ. w. u. ſ. w. Die deutſche Sprache iſt ehrlich grob, ſie will nichts von der ſocialen Schönfärberei, ſie hängt dem Laſter kein intereſſantes Mäntelchen um. Und das iſt gut. Völker und Zeiten müſſen in ſich zerfallen, wenn ihre Sprache den ſittlichen Halt verliert, oder gar das Faule und Hohle beſchönigt. Darum halten wir feſt an der Aufrichtigkeit unſerer Sprache, wenn ſie auch Manchen ſcharfrichteriſch und grob dünken mag. Volksthümliche und ſittliche Beweggründe erheiſchen das.

Die Zeitungspreſſe hat hier und dort mit gewiſſenhafter Strenge Gutes zu wirken begonnen, aber wer weiß nicht, wie es mit dem Deutſch bei manchen Führern der Journale ausſieht; und ſo lange unſere deutſchen Zeitungen weſentlich ausländiſche ſein müſſen, indem man über die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes kein rechtes Wort ſagen darf, ſo lange werden ſich's die Ueberſetzer leicht machen und manches friſche und freie Wort muß zurückgehalten werden, weil es ſich der Bevormundung entzieht.

Ich komme hiemit auf das weſentlichſte Hinderniß einer volksthümlichen Sprache: die Cenſur. Der körnige Ausdruck, der den Gegenſtand rund heraus packt, das Ding beim rechten Namen nennt, wird durch die Cenſur verdrängt. Das Starke, Feſte muß abgeſchwächt und verdünnt, die friſche Blüthe des Lebens zu einem

verkochten Abſud verwandelt, das Handfeſte breiig gemacht werden. Man darf keinen wirklichen Gegenſtand, keine Thatſache, keinen Charakter friſch herausgreifen, und was auf ein beſtimmtes Einzelnes gemünzt iſt, was ein kenntlich bezeichnendes Gepräge haben ſollte, muß zum Allgemeinſatz eingeſchmolzen werden. Einem Allgemeinſatz ſtellt man viel weniger nach, als wenn man dem wirklichen Leben geradezu auf den Leib geht. Das Weſen des Volksthümlichen, des individuell Durchgearbeiteten und Neugewonnenen iſt aber: vom Einzelnen, Beſtimmten, zum Allgemeinen aufzuſteigen, während wir es jetzt meiſt den Leſern überlaſſen müſſen, die allgemeinen Recepte auf ihre beſonderen Zuſtände anzuwenden und ſolche allein zu erkennen. Das erheiſcht aber eine Bildung, wie ſie noch auf keine Weiſe vorausgeſetzt werden kann.

Neben Verallgemeinerung der Gedanken iſt man noch oft dazu verdammt, die offenſten Anſichten zu verlarven, den redlichſten und aufrichtigſten eine abſchreckende Teufelsmaske vorzubinden, damit man unter dem Schein der Bekämpfung wenigſtens eine Erörterung anregen dürfe. Traurig, wer ſich im Bewußtſein der guten Abſicht dazu verleiten läßt, ſich ſelbſt und die von ihm ausgehende Wahrheit zu entweihen.

In der Schrift, zumal in der volksthümlichen, ſollen wir uns dem Sprechen nahe verhalten. Nun niſtet ſich aber das Bewußtſein der Bevormundung in die Seele, oft noch bevor der Gedanke geboren, und mitten im Schreiben ſchaut uns oft die Polizei über die Schulter weg zu. Wir wollen keine Gelegenheit zum Streichen geben,

weil die Streichluſt weiter hineinfährt und Stellen vernichtet, die ohne ihren ſträflich angeſehenen Nachbar frei ausgegangen wären. Wir lernen im beſten Fall die Kriegskunſt, aber nicht die im offenen Feld, ſondern die Kriegskunſt der Schmuggler, mit ihren Schleichwegen und Kniffen.

Wir können kaum mehr ermeſſen, welche Gedanken und welche Sprache wir gewonnen hätten, ohne daß das Bewußtſein der Bevormundung vor und in uns geſetzt wäre.

Es war nicht unnöthig, dies hier auszuſprechen, um manchen vertrauensvollen Humanitätsfreunden (ich ſage abſichtlich nicht Volksfreunde, weil ſolches einen ungehörigen Hochmuth vorausſetzt) darzuthun, daß wir die volksthümliche Schrift und Sprache erſt mit und in der Freiheit gewinnen werden.

So lange die Humanität auf abſtractem Boden in Erörterung der Principien ſtand, fand ſie hochgeſtellte Gönner und Förderer; jetzt, da ſie hinaustritt ins Leben und nicht umhin kann, manches lieb Gewordene und hoch Gehaltene zu verletzen oder anzugreifen, jetzt muß ſie ſich Schritt für Schritt durch Hinderniſſe hindurchſchlagen.

Selbſtmörderiſch wäre es aber doch, in eitler Läſſigkeit jetzt dem Volke das vorzuenthalten, was man ihm zu bieten vermag. Wir müſſen unter ehrloſen Verhältniſſen die innere Ehre wach erhalten, in uns und anderen.

Es ſind aber auch nicht immer der thatſächlichen Gewalt gegenüber ſtehende Gedanken, die wir zurückhalten müſſen; es wäre auch Aufgabe der Wahrhaftigkeit,

manches im Namen der Freiheit auftretende zu bekämpfen. Die lange mit dem tiefſten innern Widerſpruch ertragne Bevormundung hat es dahin gebracht, daß alles der äußern thatſächlichen Gewalt Mißliebige vorweg und unbeſehen als das Freie, auf das Volkswohl Abzielende gilt.

Solche innerſte Auflehnung der Gemüther, ſolche Auflöſung und Verwirrung hat die unberechtigte Bevormundung zu Stande gebracht. Sie allein hat es zu verantworten. Es giebt ganze Richtungen, die den Schutz der polizeilichen Verfolgung genießen; wir müſſen ſie unbekämpft laſſen, weil ihnen die rohe Gewalt auf dem Nacken ſitzt; wir wollen nicht Handlanger der Polizei ſein, uns nicht durch einen Gnadenblick beleidigen laſſen. Die polizeiliche Verfehmung hat vieles Verdammungswürdige dem zuſtändigen Richter entzogen; dieſer Richter iſt einzig und allein der Volksgeiſt und der allgemeine Geſchmack. Wäre das Wahlfeld offen und frei, wären den Bekämpften nicht die Hände gebunden, wir würden in offener Sprache den offenen Sinn des Volkes gegen ſie aufrufen. Nun aber müſſen wir manche Verwirrung und geiſtige Falſchmünzerei gewähren und ſelbſt in die Volkskreiſe dringen laſſen, weil wir den Beiſtand der rohen Gewalt nicht zur Seite haben wollen.

Ein lebendiges volksthümliches Geiſtesleben und eine volksthümliche Sprache iſt nur in der ungehinderten Oeffentlichkeit und Freiheit möglich, dort allein kann ſich zeigen, wer den Geiſt des Volkes kennt und die Sprache ſeines Geiſtes ſpricht.

Die deutſche Volksſchrift muß dichteriſch ſein. — Eine Maßgabe der volksthümlichen Muſik.

Der Grundzug des Dichteriſchen muß in Sprache und Inhalt unſerer Volksſchriften vorſchlagen. Die gegenſeitige Bedingung von Sprache und Inhalt tritt hier wieder hervor.

Es mag vielleicht ſonderbar erſcheinen, dünkt mir aber doch wahr, daß unter unſerm Volke die Aufnahme des Allgemeinen, das Abſtractionsvermögen, weit weniger durch alle Volksſchichten verbreitet iſt, als zum Beiſpiel bei dem minder geſchulten engliſchen. Die Theilnahme am Staatsleben und deſſen Verhandlungen giebt einerſeits dieſe Fähigkeit, andererſeits pflanzen die freien Staatsformen von ſelbſt eine Menge Gemeinbegriffe in die Seele, die auf dem Weg der Lehre und Schrift nur mühſam zu erlangen ſind. Wenn wir die Schriften von Channing leſen, ſo müſſen wir ſtaunen, daß ſolche zu hunderttauſenden in England und Nordamerika verbreitet ſind. Solche Allgemeinheiten könnten unter uns bei der großen Maſſe nirgends recht eingreifen, weil die Vorausſetzungen fehlen, weil wir die Begriffe von Menſchen-, Bürger- und Nationalwürde erſt katechetiſch zu entwickeln hätten, während ſie der Engländer und Amerikaner aus dem Leben lernt.

Hienach geſtaltet ſich die beſondere Aufgabe unſerer volksthümlichen Entwicklung: mit der Thatkraft und Erkenntniß zugleich auch die Innigkeit des Gemüthslebens, die ſinnige Weltbetrachtung, die frei ſpielende und abenteuernde Phantaſie ſich entfalten zu laſſen.

Das Verdammungsurtheil über Räuber und Ritterromane und dergleichen in weiteſten Kreiſen beliebte Schriften iſt leicht ausgeſprochen. Man ſollte aber aus der vorhandenen Thatſache die Lehre entnehmen, daß der deutſche Volksgeiſt für ſeine dichteriſche Begabung eine entſprechende Anregung erwartet.

Es iſt in allen Dingen ein verkehrtes Verfahren, Jegliches, was nicht in ein beſtimmtes Moralſyſtem paßt — die ganze volle Menſchennatur mit ihren Neigungen und Leidenſchaften — als ſchlechtweg verwerflich zu betrachten, um dann, wie ſich Spinoza ausdrückt, ſie zu beklagen oder zu verſpotten. Vielmehr muß man den individuellen Geſtaltungen der Menſchennatur mit ihren Neigungen und Leidenſchaften dadurch gerecht werden, daß man zu ihrem innerſten noch nicht in der Ausartung begriffenen Weſen vordringt und hier die geſetzmäßige Bahn der Bethätigung und Befriedigung eröffnet. Die Beſonderheiten werden dadurch zu ſchönen Blüthen einer innern Kraft.

Dies zeigt ſich auch hier beim Volksſchriftenweſen.

Das maßlos Abenteuerliche, das Ungeheure, Ausſchweifende, wird nicht durch moraliſche Muſterwirthſchaften voll honigſüßer Unſchuld verdrängt, ſo fein und zierlich man dieſe auch herausputzen mag. Nicht durch augenverdrehende, händedrückende Betbrüderei wird das Mißliebige verdrängt, ſondern dadurch, daß man lebensvolle Dichtungen von harmlos heiterm, wie von ſittlich ernſtem Geiſt durchdrungen dafür an die Stelle ſetzt. Der literariſche Schnapps aus ausländiſchen wie aus den heimiſchen Brennereien wird nicht durch

Enthaltſamkeitspredigten verdrängt, ſondern dadurch, daß man ein anderes Getränke bietet, das erwärmt, bei dem man luſtig ſein und die Trübſal des Tages auf eine Weile vergeſſen kann.

Das Ueberſpringende, Abenteuerliche, ja ſogar das Phantaſtiſche ſind nothwendige Elemente der deutſchen Volksſchrift; denn die reiche Phantaſie des Volkes geht gern wie der Mann im Mährchen auf Reiſen, um etwas zu finden, daß es ihn „gruſele.“

Wie verträgt ſich nun der dichteriſche Charakter mit der Tendenz, in der doch eine weſentliche Lebenskraft der Volksſchrift beruht?

Ich habe bereits mehrfach darauf hingewieſen, daß es ſtreng genommen eigentlich gar keine tendenzloſe Poeſie giebt; was man als der Poeſie widerſtrebend betrachtet, iſt nur die tyranniſch einſeitige Tendenz, in der die Mannigfaltigkeit des Lebens, das abgeſpiegelt werden ſoll, untergeht. Der Dichter ſchafft aus ſich heraus und ſtellt Geſtalt und Gedanken ohne einſeitig beſtimmten Zweck dar; indem er aber Geſtalt und Gedanken aus ſeiner Weltanſchauung heraustreten läßt, erregt er unmittelbar zu gleicher Betrachtungs- und Empfindungsweiſe, wenn er nicht gefliſſentlich wiederum ſich ſelber negirt.

Muſik und Poeſie ſind die urſprünglichſten und, wie man es nennt, populärſten Künſte. Was in anderen Darſtellungsweiſen, auch bei der allergrößten Einfachheit, noch immer auf engere Kreiſe beſchränkt bliebe, gewinnt durch poetiſche Geſtaltung die umfaſſendſten Gebiete. Muſik und Poeſie, als die urſprünglichſten

und volksthümlichſten, bieten auch noch heute ergiebige Vergleichungspunkte. Mag es auch eine Poeſie geben, die in Worten daſſelbe iſt, was die reine Inſtrumentalmuſik in Tönen, ſo iſt nur dieſe allein nicht volksthümlich. Das Volk kennt keine bloße Inſtrumentalmuſik und weiß nichts damit anzufangen, wenn ſie ihm geboten wird; die Töne müſſen die Weiſung eines Liedes ſein, das eine beſtimmte Gedankenfaſſung hat, ein friſcher Marſch oder ein luſtiger Tanz muß aufgeſpielt werden: da hat man ein Beſtimmtes, um dort die Gedanken, hier Leib und Leben danach zu bewegen. In der Natur dieſer Muſik liegt es dann auch folgerecht, daß ſie auch noch anders als auf ihre zunächſt gegebene Beſtimmung verwendet werde, oder verſchiedenes zugleich erfülle. So findet man häufig, daß eine Liederweiſe zu einem Marſch oder Walzer wird und gleichzeitig als Lied fortbeſteht. Andererſeits wird ſehr oft auf eine Tanzweiſung ein Lied geſetzt, dies iſt offenbar bei denjenigen, deren Weiſung nicht mit den Worten abſchließt, ſondern wo noch der Refrain wortlos nachgeſungen werden muß. Aehnlich verhält es ſich auch mit der Dichtung für das Volk. — Als weſentlich Charakteriſtiſches der volksthümlichen Muſik erkennen wir: das Vorherrſchen der Melodie gegenüber der Harmonie. Eine Volksweiſe muß von einem allein geſungen oder gepfiffen werden können; die begleitenden Stimmen können tragen und heben, aber ſie dürfen nicht ausſchließlich nöthig ſein. Aehnlich muß auch die volksthümliche Dichtung einen ſolchen Kern und Mittelpunkt haben, der von der Inſtrumentirung des Dichters

losgetrennt, dennoch wesentlich seine volle Kraft behält; eine tragbare Melodie muß auch hier vorherrschen.

Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift.

An das Erforderniß der dichterischen Haltung in der Volksschrift schließt sich das weitere an, daß ein persönlicher Charakter daraus hervortrete; selbst vorwiegend lehrhafte Schriften werden dadurch gewissermaßen in das Dichterische gehoben, daß man mit dem Dargestellten zugleich den Darsteller kennen lernt. So finden zum Beispiel Reisebeschreibungen, in denen der Verfasser mit Ich erzählt, am leichtesten Eingang und werden am dauerndsten festgehalten, weil Sache und Person sich in Ein Interesse verschmelzen; denn oft ohne daß er's will, und dann gerade am leichtesten, führt der Erzähler in sich eine feste Lebensgestalt vor.

Es ist daher von besonderer Bedeutung in der Volksschrift, daß der Charakter des Verfassers darin hervortrete. Nirgends wäre die kalte, sogenannte kunstmäßige Objectivität übler angebracht als hier. Es ließe sich darthun, daß die Zurückziehung der Persönlichkeit aus den öffentlichen Darlegungen weit mehr Eitelkeit als Bescheidenheit ist. Man will sich in seinem eigensten Wesen für sich bewahren und sich nicht ganz und gar hinausgeben. Die Vorenthaltung der persönlichen öffentlichen Betheiligung hat uns jene Scheu vor persönlicher Hingabe eingeflößt. Wir verdenken es keinem Lyriker, ja wir finden es schön und nothwendig, wenn er sein eigenes Leben preisgiebt, das schließt die wesentliche Bereicherung menschlicher Empfindung in sich.

Iſt die höhere geſchloſſene Form hier allein deckender Schild und ſoll nicht auch der Proſaiker ſich ganz geben?

Der Schriftſteller iſt theils mehr, theils weniger als er momentan in ſeine Schriften zu legen vermag.

Mit Verbrauch der zeitlichen Ernte iſt der Boden der Perſönlichkeit noch nicht aufgezehrt, er kann Saaten aufnehmen und Früchte bringen, von denen er nie etwas ahnte. Wir dürfen es nicht vergeſſen, daß wir eigentlich perſönlich wirken, ſprechen und ſtreiten ſollten. Und ſchwingen wir uns hinaus an das Ende unſerer Lebenstage — was liegt daran, wie unſere endliche Perſönlichkeit von Böswilligen verzerrt und mißdeutet wurde; wenn nur durch die volle Hingabe eine einzige ewige Wahrheit lebendig zu Tage gebracht iſt.

In der Volksſchrift vor Allem, in der es nicht auf perſönliche Verklärung abgeſehen ſein kann, iſt daher die volle Hingabe an ſich nothwendig.

Die Theilnahme des Erzählers an ſeinen Geſchichten darf ſich aber nicht in ſalbungsvollen überſchwänglichen Ausrufungen, ſondern muß ſich in der ganzen Haltung kundgeben. Dieſe bildet das Anziehende im Werke. Das Weſen ſeines Urhebers — nicht ſein Name, nach dem man nicht fragt — gewinnt hier unmittelbar die Leſer.

Es giebt viele Menſchen, die ſich an einem Muſikſtück, das ſie hören, nicht recht erfreuen können, bis ſie wiſſen woher und von wem es iſt. Aehnlich verhält es ſich auch bei Schriften. Im Volke aber liegt die Anſchauung, daß ſo etwas gemacht werde, nicht

ſo nahe, es braucht ſich hier gar kein Verfaſſer zu nennen, die Sache ſteht für ſich wie ein Naturerzeugniß, das keinen Urheber bei Namen nennt.

Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß die tiefgreifendſten und allgemein aufgenommenen Werke den Namen ihrer Urheber verklingen ließen.

Der Name des Autors iſt alſo hier von keinem Belang, anders verhält es ſich dagegen mit deſſen einheitlich geſchloſſenem Charakter.

Es ſcheint daher auch erforderlich, daß eine Volksſchrift ſtets nur von Einem Mann verfaßt ſei.

Man hat neuerdings Werke für das Volk aus Arbeiten vieler Gleichgeſinnten zuſammengeſtellt. Dies ſcheint mir ein Mißgriff. So wenig ſonſt ein Vergleich von Volksbildung und Schulbildung ſtichhaltig iſt, ſo ergiebt ſich doch hier ein ſolcher. In einer Schule, wo die Lehrer, wenn auch alle von gleichem Geiſte beſeelt, ſtundenweiſe abwechſeln, da jeder ein beſonderes Lehrgebiet hat, wird wohl der Maſſe und Schnelligkeit des Wiſſens genützt, die Charakterbildung der Schüler aber behindert, weil ihnen kein einheitliches Charakterbild eines Mannes vorſteht, nach deſſen allſeitigen Anſchauungen ſie ſich entwickeln. Aehnlich bei der Volksſchrift genannter Art. Seien auch die vereinten Männer noch ſo ſehr gleicher Geſinnung, jeder ſpricht doch aus einer ganz individuellen Bildung heraus, auf Vorausſetzungen geſtützt, die ſich nur dem feinern pſychologiſchen Blick erſchließen; für dieſen mag es von Intereſſe ſein, den Grundzug im Charakter der Zeit hieraus anſchaulich zu erkennen, für den

ſogenannten gemeinen Mann aber iſt die Anſchauung Eines Charakters viel förderlicher, viel eindringlicher; er faßt und hält die allgemeinen Ideen nur wie ſie ſich in einer Perſönlichkeit feſt geſtalteten, ſeien es die Ideen der Religion, der Menſchenbildung und des Staates.

Eine Perſönlichkeit bietet Handhaben für Alle, eine allgemeine abſtracte Idee nur für Wenige.

Es ſoll damit keineswegs beſtritten werden, daß die höchſte Erziehung auf Befreiung von aller bloßen Autorität hinausläuft, daß die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen und abgeſehen von ihrem Urheber erkannt werden muß; aber vorerſt bildet ſich ein Charakter am beſten an einem andern, und ſodann kann und ſoll auch für jenen höchſten Endzweck der Geiſtesfreiheit die Perſönlichkeit doch ſo viel Autorität behalten, daß man um ihretwillen ſich gedrungen und verpflichtet fühlt, das von ihren Thaten und Lehren Ausgehende zu beherzigen, den Gründen deſſelben nachzugehen, in eigener Prüfung ſich ihnen anzuſchließen oder davon zu trennen.

Der ausgeſprochenen Nothwendigkeit eines einheitlichen Charakters ließe ſich entgegenhalten, daß ja die Bibel, die ſich als Volksbuch bewährt hat, von vielen Verfaſſern herrühre. — Im Neuen Teſtamente unterordnen ſich ſämmtliche Verfaſſer Einer Perſönlichkeit, machen ſich zu Organen derſelben, die allein als Mittelpunkt daſteht. Das Alte Teſtament als Volksgeſchichte iſt von ſo eigenthümlicher Faſſung, wie ſpäter zu erörtern iſt, und die Verſchiedenheit ſeiner Verfaſſer bedingt minder ſeine volksthümliche als ſeine univerſell theologiſche Bedeutung.

Betrachten wir nun Hebel. Sein ganzer Charakter tritt in ſeinen Volksſchriften auf, manchmal indem er ſich gefliſſentlich giebt, manchmal indem er ſich gehen läßt. Dabei hat er ſich eine eigenthümlich verhüllende Würde als Hausfreund beigelegt. Als ſolcher tritt er ohne Scheu mitten in die Erzählung hinein, ohne dadurch das Intereſſe vom Gegenſtand ab und auf ſich zu ziehen, ohne zu dem bisweilen noch läſtigen und damals noch unbeſcheidenen Ich greifen zu müſſen. Der Verfaſſer war dadurch gewiſſermaßen eine mythiſche Perſon und doch zugleich lebendig hanthirend.

Zu dem Beſten und Lehrreichſten in ſeinen Schriften gehört das, daß ſein Charakter dabei iſt.

Die örtliche und landsmänniſche Volksſchrift.

An die Bedingung des einheitlichen Charakters in der Volksſchrift, wie er ſich in der Perſon des Verfaſſers ausprägt, ſchließt ſich zunächſt die Frage: Iſt dieſer perſönliche Charakter von dem Oertlichen, in dem er wurzelt, zu trennen, muß dieſes letztere nicht vielmehr mit ausgedrückt ſein. Soll und muß demnach ein wirkſamer Volksſchriftſteller ein landsmänniſcher (provinzialer) ſein?

Manche ſind in der thatſächlichen Beantwortung dieſer Frage ſo weit gegangen, daß ſie die Schriften für das Volk in der Mundart verfaßten.

Es wurde bereits bemerkt, daß die Bibelüberſetzung, daß Schule und Kirche — und es kann hier noch hinzugefügt werden, die Geſetze des Staats und die Gerichtsverhandlungen — die Mundart in das Bereich der niedern

Alltäglichkeit zurückgedrängt haben. Selbſt auf dem Standpunkt, wo das Landsmänniſche in ſeiner vollen Berechtigung anerkannt wird, iſt es daher mindeſtens eine Verletzung des geſchichtlich Gewordenen, wenn man die Schriftſprache in die Mundart zurückſchraubt. Die Sprache iſt noch der einzig gemeinſame unzertrennliche Boden des deutſchen Volkes, die Sprachgeſetze ſind die einzig gemeinſamen Geſetze, unter deren Herrſchaft wir ſtehen, in denſelben Lauten erſtehen und bilden ſich unſere Gedanken und Empfindungen; losgeriſſene Länderſtriche wie ausgeſtoßene Glaubensverwandte erkennen ſich dadurch mit dem gemeinſamen Vaterland unauflöslich verbunden. Die Sprache iſt der letzte Hort der Einheit. Bei aller Rückſicht für die Wahrung der Beſonderheiten müſſen wir daher die allgemeine Volksſprache zu erhalten und auszubilden trachten.

Hiezu iſt die Volksſchrift vor Allem berufen.

Die Mundarten können und werden nie verſchwinden, aber Eine Sprache muß Allen verſtändlich ſein, wenn wir nicht erſt die wahre Zerklüftung herbeiführen wollen.

Der mundartigen Haltung der Volksſchrift ſteht aber auch bereits das entgegen, daß der Mann aus dem Volk, der aus einem Buche Neues und Erquickendes holen will, ſich gern in der Sprache angeredet ſieht, die nun einmal die des gebildeten Lebens iſt. In ſeiner kleinen Bücherei gruppirt ſich Alles um das Buch der Völker und Volksbuch: die Bibel; er will von jeder Schrift eine Erhebung, in Ernſt und Scherz ein Hinausheben aus ſeiner gewohnten Welt. Wie es ihn

erfreut und wie er mit Recht verlangt, daß man nicht immer von Stall und Dünger, Pflug und Kartoffeln mit ihm rede, ſondern auch von Staat und Regierung und allgemeinem Wiſſen, ſo will er auch, daß man in der Sprache nicht immer zu ihm herniederſteige und den Bauernkittel anziehe, ſondern daß man ſich's in feſtlichem Gewande an ſeinem Tiſche gefallen laſſe. In den Darſtellungen der Mundart kommt er ſich vor wie ein Menſch, der ſich auf dem Theater kopirt ſieht, er lächelt, wenn's hoch kommt, halb verdroſſen. Bei dem Leſen der Mundartſchriften ſtutzen die meiſten Bauern und meinen, das wäre doch nicht der Mühe werth, daß man das druckt; ſie wüßten nicht was die Herren dabei hätten u. ſ. w.

In der Volksſchule ließe ſich wohl zur Erläuterung mancher Anſchauung, mancher Begriffs- und Wortbildungen, fruchtreich auf die Mundart zurückgehen,[1] in der Volksſchrift weniger.

Anders iſt es dagegen mit der geiſtigen Individualität eines Volksſtammes oder Landes. Hier laſſen ſich Anknüpfungen finden, die das innerſte Herz des Leſers in Bewegung ſetzen, Anknüpfungen, die ſich nicht ſowohl an geſchichtliche Erinnerungen heften, als viel-

[1] Dies würde auch unmittelbar auf den geſchichtlichen Weg des Sprachunterrichts führen, den J. Grimm der abſtracten Theorie gegenüber verlangt; ſein Wort würde ſich dabei bewähren, daß man „die Sprache nicht lehren, ſondern nur daran lernen kann." Man liebt es aber, weil das auch leichter iſt, in Schulen und Kanzleien, das Volk von oben herab durch abgezogene Geſetze zu regieren, ſtatt daß man dem organiſch geſchichtlichen Triebe des Volksthümlichen nachginge.

mehr an das hiſtoriſche Volksgemüth, das, ohne Namen und Thatſachen in beſtimmter Faſſung in ſich zu hegen, doch einen von den Vätern ererbten Schatz von Empfindungen in ſich ſchließt.

Die Geſchichte als ſolche iſt dem Volke abhanden gekommen. Tretet hinaus und ſehet zu, welche Namen, Thaten und Ereigniſſe das Volk noch kennt; aber ein Familienzug der Empfindung geht oft durch einen ganzen Stamm und an dieſen kann ſich der Volksſchriftſteller wenden.

Es iſt eine wunderſame Führung, daß, nachdem die ältere Geſchichte hinabgeſunken und faſt beziehungslos zur Gegenwart iſt, doch die große Maſſe nicht erſt ein Daſein von geſtern hat, ſondern in ſich eine tiefe Fülle geſchichtlicher Entwicklung hegt.

Das werden zwar diejenigen, die gern eine blanke Tafel für ihre abgezogen gefundenen Geſetze hätten, nicht zugeben wollen; es iſt aber doch ſo und gewiß nicht ohne höhere Nothwendigkeit.

Das geſchichtliche deutſche Volksgemüth hat als äußerlich erkennbare Denkmale ſeiner langen Entwicklung nur noch die Bildungsgeſchichte ſeiner Sprache und das Volkslied aufzuweiſen. Männer mit dem Herzen für das Volk, wie die Grimm, Uhland und Andere haben ihre beſte Lebenskraft unausgeſetzt darauf verwendet, jene Denkmale zu erhalten und zu erneuen. Wir dringen durch ſie zum unerſchöpflichen Quell des deutſchen Volksgeiſtes vor, manchen abgeriſſenen Klang in der Gegenwart lernen wir dadurch verſtehen, erweitern und in tieferen Zuſammenhang bringen; jene

Eroberungen sind nicht blos für ein wissenschaftliches Raritätenkabinet gemacht worden, die alten goldhaltigen Münzen können, in alter Prägung oder in erneuter, wieder ins Leben umgesetzt werden, ohne daß ihre übersichtliche Zusammenstellung in jenen wissenschaftlichen Werken verloren ginge, denn es ist gemünzter Geist und kein äußerlicher verlierbarer Stoff.

Es giebt aber auch noch viele flüchtige Bildungen des Volksgeistes, die sich von der Wissenschaft nicht fassen lassen, die sich ihr nicht eher fügen, als bis sie einen gewissen äußeren Abschluß gewonnen haben. Hier tritt nun der örtliche Volksschriftsteller in die Vermittlung zwischen Wissenschaft und Leben. Möglich, daß er dieses Mittleramt aus dem wissenschaftlichen Bewußtsein heraus antritt, nöthig aber ist solches nicht; vermag er es nur, das was in ihm sich als Volksthümliches concret gestaltet hat, ganz und rein herauszustellen, so wird mit Erfüllung seines nächsten unmittelbaren Zweckes dieser auch mittelbar in die Wissenschaft aufgehen.

Hier ist wieder der Punkt, wo der scheinbar vereinzelte Selbstzweck in das große Weltganze aufgenommen wird.

Es muß für die vorliegende Darstellung genügen, dies hier angedeutet zu haben; wir haben hier weniger die wissenschaftliche, als die praktische Bedeutung der Volksschrift im Auge, und es war nur darum zu thun, auch hier auf den Zusammenhang hinzuweisen. —

Die tief eingreifende Wirksamkeit ist vor Allem dem ländsmännischen Volksschriftsteller gegeben.

Hebel war ein ſolcher. Er hatte ſich wenig bei der neuen Erforſchung der alten Sprachdenkmäler betheiligt (wenn gleich ſein Wörterbuch bei den allemanniſchen Gedichten ſein Verſtändniß hierin bezeugt), er gab ſich weſentlich der Denk- und Sprachweiſe ſeiner Landsleute hin und brachte dieſe zu ihrem reinſten Ausdruck. So bereicherte er nachträglich die Geſchichte des volksthümlichen Geiſtes und ſeiner Sprache, er gelangte dabei unmittelbar zur vorgeſetzten Wirkſamkeit auf die Gegenwart.

Hebel war nach Zeit, Geburt und Geſchick ein vorherrſchend landsmänniſcher Volksſchriftſteller, wie er auch perſönlich nie aus Süddeutſchland hinausgekommen iſt, und nur einmal die Luſt verſpürte, es zu verlaſſen, aber dann gleich — nach Paris zu reiſen.

Die in das geſchmeidige Silber der Proſa gefaßten Kleinodien des Schatzkäſtleins ſind weniger weit verbreitet, als die in das Gold der Verſe gefaßten allemanniſchen Gedichte. Was mit erhöhtem Bewußtſein aus dem Volke kam, war allen Bildungskreiſen zugänglich, während die Schöpfungen für das Volk dieſem zunächſt anheimgeſtellt blieben. Dort zog die unmittelbare Darſtellung des Volksthümlichen auch den Fernſtehenden an, man fand in Form und Inhalt etwas Fremdes und ſuchte es als ſolches in ſich aufzunehmen, während in den proſaiſchen Geſchichten theils Bekanntes, theils neu Geſchaffenes in der ſprachlich allgemeinen Form, aber in ihrem innerſten Weſen beſondern Anſchauungsweiſe eines beſtimmten Volksſtammes vorgetragen wurde. Die allemanniſchen Gedichte

geben ein völlig in ſich abgeſchloſſenes Leben und konnten ſo leichter die allgemeinſte Aufnahme finden; die Kalendergeſchichten dagegen ſtützen ſich auf Vorausſetzungen landsmänniſcher Erfahrungen und Anſchauungen, die nicht ganz zur Darſtellung kommen, und eröffnen von dieſem Standpunkt Ausblicke in die weite Welt.

Wenn auch Manches, wegen ſeiner Vollendung nach Gehalt und Geſtalt, wie z. B. „Kanitverſtan“ in faſt alle Schulbücher überging, ſo blieb die Hauptwirkſamkeit des im Rheinländiſchen Hausfreunde Vorgetragenen, doch auf die oberen Rheinlande beſchränkt.

Es giebt in manchen Gegenden gewiſſe Landweine, die nie in die Fremde ausgeführt, von Auswärtigen auch nicht mit dem gehörigen Behagen genoſſen werden, den Einheimiſchen und anwohnenden Nachbarn aber gar ſehr munden. Sind nun die Hebel'ſchen Erzählungen ein ſolcher Landwein? — In manchen Beziehungen wohl, aber durch den neuerdings erleichterten Verkehr wird Mancher an der Quelle koſten lernen und der gute Hebel'ſche Markgräfler wird auch eine größere Verbreitung gewinnen.

Ob es überhaupt möglich ſein wird, ein allen Deutſchen an's Herz greifendes und auch als Kunſtwerk abgeſchloſſenes Volksbuch zu ſchaffen, das iſt eine Erörterung, die zu Hebel's Zeiten nicht vorgelegt werden konnte, die aber auch heutigen Tages keinen Abſchluß finden mag. Wir können dadurch faſt nur zur Erkenntniß der Hinderniſſe gelangen, als da ſind: Mangel eines allgemein vorhandenen geſchichtlichen Hintergrundes, auf dem ſich eine ſolche Dichtung aufbauen ließe

— denn ſelbſt von unſerer nächſten Vergangenheit, den Befreiungskriegen, iſt keine feſte Erinnerung, ja nicht einmal das Bild einer nationalen Perſönlichkeit im geſammten Volke haften geblieben — der Mangel eines ſichtbaren Mittelpunktes, der Mangel eines volksthümlichen allgemeinen Rechtslebens; das verſchiedene Maß und Gewicht, wodurch die einfachſten Vorgänge jetzt einer Erläuterung bedürfen; die Zerſtückelung der Intereſſen nach der diplomatiſchen Ländereintheilung, die Kirchentrennung u. ſ. w. u. ſ. w.

Mit der Erkenntniß der Negative hat man aber hiebei noch keinen Schritt zur poſitiven That gewonnen. Dieſe mag, hoffen wir es, einem Glücklichen gelingen, ohne das Bewußtſein der Hinderniſſe, oder trotz derſelben.

Neben beziehungsweiſe allgemeinen Volksſchriften müſſen noch immer landsmänniſche (provinziale) zu tiefgreifender Wirkſamkeit erſtehen. Aus einem genauen Studium Hebel's können wir hiebei Vieles lernen.

Hebel's volksthümlicher Styl.

Ich ſage: von einem genauen Studium, denn Hebel verdiente dies von Einzelnen wie in den Schulen. Wären ſeine kleinen Sachen lateiniſch geſchrieben, unſere Schulweiſen würden viel Aufhebens von ſeiner Diction machen und ihn mit gelehrten Commentaren zieren.

Trotzdem, daß der Großmeiſter der erneuten volksthümlichen Richtung, Jakob Grimm,[1] in der Geſchichte

[1] In der Widmung zur deutſchen Grammatik: „Unſere heutigen Dichter leben in einem Geräuſch von Stoff und Form, woraus ſich

der deutſchen Sprache Hebel einen ſolchen Ehrenplatz anwies, hat der Hebel'ſche Styl in der neuern Behandlung der Literargeſchichte nicht die entſprechende Würdigung gefunden; vielleicht aus der ariſtokratiſchen Rückſicht, weil keine umfaſſenden Werke von ihm vorhanden ſind.

Hebel hat nicht nur die urſprüngliche, tiefbezeichnende Ausdrucksweiſe ſeines Stammes und Landes wieder gegeben, er hat auch bewußte Sorgfalt auf Sauberkeit und Beſtimmtheit verwendet. Die Achtung vor einem der edelſten Güter des Nationallebens, der Sprache, die Achtung vor dem öffentlichen Auftreten in der Schrift, in der man ſich ſelber und ſeine Leſer durch Sorgfalt in Achtung ſetzt, ſo wie noch die Rückſicht auf das eigenartige Publikum leitete ihn hiebei. Er wußte es, wie im Volke, ſo zu ſagen an jedem Worte gedrückt wird, wie man es auslegt, deutet, hin und her wendet und ſich dabei ſtrenge das im gegebenen Ausdruck Enthaltene zu erklären ſucht. Wie hier die Druckfehler ſorgſam zu vermeiden ſind, weil ſie gewiſſermaßen den Worten ihr Feſtſtehendes nehmen, ſie ſchwankend machen, ſo daß man ſich nicht mehr auf die Schrift verlaſſen kann, gleicherweiſe muß auch im

Viele gar nicht flüchten können; Wenige nur ſind ihrer Heimlichkeit unberührt geblieben, wie Hebel." Ich beziehe dies weſentlich auch auf die Schriften in Proſa und nicht blos auf die allemanniſchen Gedichte; der Zuſammenhang ſcheint mir ſolches zu ergeben. Unbegreiflich ſcheint es mir, wie Gervinus in der ſo vortrefflichen Charakteriſtik Hebel's aus einer nicht geſchichtlich begründeten Urſache (daß Hebel die Kalendergeſchichten nicht aus innerm Antrieb verfaßt) dieſe ſo weit hinter die Gedichte ſtellen konnte.

Gebrauch der Worte alles Unbeſtimmte, Umhertaſtende, Vieldeutige vermieden werden. Die Sache muß möglichſt immer ſo bezeichnet ſein, daß ſich kein anderes Wort dafür ſetzen ließe. Daß aber dabei keine Schablonen angewendet werden, ſondern der Charakter der freien Handzeichnung entgegentrete, bringt ſchon die ſelbſtändige und neue Auffaſſung des Gewohnten mit ſich.

Wenn man die kleinen Schriften Hebel's oft und oft lieſt, findet man das Wort- und Satzgefüge ſcheinbar unbewußt hingeworfen, dabei aber gerade äußerſt zierlich und genau abgemeſſen. [1]

Da Hebel immer nach Stimmung arbeitete, ſo tritt in Sprache und Ton ſtets die Eigenthümlichkeit des Verfaſſers hervor. Dieſe Sprache iſt kein Geſpinnſt mit der Maſchine, das in dieſer oder jener Fabrik gefertigt ſein könnte, es iſt mit der Spindel geſponnen und jeder Faden aus dem Munde genetzt.

Der Ton und Gang iſt bei Hebel ein ruhiger, behaglicher. Da raſſelt nicht Alles athemlos dem Ziele zu, man hat ſich nicht ſeiner ſelbſt begeben; man reist im Gegentheil mit eigenem Gefährt, nach Laune wird hier und da angehalten, ein Schöppchen getrunken, oder einem am Wege Liegenden aufgeholfen und derſelbe noch gar mitgenommen.

[1] Mit welcher Beſtimmtheit und Nettigkeit Hebel gleich Anfangs arbeitete, läßt ſich auch daraus erſehen, daß er die Kalendergeſchichten bei der Sammlung in das Schatzkäſtlein ohne ſtyliſtiſches Nachfeilen und Ausputzen aufnehmen konnte. So weit ich es vergleichen konnte, hat er auch alle einzelnen Geſchichten aufgenommen und es ergiebt ſich, daß Jegliches der unvergänglichen Dauer würdig iſt.

Mit Lächeln oder Ernſt, oder auch mit beidem vereint, wird hier und da eine abſchweifende Bemerkung aufgegriffen; dabei aber nicht länger verweilt, als man eben braucht, um von erhöhtem Sitz im Vorüberfahren eine Frucht vom Baum am Wege zu pflücken.

Hebel ſtellt oft den Eindruck, den das zu Erzählende auf ihn, den Verfaſſer oder Erzähler, machte, alsbald voraus, wie ſich das ja auch häufig im Leben findet, daß wir unſere Mittheilungen mit der Reflexion und nicht mit der Sache ſelber beginnen. Geſchieht dies mit bewältigender Macht, ſo zieht es den Leſer und Hörer alsbald in die Stimmung des Erzählers herein, und dieſer, der drängenden Empfindung erledigt, läßt ſich dann bequem nieder und erſtattet ordnungsmäßig Bericht. [1]

Man kann es oft erfahren, wie man nur mit halber Aufmerkſamkeit erzählt, wenn man einen allgemeinen Gedanken und dergleichen dabei im Hintergrund der Seele hegt; darum iſt es beſſer, man ſetzt dieſen gleich ab. Dies iſt auch an ſich ſchicklicher, als das vielfach pedantiſch herauskommende: die Fabel lehrt,

[1] Gar anmuthig ſind oft die Wendungen, die Hebel bei dieſen Gelegenheiten nimmt; ſo zum Beiſpiel bei der Geſchichte „Der Barbierjunge von Segringen“ fängt er an: „Man muß Gott nicht verſuchen, aber auch die Menſchen nicht. Denn im vorigen Spätjahr“ u. ſ. w. Die Geſchichte: „Der Herr Wunderlich“ beginnt: „Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöſt ſie der Zufall wieder aus den Fangſtricken des Muthwillens. Wie erging es jenem Bauersmann“ u. ſ. w. Dieſe Ausführungen und Einlenkungen mit Denn und Wie ſind eben ſo individuell als volksthümlich charakteriſtiſch.

am Schluſſe. Zudem vergißt der Hörer während der Darlegung des Sachbeſtandes die anfänglich gegebene Empfindung, etwa wie eine Vorrede bei einem größeren Buche, ſie diente nur dazu, eine gemeinſame Stimmung zu bereiten, in der Sache ſelbſt aber ſtand er für ſich da und er mag ſich dann geneigt fühlen, nach ſelbſtgebildeter Anſchauung die Einleitung und dergleichen wieder zu leſen und mit ſeiner eigenen Betrachtung in Einklang zu bringen.

Es giebt viele einfach ſchöne Volksmelodien, deren Verlauf und Schluß nach Faſſung der erſten Takte wie von ſelbſt erfolgt; Aehnliches findet man auch oft in dem Satzbaue Hebel's.

Dabei fällt in ſeiner Sprache nicht nur die Klarheit und Durchſichtigkeit, die Einfachheit bei allen abſpringenden burlesken Wendungen auf, wir treffen auch oft den körnigen Ton des Volksliedes und alten Volksbuches, eigenthümliche, frappante und doch natürliche Beiwörter. So wenn er vom „zornigen Säbel," von „geſprächiger Antwort" ſpricht, wenn er den Buben, der einen Baum zu eigen beſitzt, auf ſein „Capital ſteigen und die Zinſen eintreiben läßt u. ſ. w.[1]

Auch formell wird der Leſer zur Selbſtthätigkeit angeregt, ohne daß man ihn zerſtreut.

[1] Daneben verſchmäht Hebel ſpaßhafte oft ungrammatikaliſche Provinzialismen nicht, ſo wenn er zum Beiſpiel in der Geſchichte: „Hülfe in der Noth" erzählt, wie „der Zirkelſchmied mit ſeiner Frau ungegeſſen ins Bett gehen wollte" und dergleichen. Schmeller führt hievon (Die Mundarten ꝛc. S. 369) ein Subſtantivum „ungazer," einer der nicht gegeſſen hat, an.

Dies hervorzuheben iſt in der Gegenwart von beſonderem Intereſſe. [1]

Das Pikante und Intereſſante in ſeinem Verhältniß zur Volksſchrift. Der Skandal und das Aufſehenerregende.

Es giebt viele Richtungen des heutigen Geſchmacks, die ſo fahrig in ihrem Weſen, daß ſie eben damit noch nicht leicht einer begrifflichen Beſtimmung Stand halten. Hiezu gehört auch die Richtung nach dem Pikanten und Intereſſanten. Suchen wir daher einige Merkmale dieſer Richtung feſtzuhalten um daraus ihr Verhältniß zur Dichtung für das Volk zu ermitteln. Die Volksliteratur theilt Luft und Licht und alle äußeren Bedingungen mit den Beſtrebungen, die für die höheren Gebiete des Geiſtes ſich regen.

Das ſogenannte höhere Geſellſchaftsleben bewegt ſich faſt ausſchließlich zwiſchen den poſitiven und negativen Polen, die da heißen: Amüſiren und Ennüyiren. Die Literatur des Intereſſanten und Pikanten ſchlägt hier hinein.

[1] Einen eigenthümlichen Vergleich zu Hebel bietet der Wandsbecker Bote Claudius überhaupt und hier beſonders in ſprachlicher Hinſicht. Claudius ſchreibt bald ſelbſt, bald läßt er ſeinen Vetter und dieſen dann in ganz populärer Weiſe auftreten. Dieſe Trennung mag zum Theil auch davon herrühren, daß in Claudius' Botenbereiche die Volksſprache ganz getrennt iſt von der Bildungsſprache, während in Oberdeutſchland der Dialekt der Schriftſprache ganz nahe ſteht und in ſie einfließt. Im Uebrigen liegt dies auch in der Perſönlichkeit von Claudius, der zugleich auch mehr kritiſch bewußt, von literariſchen Vorerörterungen ausgeht, was ebenfalls provinziell charakteriſtiſch iſt.

Pikant iſt das Unvergohrene, oder das durch einander Gehackte, das ſcharf Gebeizte; es ſoll nicht ſättigen und nicht tränken, es ſoll nur den Gaumen reizen, die verlorene Genußfähigkeit anregen.

Welch einen eigenthümlich beliebten haut gout verleiht da eine recht wilde Subjektivität. Bringt nur Alles vor, wie es euch in den Sinn kommt, ſeid nicht ſo pedantiſch, es an einem unvergänglichen Maßſtab zu prüfen und nur das Wirkliche und Wahrhafte zur Erſcheinung kommen zu laſſen, laßt euch nur ganz gehen, gewiß, ihr ſeid pikant.

Im Pikanten ſtellt ſich das Unvereinbarſte neben einander. Man giebt ſich nicht die Mühe, oder hat die Kraft nicht, es zu einem in ſich geſchloſſenen Ganzen zu verarbeiten — das eben iſt ja gerade pikant.

Hat der Darſteller des Pikanten eine Tendenz, ſo werden die von ihm Verfolgten ihn gewiß am meiſten leſen; ſie fühlen es dunkel, daß er ſie nur amüſiren und ihnen weiter nichts anhaben kann, weil der ſittliche Boden fehlt, von dem aus ſie allein getroffen werden können, weil ihnen nie der heilige Zorn entgegenflammt, der ihre vornehme Hohlheit in ſich zuſammenbrechen macht.

Wenn der Pikante alle die ſeltſamen und oft brillanten Wunderlichkeiten ſeiner Subjektivität ausgebreitet hat, ſo iſt er im Stande und wirft zuletzt noch ſeine Leſer, ſeine Gebilde und ſich ſelber oben drein über den Haufen. Er hat keine Liebe, weder zu ſich noch zu ſeinem Werke, die ihn aufrecht erhält; das wäre ja altväteriſch und langweilig.

Nun aber tritt sein Halbbruder oder sein eigentlicher Doppelgänger auf, der mit verschränkten Armen, blassen Antlitzes dort an eine Säule gelehnt steht, es ist das Interessante.

Das Interessante ist der gesellschaftsfähige, modisch aufgestutzte Katzenjammer. Wenn ein Gegenstand, ein Ereigniß, ein Mensch, eine vorübergehende Erregung zu Wege bringt, ohne dadurch das thatenlose Gleichgewicht zu stören, ohne eine tiefere Betheiligung zu erregen, sondern nur die lahme Maschinerie eine Weile in Gang bringt, so nennt man das interessant. Ein leidender Zug ist erforderlich, er darf aber nicht so stark sein, um zum wirklichen Mitleiden zu erregen. Ausgebrannte Wüstlingsnaturen vorführen, mit dem scheinbar nachlässig drapirten Schleier eines Geheimnisses — wie reizend und interessant ist das!

Zu dem Interessanten gehört nothwendig, daß man nie aus der Zuschauerstellung herauskommt, denn Amüsement, Genuß, ist hier der Hauptzweck. Man betrachtet sich das Schauspiel und fühlt sich dabei recht wohl in seiner eigenen Haut.

Der einzige Ehrenpreis der pikanten Bewegung ist wesentlich: Aufsehen erregen.

In der literarischen Form trifft das Pikante und Interessante fast ganz zusammen: man ist bei jedem einzelnen Satze am Ziel, weil man keines hat, abbrechen kann, wo man will; es geht nicht, je nach dem Erforderniß, in Schritt, Trab oder Galopp; wo eine Nebenliebschaft wohnt, macht die Sprache Männchen — man erregt auch im Einzelnen Aufsehen. In der

pikanten Schreibart macht jeder Satz, ja oft jedes einzelne Wort für ſich einen beſondern Anſpruch. Die Sprache unterordnet ſich nicht mehr dem einheitlichen Gedanken des Ganzen, weil dieſer nicht da iſt.

Nie und nirgends iſt mehr von „brillantem Styl“ und „eleganter Schreibart“ als etwas ganz Beſonderm die Rede, als beim Intereſſanten und Pikanten, weil es ſich dabei nicht um Hervorbringung eines Neuen handelt, ſondern weſentlich nur um den virtuoſen Vortrag.

Wie verhält ſich nun alles dies zur Dichtung für das Volk?

Es giebt keine beſondere Aeſthetik des Volksthümlichen, die Zuſtände und Motive ſind hier nur noch einfacher, urſprünglicher.

Das ſauerſüße Lächeln, das Aufgeregtſein ohne beſtimmtes Wollen und Wünſchen kann und darf hier nicht Raum greifen. Hier herrſcht noch das einfache Lachen und das einfache Weinen, und dabei ſoll es bleiben.

Das Pikante muß ſchnell verſchlungen werden, Leſer und Zuſchauer darf gar nicht zur Beſinnung kommen, der Dämon des Ennüyirens jagt mit geſchwungener Geißel — im Volke darf man noch einer gewiſſen behaglichen Ruhe gewiß ſein.

Die raſchtaktigen Gallopaden ſich auch ſchon auf dem Lande heimiſch geworden, aber man bewegt ſich doch noch vorzugsweiſe gern nach den ſanften, behaglichen Schwingungen des Ländlers.

Auf dem Lande klettert man nicht die dürre Turnſtange hinan und läßt ſich wieder herab, Alles blos

der Uebung zu lieb; man ſteigt einen lebendigen Baum hinan, um eine Frucht zu pflücken, ein Neſt auszuheben — die Kunſt und die Uebung des Kletterns ergiebt ſich ſchon von ſelbſt.

Das Geiſtreichiſiren iſt hier nicht am Platze.

Wie man im Volke nicht leicht ſpaziren geht, um ſich Bewegung zu machen, ziellos, ſo iſt auch die geiſtige Bewegung nicht bloßes Spazirengehen; man will wohin kommen, oder ſich nach dem Seinigen umſchauen, wie es mit der Saat oder mit der Ernte ausſieht und wo man am Werktag zugreifen muß.

Kann das Pikante nur raſch, ſo kann es auch meiſt nur Einmal genoſſen werden. Die Volksſchrift aber muß ihrem innerſten Weſen nach oft und oft geleſen werden können.

Im Volke wird eine ruhige, logiſch gehaltene Darlegung noch nicht ſo leicht von einem feingeſpitzten Witzwort ausgeſtochen; man will ſich noch überzeugen laſſen und findet das noch nicht langweilig oder unintereſſant.

Die ganze abgezehrte Intereſſantheit hat Gottlob im Volke noch keinen Raum. Das Laſter iſt noch ganz, tiefgewaltig, noch nicht raffinirt, parfümirt und anziehend. Geſtank bleibt Geſtank. Und vor Allem: im Volke iſt nicht wie in der Welt der Intereſſantheit das Bewußtſein der Pflicht abhanden gekommen; das Leben iſt noch nicht blos Genuß, ſondern auch eine Pflicht, das Nachdenken iſt eine Pflicht, die zur That führen ſoll.

Tugend und Rechtſchaffenheit ſind hier noch keine

langweiligen altväteriſchen Worte und Sachen, und ſollen es, will's Gott, nie werden.

Die Geilheit der bloßen Genußſucht, auch in geiſtigen Dingen, die keinerlei Anſtrengung, keinerlei emſiges Thun mehr will, die dilettantiſche Topfguckerei kann und ſoll nicht in's Volk dringen.

Auch iſt das nicht ſo leicht zu fürchten, da man hier noch weiß, daß wer ernten will auch pflügen und ſäen muß. In und aus der Arbeit muß der Genuß kommen.

Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß auch der Volksſchrift die rechte Würze nicht abgehen darf; nur iſt Gewürz keine Speiſe. Die Volksſchrift muß mehr lehren wollen als anregen und reizen, ihre Aufnahme muß ein Thun ſein und zum Thun hinführen. —

Im Zuſammenhang mit dem Streben nach Pikantem ſteht auch die Freude am Skandal und die Sucht nach Aufſehen Erregendem.

Wohl noch keine Zeit kannte einen ſo raſchen Verbrauch öffentlicher Charaktere wie die unſrige. Die Furcht vor Abgenutztheit erregt daher leicht zu Ausſchreitungen aller Art, die vor einem jähen und ſpurloſen Verſinken in dem Strome des Tageslebens wahren ſollen. Dagegen finden ſich andererſeits gediegene Charaktere, die ſich verſtimmt und trauernd in ihr Inneres oder auf kleine Kreiſe zurückgezogen haben. Es iſt aber nicht immer blos ſelbſtſüchtiger Ehrgeiz, ſondern gewiß eben ſo oft warme Theilnahme an dem Gemeinwohl, wenn minder Empfindliche nichts ſcheuen um die Augen der Welt auf ihre Betrachtungen zu

lenken, und müſſen ſie auch ſelber nach kurzer Beachtung zum Opfer dafür fallen.

Der Hang zu Aufſehen Erregendem in Thaten, Worten und Schriften iſt allgemein und ein Zeichen von der fieberiſchen Krankhaftigkeit einer Epoche, die ſich erfolglos abkämpft und ſich mindeſtens an kecken Fanfaren erluſtigen will.

Man betrachte die Theilnahme, die die Verhandlungen öffentlicher Verſammlungen finden; die emſigſten und anhaltendſten Arbeiten gehen oft ſpurlos vorüber, bricht aber einmal ein Krakehl los, da ſpannt ſich überall die Aufmerkſamkeit.

Man kann dieſen Zuſtand der Gemüther nicht ſchlechtweg als einen verwerflichen betrachten; in der Natur wie im Menſchenleben zieht das Ungewohnte die Blicke Vieler auf ſich, die genauere Betrachtung des Gewohnten, ſtill ſich Entfaltenden, erheiſcht einen tieferen Sinn. Dazu kommt, daß wer ſich unbefangen, ohne Amt und Eigennutz an den Zuſtänden der Gegenwart betheiligt, faſt durchweg in dem tiefſten Widerſpruche mit denſelben ſteht; jede Kundgebung hievon wird daher freudig aufgegriffen.

Wie wir es aber als eine Aufgabe der Schrift aus dem Volke erkannt haben, die ſtille Entfaltung des Lebens in unſcheinbaren Stellungen darzulegen, ſo muß auch die Schrift für das Volk in den Wirkſamkeiten für das Allgemeine jenes emſige Thun hervorheben und würdigen lehren, das keinerlei Aufſehen Erregendes hat, dennoch aber die Geſundheit und Fülle des Lebens in ſich ſchließt.

Wenn am Bau der neuen Zeit einſt der blüthenreiche Kranz den Giebel ziert, wenn einſt der Bauſpruch verhallt iſt; dann gilt es erſt das leere Gebälk auszufüllen und zu ſchmücken und eine wohnliche Stätte fort und fort zu erhalten und zu verbeſſern; da iſt viel beſcheidene, ſelten bemerkte Arbeit vonnöthen. Wir müſſen einſtweilen darauf hinwirken, die Geſchicktheit zu ſolchem zu erhalten und zu bilden und die Würdigung deſſelben nicht vergeſſen zu laſſen.

Der Humor in der Volksſchrift, die pure Luſtigkeit, die Poeſie der Dummheit, der Spaß und Schwank.

Von jeher bildet der Humor einen Grundzug in der deutſchen Volksſchrift. Nur die abgeſtandene Pietiſterei oder die vertrocknete Verſtandespedanterie könnte ihn verbannen und verdammen wollen. Die Romantiker haben dem humoriſtiſchen Element wieder zu ſeinen Ehren verholfen, aber ſie gingen auch hierin wie beim Mährchen zu weit. Der Humor wie das Mährchen iſt nicht blos inhaltsloſes Spiel; wie das Mährchen von Einkleidung religiöſer Gedanken und Naturanſchauungen ausging, ſo hat der Humor das ſatyriſche Widerſpiel des Lebens zu ſeinem Ausgangspunkt, und wie das Mährchen ſchweift er bald mit Abſicht, bald ohne dieſelbe davon ab und ergeht ſich ungezügelt in allerlei Wunderlichkeit. Der Humor und das Mährchen ſind urſprünglich in einander verſchlungen, denn die phantaſtiſche Welt bot ſich von ſelbſt als ſchrankenloſer Tummelplatz der Gegenſätze dar.

In der Gegenwart ſind wir Deutſchen an wahrhaftem Humor ärmer als irgend eine Zeit und Nation.

Gewiß, der Humor ſteht nur dem Freien zu, dem, der ſich entweder getragen fühlt von den Zuſtänden der Gegenwart, oder der ſich individuell über ſie hinausgeſchwungen hat. Nicht umſonſt ſind wir daher ſo arm an heiteren und erheiternden Schriften.

Der geſunde Humor iſt eine Blüthe der Freiheit, da weicht die Empfindlichkeit im innern und die Rückſichtnehmerei nach außen. Nur der Freie, ſei es ein Individuum, eine Genoſſenſchaft, ein Staat, kann ſich ſelber zum Beſten haben und zum Beſten geben.

Wir können viele Zuſtände nicht mit Lächeln behandeln, weil ſie noch unter Bann und Druck naturwidriger Geſetze liegen; die tragiſche Kehrſeite drängt ſich uns ſchnell auf, und wir müſſen Anſtand nehmen, Dinge und Perſonen lächerlich darzuſtellen, für die wir erſt um Anerkennung vor dem Geſetze zu kämpfen haben; wir müſſen deßhalb immer die ſtarken und preiswürdigen Seiten hervorkehren. Mit dem Verluſte der Freiheit weicht auch die harmloſe Freude, und wer mag in der freien Jagd nur ewig Haſen ſchießen, wenn er nicht auch das Hochwild, das ihm begegnet, auf's Korn nehmen darf? Welch reichlichen Stoff für den Humor böten z. B. die Napoleoniſchen Zeiten und die unmittelbar darauf folgenden, da ganze Länderſtriche hin und her geſchoben und tranſchirt wurden, bald mit ihrer Liebe warten mußten, bald aus Enthuſiasmus für den angeſtammten Fürſten heute dieſem, morgen jenem jubeln ſollten. Welche poſſirliche Wendungen

ergäben ſich da. Aber die tragiſche Seite liegt zu nahe und noch hat der freie Humor keinen Spielraum, weil noch nicht allſeitig anerkannt iſt und geſetzlich feſtſteht, daß ſich die Herzen der Völker nicht nach der politiſchen Tranſchirkunſt richten, und daß die Völker etwas mehr ſind, als hölzerne Figuren auf dem Schachbrett der Diplomatie u. ſ. w.

Der Humor heftet ſich daher für jetzt in der Regel an kleine Lebenszuſtände, wenn er nicht im Unmuth ganz in ſich verſäuert.

Der deutſche Volkshumor verknüpft ſich weder wie der franzöſiſche mit dem Schlüpfrigen, graziös Zweideutigen, noch wie der engliſche mit dem Gemeinen, Carikirten. Der deutſche Volkshumor iſt derb aber luſtig.

Der Humor iſt ein nothwendiges Element der Volksſchrift, aus geſchichtlichen wie aus rein pſychologiſchen Gründen.

Es wird wohl ſchon Manchem vorgekommen ſein, der darauf ausging, ein getreues Wort mit dem Volke zu reden, oder harmlos froh mit ihm zu ſein, daß man erſt recht vertraut mit einander wurde, wenn man recht herzhaft mit einander gelacht hat. Das ſchüttelt die Seelen, lockert ſie auf und bewegt ſie, während ſie ſonſt lange in ſteifer Ungelenkheit und Abgeſchiedenheit verharrten.

Ein gemeinſames Lachen vereinigt die Herzen mehr und ſchneller, als die gemeinſame Empfindung eines Schmerzes; weil beim Schmerze noch jeder ſeine beſondere Anſchauung und Lebenserfahrung im Hintergrund

hat, während beim Lachen nach Urſprung und Ergebniß dieſelbe Regung im Gemüthe hervorgebracht wird.

Das Leben im Freien und die angeſtrengte Leibesthätigkeit bringt es dahin, daß man im Volke, wenn man nicht krank iſt, geſund iſt, und nicht wie in den ſogenannten höheren Ständen ſo oft kränklich, weder geſund noch krank, in's Unbeſtimmte hinein verſtimmt. Der eigentlich Geſunde iſt leicht zu Heiterkeit aufgelegt und darum lacht man im Volke noch ſo leicht und oft. Verſucht es nur bei einer ſpröden Auseinanderſetzung, einem Mißverſtändniſſe, die Sache vorerſt in's Heitere hinüberzuſpielen und ihr findet alsbald willfährige offene Gemüther. Der Stolz, der um ſo hartnäckiger iſt, je beſchränkter die Weltanſchauung und die Lebensſtellung, iſt durch die Gemeinſamkeit des Lachens verſchwunden.

Eine glückliche Begabung, getragen von heiterem Weltſinn, ließ Hebel das Herz des Volkes mit fröhlichen Geſchichten erfreuen. Weil er ein harmloſer Menſch war, darum war er zu Spaß und Schelmenſtreichen aufgelegt. Sein Humor iſt nicht jener ſäuerliche, aus Trübſinn und Weltverachtung hervorgegangene, es iſt jenes ſanfte und weiſe Lächeln deſſen, der die Welt überwunden hat oder von vorn herein in Frieden mit ihr lebt, indem ſein Auge vorherrſchend von den lichten Seiten des Lebens angezogen iſt. Das Harmloſe, Friedfertige Hebel's geht auch auf den Leſer über. Wie in dem idylliſchen Sinn für das Kleine, ſo hat er auch den Humor mit ſeinem, auch von ihm hochverehrten Zeitgenoſſen Jean Paul gemein; nur daß Hebel dabei

immer auf dem feſten Lebensboden ſteht und ſeine Geſtalten nägelbeſchlagene Schuhſohlen haben.

Schon beim Beginn der Erzählung merkt man oft bei Hebel das Lächeln, mit dem er anhebt. Der Hausfreund war darum doppelt willkommen, weil er mit dem Volke zu lachen verſtand.

Es wird das ganze Jahr ſo viel losgedonnert auf das Volk, in Predigten und Verordnungen, daß es mit Recht von dem, der ſich ihm anſchließt, erwarten kann, er ſolle ein heiterer Geſelle ſein und nicht wiederum blos zu ſchelten und zu corrigiren haben. Die beiden Extreme des Radikalismus, die pietiſtiſche Betbrüderei wie die atheiſtiſche Verzweiflung, möchten gern das zweckloſe Lachen verbannen, weil es ja auch das Elend der Welt vergeſſen macht; in Sack und Aſche ſoll man durch dieſes Jammerthal wandeln, bis jene zu ihrem Jenſeits nach dem Tode und dieſe zu ihrem Jenſeits nach der gegenwärtigen Geſchichte gelangt iſt; aber die Welt läßt ſich's nun einmal nicht nehmen, den Augenblick zu faſſen und ihn mit Heiterkeit auszufüllen ſo gut es geht. Und das von Gottes und Rechtswegen.

Wir können hiebei auch wiederum auf die mündliche Rede zurückſehen. Die eindringlichſte Volksrede iſt die, in welcher bisweilen ein Witz ausſchlägt. Aufmerkſames Zuhören iſt kein leichtes Geſchäft, es iſt oft mühſeliger und ermüdender als die ſchwerſte Händearbeit; wenn nun die Leute, die, wie man ſagt, beim Zuhören Maul und Augen aufſperren, plötzlich in eine freudige Erſchütterung gebracht werden, ſo verſchwindet jene Beklemmung des angehaltenen Athems und friſch

gekräftigt erhebt man ſich aus der Erſchütterung des Lachens zu neuer Hingebung.

Eine Klippe beim Humor iſt die Selbſtpreisgebung. So ganz und gar auch die Perſönlichkeit aufgehen ſoll und kann in die Schrift, muß ſie ſich namentlich beim Humor eine gewiſſe unangreifbare Würde bewahren. Gegen Niemand iſt die Welt und die Geſellſchaft undankbarer, als gegen den, der fortgeſetzt ſich ſelber zum Beſten giebt, um dadurch zum Lachen zu reizen. Hat er ſich abgeſpielt, läßt man ihn wie ein verbrauchtes Spielzeug zur Seite, und will er ſich dann gar einmal ernſt gebahren, lacht man ihm in's Geſicht. Dieſem Undank liegt ein natürliches Geſetz zu Grund. Das ergötzliche Spiel kann nicht alleiniger Zweck eines Daſeins werden; eine ganze Perſönlichkeit ihm opfern, heißt dieſe von vorn herein erniedrigen. Wie der Spott ſich auf die Gutherzigkeit, ſo muß auch der Humor ſich auf den Lebensernſt aufbauen.

Hebel verſtand es, trotzdem daß er oft als Schalk auftritt, ſich doch perſönlich in ſeiner Würde zu erhalten, ſo daß ihm die Eindringlichkeit bei ernſten Gelegenheiten nicht abgeht.

Zu den reichſten Ergötzlichkeiten des Volkshumors gehört auch das ſinnvolle Räthſelſpiel, oft vereint mit muthigen Heldenthaten, oft allein auf ſich geſtellt. Von den Räthſeln, die Simſon aufgab, von denen, die Oedipus löſen mußte, durch alle volksthümlichen Epen und Geſchichten, iſt dieſes Element je nach Zeit und Ort neu aufgegriffen, um Verſchlagenheit und Liſt oder weiſen Tiefſinn daran zu offenbaren.

Durch eine beſondere Naturbegabung und Neigung war Hebel dazu geeignet, hier ſolches zu ſchaffen, was ganz in den Mund des Volkes überging. Ich meine hier nicht zunächſt die gewiß vortrefflichen Räthſel, ſondern diejenigen, die mit Geſchichten verbunden, wie „Einträglicher Räthſelhandel," „Drei Worte."

Beim Humor zeigt ſich auch die Schwierigkeit und Mangelhaftigkeit der Schrift, es giebt viele köſtliche Geſchichten, die nicht bloß ihres Inhaltes wegen, ſondern rein weil ihre Wirkung vornehmlich im lebendigen Ton liegt, nicht aufgezeichnet werden können, oder wenigſtens alsdann platt erſcheinen; hier kann ſich nur das Drama die Wirkung aneignen und in manchen öſterreichiſchen Volksſtücken iſt dies Element auch erfolgreich angewendet worden.

Noch ein weiteres allgemeines Volkselement können wir an Hebel wahrnehmen, es iſt die reine Luſtigkeit. Die Luſtigkeit iſt mit dem Humor vielfach eins, ſie ſtellt ſich nur beſonders als Gegenſatz gegen das komiſch Witzige heraus. Dieſes letztere bedarf eines Gegenſatzes, eines Stichblattes, eines Widerſpiels in Gedanken oder Situationen; das Luſtige aber kommt von innen, aus einer innern Harmonie; es iſt die harmloſeſte Freude, wie der Geſang, der, nach den ſchönen Worten eines Alten, darum die edelſte Freude iſt, weil Niemand wie beim Spiel und dergleichen dabei beſiegt zu werden braucht. Es giebt viele von Witz erfüllte Regionen, die die Luſtigkeit, den reinen Spaß gar nicht kennen. Das eigentlich Luſtige und Spaſſige bedarf keines großen Gegenſtandes, keines Apparats; in der Art, wie das

Nächſte Beſte angefaßt wird, liegt ſein eigenthümlich Erheiterndes.

Iſt es ein landmänniſches Vorurtheil, wenn man ſagt, daß Hebel darin ein ſüddeutſches Element vertrete?

Zur Beruhigung für etwaige Eiferſucht der Norddeutſchen möge noch auf ein weiteres Element hingewieſen werden, das man vielleicht gern ausſchließlich uns Süddeutſchen überläßt, und das auch Hebel aufgenommen hat. Ich kann keinen andern Ausdruck dafür finden, als es iſt: die Poeſie der Dummheit. In der Geſellſchaft, im ſchnell verhallenden anſpruchloſen Wort läßt man den Mummenſchanz der Vernunft leichter hingehen; ſchwieriger wird man bei dem Geſchriebenen. Dennoch gehört es auch hier zu den echten Ergötzlichkeiten. Wir ſtehen da oft plötzlich vor einer koloſſalen faſt unglaublichen Einfalt, man ſtutzt, bis ein olympiſches Gelächter ausbricht. Dieſe Gattung des Humors läßt ſich nicht leicht unter einen Begriff bringen. Wenn Hebel erzählt, wie der Zundelfrieder aus dem Zuchthauſe entkommen, die ihn anhaltende Wache herzhaft fragt: „Könnt ihr polniſch?“ Die Schildwache ſagt: „Ausländiſch kann ich ein wenig, ja! Aber polniſches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das iſt,“ ſagt der Frieder, „ſo werden wir uns ſchlecht gegen einander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeiſter am Thor da ſei?“ Die Schildwache holt den Thorwächter, es ſei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den ſie ſich ſchlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam, entſchuldigte ſich aber zum Voraus, viel polniſch verſtehe er nicht. „Es geht

hier zu Lande nicht ab," ſagt er, „und es wird im ganzen Städtel ſchwerlich Jemand ſein, der capabel wäre, es zu dolmetſchen." „Wenn ich das wüßte," ſagte der Frieder und ſchaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „ſo wollte ich lieber noch ein paar Stunden zuſtrecken bis in die nächſte Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond." Der Thorhüter ſagte: „Es wäre unter dieſen Umſtänden faſt am Beſten, wenn ihr gerade durchpaſſirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel iſt ja nicht groß," und war froh, daß er ſeiner los ward.

Wenn Hebel ſolches erzählt, ſo iſt das eine ſo ſchöne Dummheit, daß es ſchade wäre, wenn wir ihrer entbehrten, ſo ſehr man geiſtreicherſeits die Naſe darüber rümpfen mag. Es iſt, Gottlob, dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen und daß wir auch die Poeſie der Dummheit auf Erden behalten. Es kann dem Geſcheiteſten ſo was paſſiren.

Die Gaunergeſchichten und die Lügenpoeſie.

Zu den ausgiebigſten Gegenſtänden der Dichtung gehört allezeit die Darſtellung des Energiſchen, des Freien im höchſten Sinne, indem ein Individuum, rein auf ſich ſtehend und aus ſich handelnd, die ihm entgegenſtehende Welt entweder ſich unterwirft oder daran untergeht. Hier gelangt die ungebändigte Vollkraft des Individuums zur rückſichtsloſen Ausbreitung. Man tritt in jenen Zuſtand vor dem Geſetze, da noch alles Handeln der Menſchen aus ſich berechtigt und naturnothwendig iſt wie Leben und Thun jedes andern Natur-

erzeugniſſes. Der reine Selbſterhaltungs- und Selbſtbefriedigungstrieb ſteht hier in ſeiner naturrechtlichen Unmittelbarkeit. Geſchichtlich und im Verhältniß zur Menſchengemeinſchaft betrachtet wird jenes Leben zu einem Thun außer dem Geſetze oder gegen daſſelbe, weil Geſchichte und Gemeinſchaft jedem Individuum alsbald Beſchränkungen auferlegen; das Leben erhält ethiſche Grenzen und Zwecke, die nicht bloß mit dem von der Natur geſetzten Ende der Macht zuſammenfallen, ſondern man muß ſich innerhalb der Grenzen der Naturmacht Beſchränkungen auferlegen, wie ſie der eben ſo berechtigte Selbſterhaltungs- und Selbſtbefriedigungstrieb Anderer erheiſcht. Hiemit tritt die Herrſchaft des Geſetzes ein.

Die Dichtung aller Völker hat die ungebändigte Subjectivität in ihrer naturrechtlichen Machtvollkommenheit in Sagen und Ueberlieferungen feſtgehalten. Mit dem Fortgang der Cultur ward aus dem urſprünglichen Kampf mit den Elementen u. ſ. w. ein Kampf mit menſchlichen Einrichtungen, das Heroenthum in gutem und böſem Sinn.

Ein ſolches Heroenthum der modernſten Art hat Schiller in ſeinen Räubern aufgeſtellt. Die geregelte moderne Welt hat keinen Raum für die allſeitige Bethätigung der ungebändigten Subjectivität; es bleibt dieſer nichts übrig, als ſich freiwillig der Welt gegenüber zu ſtellen. Schiller hat ſeinem Helden dabei einen ethiſchen Standpunkt gegeben, er läßt ihn nicht bloß in die naturrechtliche Selbſtbefriedigung, unbekümmert um die Welt, treten, er will vielmehr nach ſeinem

ſubjectiven Drange die Welt in's rechte Geleiſe bringen u. ſ. w.

Die Romantiker gingen weiter, ſie nahmen die naturrechtliche Subjectivität als ſolche auf. Die übermüthigen ſogenannten Taugenichtſe, die aus bloß ſubjectivem Belieben im Kampf mit der Welt leben, ſollten durch das geregelte polizeiliche Staatsleben aus dem Revier der Wirklichkeit ganz verſchoſſen werden; die Romantiker nahmen ſie in ihr dichteriſches Gehege auf. Sie hatten ihre Freude an den Wildlingen.

Hier wurden die Romantiker wiederum einem Zuge des Volksgeiſtes gerecht.

Wie man in den ſogenannten höheren Ständen das Pikante, Waghalſige, auf die Meſſerſchneide Geſtellte liebt, um dadurch einen Nervenreiz zu gewinnen, ſo wird, und gewiß mit größerem Recht, im Volke die Kraft als ſolche mit der unverſehenen, keck hervorſpringenden Fülle ihres Inhalts ſtaunend angeſchaut. Dem Energiſchen, Machtvollen — ganz abgeſehen von ſeinen ſittlichen Beweggründen — wird eine gewiſſe Achtung gezollt. Die reiche Erfindung an Abenteuern und witzigen Verwicklungen, die ſich hier aufthut, die Kraft in deren Beſiegung, erfüllt den Geiſt des Leſers und Hörers unbewußt mit der angenehmen Empfindung ſeiner eigenen Kraftfülle und er ſieht harmlos darüber hinweg, wozu ſie hier angewendet wurde.

Der Genuß liegt hier nicht bloß in der Spannung des Leſers und Hörers, in der Aufregung, die das Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung erzeugt. Wie man in den verfeinerten Kreiſen ein Talent als ſolches

verehrt — und bis zu einer gewiſſen Grenze mit Recht, weil es als ſchönes Naturerzeugniß daſteht — ſo erfreut man ſich in den Volkskreiſen an der Dehnbarkeit des Geiſtes, der allerhand Teufeleien in ſich ſchließt und losläßt.

Die Freude an dem thätlich Kecken, ſubjectiv Uebermüthigen — was in der modernen Welt leicht zum Gauneriſchen wird, wenn es nicht mit großer Heeresmacht und dergleichen auftritt — iſt ein Grundton im Volkscharakter überhaupt und dem deutſchen insbeſondere. Das wird leicht als Auflehnung gegen Moral und Geſetz verdammt, aber es führt uns auf jenen nie verſiegbaren Quell der ungebändigten Subjectivität, die ideell auch ihr Recht will. Wenn die alten Heroen mit Rieſen und Drachen kämpften, ſo ſchlägt ſich jetzt die ungebändigte Subjectivität mit der Staatsordnung und ihren bindenden Geſetzen herum, ſie bricht der Polizei bald da bald dort durch den Zaun und lacht ſich ins Fäuſtchen. Das iſt die ewige Urmacht der Subjectivität, die von keinerlei objectivem Geſetz etwas will und weiß. Der Kaſperle im alten Volksſpiel parodirt nicht nur die ernſte und ſauertöpfiſche Ordnung, er behält auch Recht und betrügt die ganze Welt, nimmt der Polizei ihren Stock weg, prügelt ſie durch, ſperrt ſie ſtatt ſeiner in's Loch, lebt fröhlich und ſtirbt ſelig, und dreht zuletzt noch dem Teufel, der ihm dienen mußte, eine Naſe und — haſt ihn geſehen ... fort iſt er.[1]

[1] Pückler berichtet in ſeinen Briefen eines Verſtorbenen (Th. 3. S. 137) wie ſehr ſich der engliſche Punch, der Bruder des Kaſperle,

Es gehört eine ſichere Hand dazu, um ſolche Teufeleien anzufaſſen und durchzuführen.

Der Poeſie an ſich wird Niemand das Recht beſtreiten, das Schöne und Kraftvolle, ohne Rückſicht auf Moralzwecke und herrſchende Geſetze darzuſtellen. Man kann zum Beiſpiel, von allgemein ſittlichem oder auch von ſtaatspolizeilichem Standpunkt aus, gegen die Raufereien, Schlägereien, Kiltgänge u. ſ. w. ankämpfen, der Dichter aber hat ein Recht, ſie als bloße Naturerſcheinungen zu faſſen, ſich wie der Maler an den ſchönen Bewegungen, an den Kraftäußerungen, die ſich dabei kundgeben zu erfreuen und ſolche feſtzuhalten.

Für die Dichtung aus dem Volk bleiben daher derartige Momente in ihrer reinen Naivetät ſtehen, die aber bei einer Schrift für das Volk manche Aenderung und Einlenkung erleiden mag. Vielleicht kommen wir von hier aus dann wieder zu jener Harmloſigkeit des alten Volksſpiels, das ſich nirgends ſcheut, eine geſunde Prügelſuppe einzubrocken.

Hebel ſtimmte inſofern mit den Romantikern überein, als auch er das Gauneriſche und Uebermüthige aufnahm.

Es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß er in ſich

dieſen Uebermuth erhalten hat, Alles todtſchlägt und zuletzt ſogar den Teufel ſpießt.

In Deutſchland iſt das Puppenſpiel zur völligen Parodie herabgeſunken, das Kölner allein, mit ſeinen ſtehenden Figuren von Henneschen, Beſtevater und Marizibill, macht hievon bisweilen noch eine Ausnahme.

ſelber eine Luſt zu derlei tollen Streichen verſpürte und ſich nun im Ausdenken derſelben gefiel. Hier ſtimmte nun wieder ſeine eigene Natur mit der allgemeinen des Volkes zuſammen. Darum konnte er auch mit ſo breitem Behagen die Gaunereien ſeiner Landſtreicher: des Zundelfrieder, rothen Dieter, Heiner und Zirkelſchmied ſchildern; darum konnte er in ihnen unverwüſtliche Typen des Volkslebens feſtſtellen. Indem er ſich an dem heitern Spiel des Lebens ergötzte und die Gaunerſtreiche erfand und übertrug,[1] erfüllte er ein inneres Bedürfniß der Volksſchrift, der der verſchmitzte Schelm nicht fehlen darf. Das Anekdotiſche ſetzt ſich muſiviſch zu einem größeren Bilde zuſammen.

Oft, wenn er einen ſeiner durch die Staatsordnung verfehmten Lieblinge vorführt, iſt es als ob er ſich plötzlich beſinne, daß er eigentlich für das Volk ſchreibe, zum Zweck der Belehrung. Es ergeht ihm dann, wie wenn man einen muthwilligen Schwank erzählt und auf einmal ſich erinnert, daß etwa Kinder zuhören, die die Sache falſch verſtehen könnten;

[1] Auch hier hat Hebel Einzelnes aus den alten Volksbüchern entlehnt und neu geſchaffen, wie man auch früher Motive und Geſchichten aus Aeſop u. ſ. w. neu geſtaltete. Bei der Geſchichte: „Die drei Diebe," ſagt er ſelber: „Sie iſt in einem ſchönen Buche beſchrieben und zu Vers gebracht," und in dieſer Geſchichte führt er ſeine Schelmen zuerſt ein. Anderes hat Hebel, ohne es anzumerken, älteren Gedichten nachgebildet, ſo iſt die Geſchichte: „Drei Wünſche" in der „Mähre," die Wackernagel (Altd. Leſebuch Bd. I. S. 570) nach einer Heidelberger Handſchrift aus dem 13. Jahrhunderte mittheilt, weſentlich enthalten. Hebel nimmt die Sache heiterer und vielleicht lebte ſie auch in dieſer Weiſe in mündlichen Berichten fort.

man giebt der Sache eine moraliſche Wendung, die aber meiſt paßt wie eine Fauſt auf's Aug'. So geht es Hebel, wenn er dieſen Sachen eine Moral anhängt oder gar von vornherein durch das Bekenntniß, daß ſie erfunden ſeien, ihnen die Spitze abbrechen will. [1]

Es geht hiebei wie bei dem Mährchenhaften: es iſt unendlich ſchwierig, die reine Poeſie walten zu laſſen und doch den lehrhaften Zweck nicht aus dem Auge zu verlieren.

Je mehr die Mündigkeit des Volkes ſteigt, um ſo freier wird ſich die urſprüngliche Unſchuld des Phantaſieſpiels entfalten können. —

Mit der Spannkraft und Dehnbarkeit des Geiſtes, die das Gaunerиſche zum Ergötzlichen macht, hängt auch die Lügenpoeſie zuſammen, mit ihren ſinnreichen Erfindungen. Sachen vorbringen, daß ſich die Balken biegen, iſt auch ein Ergötzen, wenn es auch keinen moraliſchen Zweck hat.

In der Lügenpoeſie bekundet ſich ebenfalls das ſchrankenloſe Ausgreifen der Luſtigkeit, die gern das drehend gewordene All mit freiem Willen auf den Kopf ſtellt. Schon die alten Volkslieder bieten hierin über die Maßen Poſſirliches, da es heißt:

[1] Die Erzählung: „Die drei Diebe" beginnt zum Beiſpiel: „Der geneigte Leſer wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieſer Erzählung vorkömmt." Am Schluſſe der Geſchichte: „Liſt gegen Liſt" ſagt der Frieder: „Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte, daß ich der einzige wäre. Denn eiferſüchtig iſt er" — ſchließt Hebel ſchalkhaft.

Ein Amboß und ein Mühlenſtein
Die ſchwummen zu Köln wohl über den Rhein,
Sie ſchwummen alſo leiſe;
Ein Froſch verſchlang ein glühend Pflugſchar
Zu Pfingſten auf dem Eiſe.

Dieſes Gerechtwerden gegen den Uebermuth im Volksgeiſt hebt aber den Nachdruck der ſittlichen Motive durchaus nicht auf. Man ſagt wohl: das Lachen giebt ein Loch in den Reſpect; dies gilt aber nur von jener Würde, die eine äußerliche und unnatürlich aufgedunſene iſt. Hebel bietet hierin wieder das Beiſpiel, daß man bei aller Scherzhaftigkeit und übermüthigen Laune ſich die Würde für die höchſte, die religiöſe Einwirkung wahren kann.

Das Religiöſe in der Volksſchrift. — Ein Wort über die Volkspredigt. — Das Subjective in der Religion — Poſitives und Oppoſitionelles.

Die tiefe Innigkeit des deutſchen Volksgeiſtes hegt vor Allem das religiöſe Element in ſich.

Meißelt der Humor auch luſtige abenteuerliche Figuren in die großen Dome, ſo hebt dieſe kecke Laune doch die gewaltige einheitliche Andacht nicht auf, die das Ganze hält und trägt.

Der religiöſe Grundzug des Volksgeiſtes giebt daher auch der Volksſchrift Maß und Richtung. Der religiöſe Grundzug iſt an keine gewohnte und beſtimmte Formel gebunden. Es wird daher nicht, wie ſo Manche wähnen, mit Verſchwinden dieſer

oder jener Erſcheinungsart eine Haltloſigkeit über die Geſammtheit kommen und deren innerſtes Weſen verzehrt werden, ebenſowenig als wie Viele glauben, mit Verſchwinden von Trachten, Bräuchen und Sitten das Volksgemüth ſein innerſtes Leben verliert. Das Leben, der Geiſt ſchafft ſich allezeit neue Formen. Der deutſche Volksgeiſt ringt nach neuer Belebung des religiöſen Grundzuges.

In den engen Kreiſen unſeres Stadtbürger- und Bauernlebens bewegt ſich Alles faſt ausſchließlich in der familienhaften Umgrenzung. Die poetiſche Wiedergeſtaltung muß ſich daher auch innerhalb dieſer Linien halten, um verſtanden und erfaßt zu werden. Die Intereſſen, die über das Familienleben hinausragen, überſpringen in der Regel die Mittelſtufen des Gemeinde- und Staatslebens und drängen ſich alsbald an den Endpunkt menſchlicher Entwickelung, an das religiöſe Leben. Das politiſche Intereſſe ſproßt noch nicht aus der tiefſten Wurzel des Geſammtbewußtſeins; dazu wäre nöthig, daß es eine feſte Geſtaltung gewonnen hätte, in Inſtituten und Perſönlichkeiten. Nur dieſe geben dem Gemeinbewußtſein Handhaben und Stützpunkte. Wo daher dieſe ſind — wie zum Beiſpiel in den Rheinlanden das öffentliche Gerichtsverfahren, in einigen conſtitutionellen Ländern hervorragende Perſönlichkeiten — da iſt eine alle Schichten durchdringende Betheiligung am Rechts- und Staatsleben. So lange aber die Idee der vaterländiſchen Freiheit und Größe blos noch Idee iſt und auf Geſtaltung harrt, kann ſie wohl die Gebildeten, an Abſtraction und Reflexion

Gewöhnten, entzünden, das Volk im großen Ganzen aber nicht.

Anders aber verhält es ſich mit der Religion: von ihr wird die Seele eines Jeden von Jugend auf erfüllt und eingenommen, ſie hält den Menſchen feſt und ſtellt ſich ihm in einem geſchloſſenen Inſtitute dar, das er nicht erſt aus der Idee zu erzeugen hat.

Schon dieſer thatſächliche Zuſtand weiſt uns auf die beſondere Aufgabe des deutſchen Volksgeiſtes und der aus ihm wirkenden Volksſchrift hin. Nur was aus der religiöſen Kernwurzel treibt, gewinnt Macht und Geſtalt und berührt ein lebendiges Intereſſe in Allen.

Es giebt viele Politiker, denen es ſehr in die Quere kommt, daß dem ſo iſt. Sie möchten gern nach franzöſiſchem Muſter einzig auf Veränderung der Lebens- und Staatsformen hinarbeiten, ohne viel nach dem Halt, den ſie in den Tiefen der Gemüther haben, zu fragen; ſie ſtehen auf politiſchem Boden in gleicher Linie mit den Kirchenmännern, denen es blos um Satzungen und Formeln zu thun iſt.

Der Volksgeiſt modelt ſich aber nicht nach den Wünſchen Einzelner. Ein Liberalismus, der weiter nichts könnte und wollte, als jetzt auch wieder von oben herab, aus der Abſtraction heraus, Geſetze zu dictiren und Alles am Schnürchen zu leiten, ein ſolcher wäre weiter nichts, als der links gewendete Uniformrock der Büreaukratie.

Es gilt daher, den Regungen des Volksgeiſtes nachzugehen und durch denſelben die Freiheit zu begründen.

Dem religiöſen Grundzuge gerecht zu werden iſt daher unſere beſondere Aufgabe und gewiß eine erhabene.

Der Cultus muß Cultur ſein, die Religion muß Bildung werden, innere Befreiung und Erlöſung des Menſchen, ſeine wahre Wiedergeburt; nicht in Worten und Bräuchen, ſondern in der That, im Charakter, in der Geſammtheit des Lebens, in der Reinigung und Heiligung alles echten menſchlichen Wirkens.

Die ſtaatliche und ſociale Ausgleichung der Mißſtände wird dadurch eine Weihe erhalten, die von innen kommt und unverwüſtlich iſt.

Es gehört zu den ſchmerzlichſten Betrachtungen, daß gerade von der Seite, von der aus alle Noth von den Herzen des Menſchen genommen werden ſollte, ſei es aus Mißverſtand oder aus Bosheit, der Menſchheit die drückendſten Martern angethan wurden und werden.

Wenn bis jetzt Tugend und innere Heiligung vielfach dem Formelglauben und der vorgeſchriebenen Werkthätigkeit des Kirchenthums geopfert wurden, ſo iſt der deutſche Boden der Religioſität doch ſo tiefgrundig, daß er die edelſten Keime im Verborgenen hegt, die einſt zur ſchwellenden Saat aufſchießen können.

Es kommt hier nicht auf die Entſcheidung an, ob die Religion mit in der rein menſchlichen Bildung inbegriffen oder ihr letzter Endzweck ſei; es kommt hier nur darauf an, daß ſie überhaupt Bildung ſei und werde.

Bei Beſprechung der freien poetiſchen Geſtaltung volksthümlicher Zuſtände und Charaktere wurde darauf

hingewieſen, daß die Religion die meiſt tragiſche Schlußwendung auffangen und in das Geleiſe der Verſöhnung leiten könnte; hier nun, bei der Einwirkung auf das wirkliche Leben, ſoll und muß ſie das Rad der Geſchichte hemmen und in friedliche Bahnen lenken, bevor es in den Abgrund eilt.

Die Mißſtände der Gegenwart können und ſollen durch die Religion geſühnt werden, die die Herzen der Bevorzugten zur freien Hingabe und die Herzen der Belaſteten zur friedlichen Ausdauer ſtimmt.

Das Wohlthun, in der umfaſſendſten Bedeutung des Wortes, muß zur Religion werden. Der neuen Zeit genügt es nicht mehr an ſtimmungsweiſen und verzettelten Kundgebungen der Wohlthätigkeit, ſondern ſie ſucht dieſelbe in feſten Einrichtungen zu begründen. Jedes unſelbſtiſche Wirken für Andere muß ſich als weſentlicher Inhalt der Religionsbethätigung geltend machen. Nicht durch mittelalterlich geſchloſſene Formen und Bande, ſondern durch zeitweilig wiederkehrende freie Willensbeſtimmung muß das neue Religionsleben ſich ſeine ſittliche Weihe erhalten.

Der Satz, daß die Religion weſentlich That ſei, iſt eben auf den Kanzeln zur abgenutzten bloßen Phraſe geworden.

Es gilt jetzt, nun einmal vor Allem die That feſtzuſetzen und fort und fort zu erneuern. Es handelt ſich jetzt nicht mehr um Dogmen und metaphyſiſche Probleme, ohne Einfluß auf das diesſeitige Daſein, ſondern um friſche Bethätigung.

Religion iſt Selbſtüberwindung, die höchſte menſchliche Kraft, Unterordnung unter das höhere Weſen, Gott, das in unſerm innerſten Daſein lebt und über uns herrſcht; die Religion allein, und nicht ein wenn auch noch ſo feingefugtes Nützlichkeitsſyſtem, kann die neue Menſchheit zu Friede und Schönheit des Daſeins führen.

Wir Deutſchen müſſen darin vorangehen.

Die Religion als Selbſtüberwindung erheiſcht aber nicht Opferung und Vernichtung unſeres Seins, die zerknirſchte Demuth, um etwa fremde Willkürlichkeiten und Autoritäten über uns ſchalten zu laſſen; die Religion lehrt gerade das eigene Sein geltend machen als ein göttliches, ewiges; ſie lehrt die Selbſtändigkeit heiligen und über die bloßen Subjectivitäten hinweg zu dem reinen Sein hindurch dringen und aus ihm handeln.

Die Verteufelung der Menſchennatur mit all ihren Neigungen und Beſtrebungen aus der Erbſünde heraus führt ebenſo zur Gottloſigkeit, wie die Vergötterung alles und jeglichen Thuns auf der andern extremen Seite.

Ein moderner Nihilismus verſucht es bereits vielfach, die atheiſtiſche Verzweiflung im Volke auszubreiten; er denkt nur an Untergrabung der faulen Zuſtände und kümmert ſich nicht um die von ihm verbreitete Bodenloſigkeit aller Zukunft.

Es wird ihm nicht gelingen, allen ſichern Stand aufzulöſen, wenn die Religion frei und friſch in's Leben überzugehen trachtet, den Angriff im freien Felde wagt und ſich nicht in die polizeiverſchanzten Kirchenburgen zurückzieht.

Die aus Verzweiflung hervorgegangene und an die Verzweifelnden gerichtete Literatur mußte ſich als Gegenſatz zu dem zeitgenöſſiſchen Staate herausſtellen, der ſich auf keine ſittliche Grundlage, auf keinen Halt in den Gemüthern mehr ſtützen will, ſondern ſich nur als thatſächliche Gewalt geltend macht. Solchem gottloſen, entſittlichten Verfahren gegenüber, iſt die Aufſtellung einer entgegengeſetzten thatſächlichen Gewalt in ſich begründet. Der Staat, wie alles Leben der Zukunft, muß aber auf ſittlichem Boden beruhen, die Neugeſtaltung auch aus ſittlichen Motiven hervorgehen. Dieſe allein verleihen Hingebung zur nachhaltigen That.

Der Feindſchaft gegen die Verunſtaltungen des Menſchenthums muß die Liebe zu dieſem zu Grunde liegen.

Dem ſogenannten religiöſen Quietismus gegenüber, der in einſeitiger Demuth nichtsthueriſch dahinſchlendert, muß die Vollkraft der Selbſtändigkeit wach gerufen werden. Es ſollte aber ein längſt überwundener Standpunkt ſein, dieſe Selbſtändigkeit als eine ungöttliche zu betrachten. Die getrennten und als Gegenſätze geltend gemachten Standpunkte, auf denen man einerſeits die Autonomie des Menſchengeſchlechts, andererſeits eine außermenſchliche, göttliche Fügung zum Princip der Geſchichte macht, dieſe Gegenſätze vereinigen ſich wieder unter einem höheren Geſichtspunkte. Alle freie ſelbſtändige Wiedergeburt, der Einzelmenſchen wie ganzer Nationen, die ſich in ihrem innerſten Weſen zuſammenfaſſen und demgemäß aus der Selbſtändigkeit ihr Leben geſtalten, beruht wiederum in Gott, der dieſes

innerſte Weſen geſetzt hat und deſſen Selbſtändigkeit ausmacht. —

Es giebt keine Volksbildung überhaupt und keine deutſche insbeſondere ohne die religiöſe Bildung.

Auf dieſem Wege ging Hebel ebenfalls voran. Er ſuchte aber nicht, wie ſo Manche, hier ſeine Predigten los zu werden oder jeden Balken am Bau einer Erzählung zu einer Kanzel zu verwenden, um von da aus predigen zu können. Leicht und ungeſucht, ohne plötzlich aus einer höher gezwängten Tonart zu ſprechen, ſondern einfach und innig geht er zu dem Höchſten über, zu Ausſpruch und Erweckung des Religiöſen.

Nichts iſt leichter, als auf der Kirchenorgel das Regiſter der hochtönenden allgemeinen Redensarten von der Herrlichkeit, Alliebe, Allgüte und Allweisheit Gottes zu ziehen. Nichts iſt auch häufiger, weil man die Theologie lernt, ſtatt das Gottesbewußtſein, die ewige Herrſchaft des unendlichen Geiſtes, in den tauſend Einzelheiten des Weltlebens ſelbſtändig zu finden und darzuſtellen.

Hier tritt nun bei Hebel die poetiſche Begabung, mit ihrer Anlehnung an ein kleines plaſtiſches Ereigniß in ihrem ſchönſten Glanze hervor. Ich erinnere beiſpielsweiſe nur an „Die Baumzucht," an die „Betrachtung über ein Vogelneſt," an das „Morgengeſpräch des Hausfreundes und ſeines Adjunkts." Die lichte Heiterkeit, der fröhliche Gottesſchein liegt hier überall ausgebreitet; denn die Religion iſt eine Religion des Lebens und nicht des Todes.

Es iſt ein in ſich verkehrtes und in ſeiner An-

wendung faſt nur peinigendes Verfahren, wenn man, wie ſo oft geſchieht, in Predigten und poetiſchen Volksſchriften den Todesſchweiß und das letzte Stöhnen des Sterbenden, das dumpfe Raſcheln der Erdſchollen auf dem Sarge vor die Seele führt; wenn man das fleiſchloſe Todtengerippe als ſchreckbare Vogelſcheuche in den blühenden Garten des Lebens ſtellt. Das ſind Bilder, um Menſchen zu rühren, die, wie man ſagt, Nerven wie Batzenſtricke haben.

Aber die Religion in Schrift und Wort ſoll nicht vorzugsweiſe niederdonnern, ſondern erheben und kräftigen, das friſche Leben heiligen. Gewiß, wir lernen das Leben in ſeiner wahren Bedeutung aus dem Tode verſtehen, ſeine Endſchaft und ſeine Unendlichkeit. Wir müſſen uns bisweilen hinausſchwingen an jenen letzten faßbaren Punkt, um von da aus als Sieger in die Welt zurückzukehren, die uns nichts mehr anhaben kann. Es wäre aber bloßes quäleriſches Behagen und kraftloſe Selbſtauflöſung, vorzugsweiſe an jenem Endpunkte zu verweilen. Dieſes Moment ſollte alſo nicht aus der Volksſchrift verbannt, ſondern nur auf jenen Raum beſchränkt werden, der als Punkt außerhalb des Lebens gelten kann, um dieſes ſelbſtthätig zu bewegen; dann aber ſoll die „ſeufzende Creatur," ſollen diejenigen, die unter des Tages Mühe und Noth ſchmachten, hinausgeführt werden auf den ſonnigen Plan des Lebens, um nieden Freude und Seligkeit zu ſchöpfen. Hier zeigt es ſich dann, ob die Gotteserkenntniß blos in der Abſtraction und aus Büchern gewonnen, oder im Leben erfaßt wurde.

Wie menſchlich fromm Hebel den Predigerberuf auffaßte, zeigt ſich beſonders auch in dem hinterlaſſenen Bruchſtücke ſeiner Antrittspredigt, die er ſich aufgeſetzt hatte, um einſt (bei der erſehnten Rückkehr auf eine Dorfpfarrei) ſein Verhältniß zu ſeinen Pfarrkindern damit feſtzuſtellen. Da iſt nichts von jenem ſalbungsvollen Hochmuth der Schriftgelehrten; es wird keine von Außen überkommene Weihe in Anſpruch genommen, ſondern nur die aus dem geläuterten Herzen ſich erſchließende. Einfach und ſchlicht erzählt Hebel, wie er gelebt, wer er ſei, wie ihn Gott geführt, wie er deſſen Heiligkeit erkannt und — was er nun zu erſtreben ſuche. Er tritt herab von ſeiner erhöhten Stufe und ſtellt ſich unter die Seinigen als Gleicher; er zeigt ihnen die frommen Gedanken, die ſeine Bruſt bewegen und will menſchlich vereint, Gott dienend mit ſeinen Brüdern leben und ſich heiligen. Er macht keinen weitern Anſpruch für ſich als den, daß er treu und redlich den Geſetzen Gottes in dem eigenen Leben wie in dem der Menſchen überhaupt nachzuforſchen trachte.

Allerdings tritt hierdurch das Subjective ganz in den Vordergrund, aber wenn es ſich ſo und nicht als Autorität giebt, wenn es ſich in den Urgrund des eigenſten Weſens vertieft, wenn es ſeinen reinen klaren Inhalt ausbreitet, ſo iſt das die echte Bereicherung menſchlicher Gotteserkenntniß. Durch das Subjective, durch das Bekenntniß, wie man ſelbſtändig die ewigen Wahrheiten wieder gefunden — iſt die freie Wiedergeburt des Religiöſen gegeben. Und dann: ſind jene, die immer im Namen der Kirche oder im Namen

Gottes ſprechen, minder ſubjectiv? Oder haben die Propheten und Apoſtel, die eine ihnen gewordene Offenbarung verkündeten, nicht ihre ſubjective Wahrnehmung dabei ausgeſprochen?

Das Syſtem, die reine Wiſſenſchaft läßt alles Subjective hinter ſich und baut auf ein abſtractes gemeingültiges Princip das allgemeine Gebäude (obgleich auch hier die Entſtehung des Princips in dem die Wiſſenſchaft bauenden Subjecte dem Nachconſtruirenden zum beſten Anhaltpunkte dienen kann), die unmittelbar praktiſche Wahrheit braucht nicht von dem Subject abgelöst zu werden; es kann ſolche in ſich zu einem Syſtem ausgebildet haben, in der Einzeldarlegung aber erſcheint ſie wieder als ſubjective.

Was die Religion durch ſolches Subjective an kirchlicher Uniformität verliert, das gewinnt ſie an lebendiger innerer Einheit und wird von dieſer weit aufgewogen. Die Propheten und Apoſtel ſtellen die von ihnen erkannten Wahrheiten auch ſubjectiv dar und doch hängen ſie innerlichſt zuſammen. Gerade daß der bibliſche Codex die Auffaſſung Vieler in ſich ſchließt, gerade das giebt ihm ſeine univerſelle Anwendung.

Da tritt nun ein vielerfahrener Mann vor eine Verſammlung, und zeigt ihr das Ewige im Wandel der Dinge, wie er es ſelber erfahren, nicht als Schulweisheit, nicht als Gelehrſamkeit, ſondern als wirkliches Leben, und es geht wieder ein in das Leben.

Die Theologie behält ihre Bedeutung als Wiſſenſchaft, als Kunde von der Entwicklung des religiöſen Bewußtſeins in der Menſchheit im Laufe der Zeiten;

ſie führt auf Tiefen, die ſich dem ſubjectiven Einzelleben vielleicht nie aufgethan hätten, ſie macht theilhaftig der Arbeit und Errungenſchaft aller Zeiten und geſtaltet das Menſchenthum zur Einheit — dann aber muß die Religion ſubjectiv lebendig werden.

Der Staat kann freilich nur Prüfungen veranſtalten, in denen ſich das Wiſſen kund giebt; er muß ſich damit begnügen. Das Höchſte und Innerlichſte läßt ſich aber nicht in Schulen lernen und nicht im Examen abfragen.

Wie in der modernen Welt vielfach das, was ehedem Weſen war, Form geworden iſt, äußerlich zu erringendes Wiſſen und Geſchicklichkeit — ſo iſt auch mannigfach das, was ehedem Beruf war, Amt geworden. Nicht die Naturbefähigung iſt entſcheidend, ſondern die erworbene Geſchicklichkeit, die Formfertigkeit. Darum iſt ſo viel Verdumpftes, Hohles, in reingeiſtigen Verhältniſſen. Tauſende ſind Richter, Prediger u. ſ. w., nicht weil es ihr Beruf, ſondern weil es ihr Amt iſt; ſie vollführen ihre Obliegenheit als etwas Erlerntes, im gewohnten Schlendrian. Ein lebendigeres, von der Theilnahme Aller getragenes Staats- und Religionsleben kann hier allein abhelfen. Das Rechts- und Religionsbewußtſein wird dann dem Volke nicht mehr blos von außen zugetragen werden; man wird auch die eigene Stimme vernehmen, in ſelbſtthätigem Ausſpruch, oder als Widerhall von erhöhter Stufe.

In der Wahl des Ausdrucks ſteht die Volkspredigt in gleicher Linie mit der Volksſchrift. Das Volksthümliche beſteht nicht darin, daß man ſich in Wort und

Ausdruck an die gäng und gäben Redensarten halte; dieſe können oft als ſchlagende Beweiſe angeführt werden, um Anfang oder Ergebniß eines umfaſſenden Gedankenganges zu veranſchaulichen. Eine Moſaik von Volksausdrücken wäre aber hier wie dort unanwendbar. Es muß immer wiederholt werden, daß Schrift und Wort Erhebung bieten ſollen, in Gedanken wie in Worten. Es iſt ein beſonderer Vorzug des deutſchen Volkes, daß bei ihm das Ideale volksthümlich iſt, der kühnſte Schwung reißt die Herzen am meiſten hin, nicht das Platte, das Alltägliche; darum iſt auch Schiller in ſeiner ſchwunghaften Idealität der volksthümlichſte deutſche Dichter und wird es immer mehr werden.

Auf dem Standpunkt, auf dem die Religion Bildung zu werden ſtrebt, erhebt ſie ſich unmittelbar über das Confeſſionelle. Da Anfang und Ende hier wieder eins ſind, kann man eben ſowohl ſagen: die Religion bewegt ſich hier in dem Gebiete, wo das Gottesbewußtſein noch nicht in geſchiedenen Formen erſtarrt iſt, oder in jenem, wo ſie den Durchgang durch die geſchiedenen Beſonderheiten bereits vollendet hat. Daher iſt dieſer Standpunkt der rein poſitive, ſei es nun vor oder nach der Negation, ſei dieſe bereits überwunden oder noch nicht vorhanden.

Jede wahre Poſition wird dabei auch von ſelbſt zur Oppoſition, ſo ſtill und naturgetreu auch ihre Bewerkſtelligung ſein mag. Der Baum ſtößt die Blätter ab, erſt wenn ſich neue Keime angeſetzt haben, dann aber auch unausbleiblich. Müſſen die neuen Keime in den geſchloſſenen und zugleich ſchützenden Hüllen noch

einen Winter lang in lebloſer Erſtarrung ausdauern, und uns das ſcheinbare Bild der kahlen Abgeſtorbenheit vor Augen laſſen: die junge Frühlingsſonne ſprengt die braunen Panzerſchuppen, regt die Triebe in den erſtarrten Keimen, und macht ſie aufgehen zu ſaftfriſcher Blüthen- und Blätterpracht.

Nach einer nordiſchen Sage ſchloß einſt Gott mit dem Teufel einen Vertrag, wonach alle Seelen, die zur Zeit da die Zweige entblättert ſind, dahinfahren, dem Teufel gehören ſollten. Nun hält aber fortan das niedere Gehölz und der kurzäſtige Baum die dürren Blätter feſt, bis neues Laub da iſt; ſie können ſich nicht mit Zukunftsknospen begnügen. Der Teufel iſt geprellt. — —

Alles Leben iſt der ſtetigen Wandlung unterworfen. Es kann in ſeinen Erſcheinungsformen abſterben, in ſeinem innerſten Weſen aber nie.

Iſt es ſchon gegenüber dem in Formen erſtarrten Staatsleben, das nur die äußere That in ſeinen Bereich zieht, nicht möglich, ideell poſitiv zu verfahren, ohne alsbald in Oppoſition zu gerathen, ſo iſt dies auf dem Gebiete der Religion, die an und für ſich nur ideell poſitiv ſein ſoll, noch weit weniger der Fall. Der nicht an die gewohnte Form gebundene Gedanke gilt hier unmittelbar als Feind.

Hebel, der die humane Anerkennung aller Religionsformen im Auge hatte, ohne dabei auf eine Neugeſtaltung aus dieſem Princip hinzuarbeiten, hielt ſich in ſeinen Volksſchriften vom Confeſſionellen fern. Er tritt in religiöſen Dingen rein und allgemein poſitiv auf,

aber auch bei ihm wurde dies zur Opposition, oder mindestens von den an der Besonderheit Haftenden so aufgefaßt.

Aus seiner Biographie ist bekannt, daß Hebel für den Jahrgang 1814 des Hausfreundes eine Erzählung „Der fromme Wunsch" geschrieben hatte. Diese Erzählung wurde auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit unterdrückt und Hebel darüber so verstimmt, daß er den Kalender aufgab. Er war in keiner Weise eine kämpfende Natur, außerdem durch Ueberhäufung mit Amtsgeschäften mißmuthig; und die Erfahrung, daß es nicht möglich ist, positiv in der Religion sich zu verhalten, ohne unversehens mit einem Kirchenthum in Widerstreit zu gerathen, mochte ihn in sich zurückscheuchen.

Der friedfertige, harmlose Hebel verfiel dem erbitternden oder doch verschüchternden Einflusse der Censur.

Die Bibel als deutsches Volksbuch. — Der Bibelton in der Volksschrift.

Es ist mehr als bloße äußerliche Zufälligkeit, daß mit der Bibel zuerst sich die neuhochdeutsche Schriftsprache festsetzte. Die Bibel wurde dadurch nach Gehalt und Gestalt der Codex des neuen Schriftenthums und wirkte besonders auf den eigenthümlichen Charakter der deutschen Volksschrift ein. Der Bibelton ist der verständlichste und volksthümlichste, Anknüpfungen an Geschichten und Bilder aus der Bibel finden die allgemeinste Aufnahme.

Ganz abgesehen von ihrer theologischen Bedeutung, rein ästhetisch betrachtet, bleibt die Bibel noch immer

das Muſter eines Volksbuches. Ihre Poeſie kann von der Exegeſe der Schriftgelehrten, die aus jedem Wort und jeder Wendung ein Dogma herausquälen, nicht zerſtört werden. Sie giebt die concrete Anſchauung eines Naturvolkes, ſtellt die Charaktere unmittelbar hin mit all den kleinen Lebenszügen der Individualität, die Lehre ergiebt ſich von ſelbſt, nicht in kalter Abſtraction oder in überſchwänglichen Ergießungen. Alles iſt hier noch eins, das Allgemeinſte und Höchſte ſtellt ſich in dem Beſondern dar. Vor Allem aber zeigt ſich das Walten der höheren allgemeinen, das Individuum beherrſchenden Macht in naiver Gegenſtändlichkeit.

An der Bibel arbeitete eine ganze Nation, durch mannigfache Wandlungen der Geſchichte. Das verleiht ihr eine Inhaltsfülle wie kein anderes Buch ſie beſitzt, und menſchlich gefaßt ihre göttliche Bedeutung. Der Geiſt eines ganzen Volkes liegt in dieſem Buch eingeſchloſſen. Kein Einzelmenſch kann ein ſolches vom Volksgeiſt erzeugte Buch hervorbringen; gleicherweiſe wie — mit modernen Ergebniſſen verglichen — kein Einzelner eine ſolche Fülle und Tiefe aus ſich entfalten kann, wie wir ſie in einer Volksliederſammlung finden.

Die Bibel, dieſes älteſte Volksbuch in doppelter Bedeutung, das zum Buch der Völker geworden iſt, ſuchte Hebel zu nationaliſiren, deutſch zu machen. Waren die „Bibliſchen Geſchichten“ zunächſt auch blos für Kinder abgefaßt, ſo iſt doch die Grundabſicht, dieſe Geſchichten der deutſchen Auffaſſungs- und Anſchauungsweiſe näher zu bringen, eine höhere volksthümliche.

Hebel ging von dem gewiß unbestreitbaren Grundgedanken aus, daß auch die nachbiblische Völkergeschichte und die daraus erwachsene Volksanschauung gleicherweise als heilig betrachtet werden könne und solle. Hierbei muß aber stets bedacht werden, daß die unmittelbare Beziehung aller Lebensäußerungen auf Gott der abendländischen Weltanschauung und Weltthätigkeit nicht entspricht, weil hier, im Gegensatz zum Orient, das Individuum in den Vordergrund tritt und erst in der Reflexion die Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine und Ewige sich herausstellt. Im Occident tritt die freie Selbständigkeit des handelnden Individuums hervor, während es im Orient aufgelöst ist in die Staats- und Gottesidee und diese als das Bestimmende in jeglichem Thun vorherrscht. Es widerspricht zum Beispiel ganz der abendländisch volksthümlichen Empfindungsweise zu sagen: Gott führte die Allemannen, Gott schickte Attila, Gott schlug Napoleon u. s. w., obgleich die Philosophie der Geschichte dies bei den Allemannen und dergleichen eben so gut anerkennen muß, als bei irgend einem jüdischen Stamme oder Fürsten.

Mit dieser veränderten Betrachtung unserer geschichtlichen Thatsachen steht auch die Bildungsgeschichte in genauer Verbindung. Je weiter die moderne Bildung fortschreitet, desto mehr geht sie vom Individuellen aus, das erst aus dieser seiner Besonderheit sich zusammenschließt mit dem Allgemeinen, mit dem Staat, mit der Einheit in Gott. Umgekehrt war es bei den alten Völkern und hier namentlich bei den Juden; je mehr

ſich die Bildung individualiſirte, je mehr der Einzelne ſich ablöste und in ſich abrundete, deſto mehr bereitete ſich der Zerfall vor. Das alte Religionsleben geht von der Offenbarung, das moderne von der Bildung aus. In der modernen Welt ſteigt das Ich auf zum All, in der alten war das All zuerſt geſetzt und umſchloß das Ich. Dort geht man vom Selbſtbewußtſein, hier ging man vom Gottesbewußtſein aus. Dieſes letzte verleiht eben der Bibel ihren vorherrſchend theokratiſchen Charakter.

Die Bibel durch Umarbeitung abendländiſch nationaliſiren wollen, führt eben ſo ſehr zur Verletzung des Geiſtes, in dem ſie urſprünglich abgefaßt iſt, als man auch dem modernen Nationalgeiſte, deſſen Gepräge ſie tragen ſoll, nicht gerecht werden kann.

Es mag aber auch noch eine höhere Bedeutung darin liegen, daß die Bibel in den Händen der verſchiedenen Nationen ſich ihre Urſprünglichkeit wahre. Als die Zeit der Nationalreligionen zu Ende ging und die Religion der Menſchheit und Menſchlichkeit an deren Stelle treten ſollte, als die neue Epoche der Weltgeſchichte anhub, in der fortan, im Gegenſatz zur alten Welt, verſchiedene Nationen neben einander Träger des geſchichtlichen Fortſchrittes ſein ſollten, da ward den Völkern die Bibel in die Hand gegeben. Es wäre in der alten Welt nicht denkbar geweſen, daß ein Volk aus einem Buche fremden Urſprungs, fremder Sitte und Anſchauungsweiſe, die weſentlichen Momente ſeiner Weltbetrachtung entnehme. Das iſt aber gerade ein hervorſtechender Zug der neuen Völkerfamilie, daß man das Nationale, was zeitlich und räumlich draußen ſteht, in

ſeiner Beſonderheit anerkenne und in ſeinem rein menſchlichen Gehalte in ſich aufnehme. Als die Nationalitäten aus der ſtarren Ausſchließlichkeit und der Mißachtung alles Fremden erlöst wurden, um das allgemein Menſchliche in ſich zu beleben, da war die Bibel in ihrer ſcharfen nationalen Ausprägung das trefflichſte Mittel. Die Bibel iſt nicht nur ein Volksbuch, ſondern ward auch das Buch der Völker; ſie läßt ſich daher auch aus dem Grunde nicht nationaliſiren, weil es ſich mit in ihre Aufgabe ſchloß, den Nationen ein Buch zu ſein, woraus ſie fremdes, und hier vergangenes, Nationalleben in ſeiner gerechten menſchlichen Bedeutung anerkennen lernen mögen. Hebt man die Originalität der Bibel auf, wird ſie von den Deutſchen deutſch, von den Franzoſen franzöſiſch national u. ſ w. umgeprägt, ſo verliert ſie eben damit die bezeichnete Bedeutung. —

Daß und wann füglich die neue Volksſchrift den Bibelton anſchlägt, bezeichnet Hebel gar ſchön in der Erzählung: „Einer Edelfrau ſchlafloſe Nacht", indem er dort ſagt: „Ein Gemüth, das zum Guten bewegt iſt, und ſich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein ſolches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deßwegen auch in ſeine Sprache."

Wie in der bildenden Kunſt das Studium der Antike von unvergänglicher Bedeutung bleibt, weil hier die reinen Formen menſchlicher Erſcheinung zur Anſchauung gebracht ſind, ſo ſind auch in der Bibel die Urformen und Grundlinien menſch-

lichen Seelenlebens gegeben; wir werden immer daran zu lernen haben. Die bildende Kunſt kann aber nicht immer blos den Charakter der Antike und die Volksſchrift nicht immer blos die Bibel nachahmen wollen.

Verhöhnung und Verzweiflung und ein friſches Herz.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß es eine ſehr wohlmeinende Richtung giebt, die im Unmuth über die zeitgenöſſiſchen Verhältniſſe die ſcharfe Lauge des Hohns über ſie ausgießt, die Spott und Verachtung als Reizmittel der Erweckung betrachtet. Möglich, daß ein derartiges Verfahren nützlich und nothwendig iſt — obwohl es noch des geſchichtlichen Nachweiſes bedarf, daß je ein Volk aus Spott über ſeine öffentlichen Verhältniſſe dieſe anders geſtaltete — für die Volksſchrift aber dünkt mir ein ſolches durchaus am unrechten Ort.

Bei einem Volke, das die wahre menſchliche Freiheit noch nie beſeſſen, oder wo dem gegenwärtigen Geſchlechte die Erinnerung an dieſelbe verloren gegangen, da iſt die Verſpottung des Knechtsſinns und der daran haftenden Zuſtände meiſt nur zum Selbſtgenügen des ſich befreienden Autors.

Wäre es aber auch ein Mittel der Befreiung für Andere, ſo iſt es nur äußerſt ſelten und behutſam anzuwenden.

Wie von der Beſſerung desjenigen Menſchen wenig zu hoffen iſt, der ſich ſeine Verderbtheit leichthin ins Geſicht hinein ſagen läßt, oder ſie gar ſelber redefertig bekennt, ſo auch bei einer großen Geſammtheit, einem ganzen Volke.

Aber auch die höher Gebildeten, die auf abſtractem Wege die Idee der Freiheit gefunden, ſtumpft der Spott leicht ab.

Es ließe ſich ſogar darthun, daß auch in den ſogenannten höheren Kreiſen die literariſchen Brandraketen nur wie eine kurzweilige Feuerwerkerei angeſehen werden. Die Verhöhnungen des deutſchen Michel, was haben ſie bewirkt? Haben ſie ſchlummernde Gemüther geweckt? Dieſe halten ſolche Anregungen fern, oder betrachten ſie aus der literariſchen Perſpective und laſſen ſich davon amüſiren. — Haben ſie wache Geiſter zu lebendiger That geführt? Dieſe begnügen ſich meiſt mit dem Kitzel der Eitelkeit, daß ſie Das ſchon längſt gewußt und geahnt, daß aber nicht zu helfen ſei, bis einmal wieder eine große Kriegsnoth oder etwas dergleichen komme, auf das man natürlich warten müſſe. Und wenn am Ende ein Geniebegabter Alles durchweg verneint und verhöhnt, ohne uns je einen ethiſchen Hintergrund erkennen zu laſſen, der zu ſolcher Negation berechtigte und auf dem ſich ein neues Leben auferbauen könnte, ohne für irgend etwas noch Liebe zu empfinden, die zu heiligem Zorn zu entflammen vermöchte; wenn Alles blos dem muthwilligen Spaß geopfert wird, ſo reibt ſich der Philiſter ſchmunzelnd die Hände und ſagt: er iſt doch eben ein Tauſendſaſa und brillanten Witz hat er, das iſt nicht zu leugnen. Die literariſche Kritik lacht ſich auch ins Fäuſtchen und freut ſich im Stillen, daß er Dieſem und Jenem, der es allerdings verdient, den hochgetragenen Kopf tüchtig gewaſchen.

Und am Ende bleibt Alles beim Alten. Dem Philiſter macht es zu viel Mühe, zur neuen Gemeinderathswahl ſeine Stimme abzugeben, die Kritik iſt zufrieden die Sache gehörig regiſtrirt zu haben.

So weit iſt es Gottlob im Volke noch nicht und es wird wohl auch nie dahin kommen. Die literariſche Genußſucht mit ihrer lahmen Thatloſigkeit iſt hier noch nicht eingeriſſen, man ſucht die Mahnungen und Hinweiſungen einer Schrift noch mit dem Leben zu vereinbaren.

Was ſoll nun die Verhöhnung und Verſpottung dem Volke? Iſt es doch nicht ſeine Schuld, ſondern vornehmlich die der Pfaffen und Büreaukraten, daß das ſchöne menſchliche Leben verunſtaltet und faſt verloren iſt. Himmel und Erde ſind geſtohlen. Wozu ſchlägt man den Beraubten?

Aber nicht nur in Rückſicht auf äußere Anwendbarkeit, ſondern auch aus Gründen der innern Entwicklung ſcheint mir die Stufe der bloßen Satyre, des Hohns und der Verſpottung eine Uebergangsſtufe, die nur dann allgemein erſprießlich und nicht blos befreiend für das bewegte Individuum wirkt, wenn das Endziel ſich bereits kund zu geben vermag.

Wie im religiöſen Leben die Stufe des Zweifels und der Verzweiflung (auf der allerdings Viele ihr Leben lang beharren) folgerichtig zu einer vernunftklaren Erkenntniß oder gläubigen Hingebung fortſchreiten muß, ſo kann und muß auch im politiſchen Leben (in ſeiner umfaſſendſten Bedeutung) die Uebergangsepoche

des Zweifels und der Verzweiflung zu einer rüſtigen, frohmuthigen Zuverſicht ſich fort entwickeln.

Wer je die Schmerzen der Welt, die Qual über die immerfort ſich erneuende Verunſtaltung des Menſchenthums im Herzen getragen, der kennt jenes Zittern und Zagen, jenes Bangen und Zürnen, das die Seele mit unendlichem Wehe zu erdrücken droht. Lange kann er todesbetrübt dahin gehen und ihn jammert der Menſchheit — bis er endlich und die Menſchheit in ihm neu wiedergeboren wird und er gewinnt ein friſches Herz.

Wir ſind, trotz äußerer Hinderungen, in unſeren Tagen doch zu einer Oeffentlichkeit gelangt, wie ſie noch zu keiner Zeit da war. Die flüchtigſten Regungen der Seele gewinnen Wort, die tiefſten Abgründe werden unverhohlen aufgedeckt; wir entwickeln uns vor den Augen der Welt. Trotz mancher lügneriſchen Grimaſſen, trotz mancher Schönthuerei mit erheuchelter innerer Pein, bekundet ſich weſentlich darin der Segen der Wahrhaftigkeit und die Wahrhaftigkeit wird uns frei machen.

Wir ſind über die Stufe der Zerriſſenheit hinaus, da man ſich in allgemeinen unbeſtimmten Klagen ergoß. Wir haben die Noth beſtimmt und klar in's Auge gefaßt. Der in ſolcher Allgemeinheit mit Unrecht verſpottete Weltſchmerz verhallt nach und nach zu einer ſtillen Trauer in den Gemüthern und verleiht ihnen einerſeits perſönliche Entſagung und Aufopferungsfähigkeit, andererſeits Muth genug, ſich zur geſunden That zu bereiten. Wer es mit ſich und der Menſchheit wohl

meint, muß ringen und ſtreben, ein friſches Herz zu gewinnen.

Alle diejenigen, die dem Volke einen erlöſenden Gedanken in die Seele legten, von den größten weltgeſchichtlichen Befreiern und Erlöſern bis zu den kleinen in enger Begrenzung, alle dieſe haben den Zerfall mit ſich und der Welt, den Kampf um die Hingebung, um das Vertrauen auf die Erlöſung — zuerſt in der Wüſte, in ſtiller Einſamkeit, in der eignen Bruſt ausgekämpft. Erſt wenn ſie hier die Heilung für ſich und andere gefunden, erſt dann ſind ſie mit friſchem Herzen hinausgetreten, ſtrafend, richtend, aber auch erhebend.

Widerſtreitet dieß aber nicht der Wahrhaftigkeit, in der allein der Segen der Freiheit ruht? Darf man dem Volke den Zwieſpalt und den Zerfall vorenthalten, aus dem die Erlöſung ſich ergab?

Es mag Zeiten geben, und die Geſchichte zeigt uns ſolche, in denen nur aus einem allgemeinen Untergange, und ſei es auch ein ideeller, das heißt eine Zerſtörung der ganzen bisherigen Weltanſchauung, die Wiedergeburt kommen kann. Ich glaube nicht, daß unſere Gegenwart eine ſolche iſt. Die Keime des neuen Lebens ſind bereits vorhanden, nur verſchüttet und vielfach verderbt. Das neue Völkerleben hat mit ſeiner Vergangenheit nicht durchaus zu brechen, vielmehr kann und ſoll dieſe in ihrem innerſten Princip herübergenommen werden in die Zukunft. Es kann und muß möglich ſein, über den Abgrund eine Brücke zu bauen. Wir bedürfen nicht einer völligen Auflöſung alles

bisherigen Zusammenhangs, um den neuen natur- und zeitgemäßen zu finden.

Mag man indeß auch noch darüber streiten, ob dem Volke die Rathlosigkeit des Zerfalls vorenthalten werden kann, hier ist wesentlich nur von Bedeutung, daß man bereits selbst die Einigung gefunden haben müsse, um jenen in Anderen versuchen zu dürfen.

Wenn ich in Bezug auf volksthümliche Thätigkeit überhaupt und die literarische insbesondere eine Ueberwindung der Verzweiflung und der daraus folgenden Verhöhnung u. s. w. erheische, so will ich damit keineswegs jenes eitle ewige Singen und Sagen von der Größe und Herrlichkeit der deutschen Nation gut heißen, zumal, da gerade dieses Verfahren bei den Staatssophisten, wie bei denen, die das Handwerk auf eigne Rechnung treiben, so beliebt ist. Es ist gleich empörend, den überschwänglichen Lobsalm deutscher Volksehre, deutscher Freiheit und Kraft hören zu müssen, wo sie doch nicht zu finden ist, dieses Herausstreichen und Aufputzen anderen Nationen gegenüber zu sehen — wie es auf der andern Seite abstößt, nur immer von Niedertracht u. s. w. sich vordeclamiren zu lassen.

Es ziemt einem Volke nicht, sich von noch so wohlgemeinter Verehrung hätscheln und mit Zuckerworten abspeisen zu lassen.

Man kann die innere Kraft hoch achten und dabei dennoch die unwürdigen Zustände erkennen, ja man muß beides zugleich.

Volksschrift und Kinderschrift.

Die Widersinnigkeit, diese beiden so oft neben einander auf dem Titel ein und desselben Buches genannt zu sehen, könnte empören, wenn es nicht allbekannt wäre, daß blos äußerliche Speculation und kein innerer Gedanke diese Verbindung zu Stande gebracht hat.

So wenig daher auch zu erwarten sein mag, daß die unnatürliche Verbindung fernerhin vermieden werde, mögen doch einige Andeutungen zur Erkenntniß und Weiterführung durch Andere dienen.

Die Naivetät des Kindes ist von der des gereiften schlichten Mannes durchaus verschieden. Beim Kinde muß die Anschauung erst gebildet, beim Volke aber die bereits ausgebildete Anschauung zu Gedanken und Gesammtbegriffen erhoben werden. Dort muß die Welt erst erschlossen, hier die theils falsch theils zerstreut erkannte Welt berichtigt und ergänzt werden.

Der erwachsene Mann aus dem Volke bedarf anderer Kost als der eigens für den Kindermagen zubereiteten. Sind schon diejenigen Kinderschriften weniger fruchtreich, in denen Alles plan und platt ist, und die kein wiederholtes Lesen vertragen, so ist dies noch weit mehr bei der Volksschrift der Fall.

Darum stößt es auf einen inneren Widerspruch beim Mann aus dem Volke, es beleidigt ihn, wenn man ihn in der Schrift zu den Kindern in die Schule schickt; er ist kein Neuling in der Welt, er kennt sie längst, weiß sie nur nicht immer im Zusammenhang zu fassen und zu deuten. Der Staat ruft ihn zur Soldaten-

pflicht, fordert Steuern von ihm ein u. ſ. w. was ſoll da ein Zurückgehen auf die Uranfänge menſchlichen Seins? Das heutige Volk hat die Schule längſt verlaſſen, das jetzige Männergeſchlecht hat in der Regel den ordnungsmäßigen Schulunterricht genoſſen, es will über andere Intereſſen belehrt ſein.

Der ſchulmeiſternde oder gar kindliche Ton der Volksſchrift bringt es dazu, daß ſich der gereifte Mann höchſten Falls lächelnd abwendet und nichts davon wiſſen will.

Ich kenne eine Volksſchrift, in der das Landvolk mit „Lieber Bauer!“ angeredet wird. Zu ſolcher ſüßlichen Schulmeiſterei führt ein verkehrter Geſchmack.

Wenn auf dem Lande Leſevereine, Leſeabende und dergleichen eingerichtet werden, ſollte nicht das Schulzimmer, ſondern ein Zimmer des Rathhauſes dazu gewählt werden. In den Erwachſenen regt ſich mit Recht eine Widerſpenſtigkeit gegen die Anmuthung, ſich noch einmal in die Schulbänke einzwängen zu laſſen; das Rathhaus iſt der Ort für Männer, die ſich ſelbſtändig am Leben betheiligen. Das Gemeindeleben iſt ein ſichtbarer Mittelpunkt der Menſchengemeinſchaft, es wird auch in der Volksſchrift ſeine Bedeutung geltend machen und geht die Kinder nichts an.

Eben ſo ſehr es ſich innerlich widerſpricht, das Volksleben wieder in die Kinderhaftigkeit hinab zu zwängen, eben ſo verkehrt iſt es aber auch, den Unterricht in der Staatsverfaſſung ꝛc. zu einem Schulgegenſtand machen zu wollen. Was ſoll den Kindern ein ſo trockenes Paragraphenweſen, deſſen Inhalt ſie doch nicht

faſſen können? Sollen die Kinder in der Schule noch durch eine weitere Langweiligkeit gemartert werden? Solches Anſinnen beruht auf einer innern Verkennung des organiſchen Lebens, es hängt, trotz ſeines liberalen Scheines, mit jenem büreaukratiſchen Schulmonarchismus zuſammen, der alles Wachsthum gern mit dem Schulbakel groß ziehen möchte und den dürren Stock zuletzt noch den Waldbäumen zur Stütze in die Erde rammt.

Es muß für die zu erringende Betheiligung am Staatsleben andere Mittel und Wege geben, als die Kinderſchule. Laßt nur ein geſundes Gemeinleben aufkommen, einzelne Klänge werden in den ſtillen Kreis der Familie hineintönen; dem aufhorchenden Kinde braucht nicht alsbald Alles klar ſein, um was es ſich handelt u. ſ. w., gerade ſolche unverſehens empfangene halb verhüllte Eindrücke graben ſich am tiefſten in die Seele und werden zu den wurzelfeſteſten Jugenderinnerungen.

Aber nicht nur durch die nothwendigen Elemente des Gemeinlebens, ſondern auch wenn allgemein menſchliche Triebe, Tugenden und Laſter dargeſtellt werden, ſind Volks- und Kinderſchriften verſchieden. In den letzteren kann die Darſtellung in Einer Farbe in idealer Unvermiſchtheit ſich halten, weil es darauf ankommt, ſolche Zuſtände erſt kennen zu lehren; bei der Schrift für das Volk aber, das derartige Erlebniſſe bereits aus Erfahrung kennt, müſſen ſie in der Miſchung, die ihnen die Wirklichkeit giebt, vorgeführt werden, wenn ſie Glauben und Nacheiferung erwecken ſollen. Auch ſind hier

Geſchlechtsbeziehungen und dergleichen nicht zu umgehen, die dem Kinde verhüllt bleiben ſollen.

So ſehr nun auch Kinderſchrift und Volksſchrift getrennt ſein müſſen, ſo theilen ſie doch die Bedingung mit einander, daß die Zuſtände des Lebens mit ſittlichem Auge aufgenommen ſein müſſen.

Unſere ſchöne Literatur hat ſich vielfach ſo geſtaltet, daß ſie nicht im Familienkreiſe vorgeleſen werden kann, weil ſie, für neue Lebenswendungen mitkämpfend, rückſichtslos verfährt, weil die ſtaatliche Bevormundung gerade zu Uebergriffen des Subjects ſtachelt; die polizeiliche Aburtheilung hat das Richteramt des Nationalgeſchmacks verdrängt. Ohne darum in engliſche Zimperlichkeit zu verfallen, hat man ſich neuerdings, mit wenigen Ausnahmen, eine Selbſtbeſchränkung auferlegt, die zugleich auch der Ausländerei einen Damm entgegenſetzt.

Bei der Volksſchrift tritt ſolche Zurückhaltung von ſelbſt ein. Das Cyniſche wie das Lüderliche darf keinen Raum in der Volksſchrift gewinnen; ſie muß rein gehalten werden. Im Volke gilt noch die heilige Schrift und die Schrift als heilige. Es beleidigt mindeſtens, trotz ſeiner Derbheit, den geſunden Sinn des einſam leſenden Bürgermannes, wenn er merkt, daß man ihn mit Niedrigem unterhalten will; er ſieht darin eine Geringſchätzung. Eine Weile mag er wohl auch darüber lachen, dann aber legt er das Buch kopfſchüttelnd weg. Die Schriften, die in den Fehler des Niedrigen verfallen, wie zum Beiſpiel die im Dialekt geſchriebenen von Weizmann und Anderen, haben keinen Halt im

Volke, und nur etwa in ſogenannten höheren, aber auch frivolen Kreiſen.

Dazu kommt, daß in den Volkskreiſen faſt nie einſam geleſen wird; man hat ſelten beſondere ſtille Elternſtuben, von Kind und Geſinde getrennt; das Leben iſt ein gemeinſames.

Iſt in den gewöhnlichen Stadtbürger- und Bauerſtuben ein Bücherbrett vorhanden, ſo iſt es nicht verſchloſſen, das Kind muß das Buch zur Hand nehmen können und wird es weglegen, wenn es ihm unverſtändlich iſt oder fernliegende Intereſſen behandelt.

Und wie wird in den Volkskreiſen eine Schrift meiſt geleſen? Die Familie ſitzt nach vollbrachtem Tagewerk Abends beiſammen, der Geſprächsſtoff iſt erſchöpft; nun holt der Vater ein Buch oder den Kalender, reicht's etwa einem ſeiner Kinder, das noch die Schule oder die Chriſtenlehre beſucht und ſagt: „Lies vor, meine Augen ſind nicht mehr an das Leſen gewöhnt ꝛc.“ Durch den Mund des Kindes, in der Gemeinſchaft aller Hausgenoſſen, wird nun laut, was der Schriftſteller bietet; es iſt nicht nöthig, daß dem Kinde Alles verſtändlich ſei (und ſogar die Kinder leſen gern ſolche Schriften, die Vieles enthalten, was ihnen nicht alsbald klar iſt) aber jedes Ungehörige in Stoff und Form tritt durch den Kindesmund um ſo auffälliger heraus.

Die volksthümliche Auffaſſung der Geſchichte. — Eine Verſündigung.

Früher wurde bereits darauf hingewieſen, daß der Geſammtheit des Volkes die ganze große Vergangenheit

wie ausgelöſcht iſt. Sie kann daher erſt nachträglich, aus der Schrift heraus, wieder aufgefriſcht oder eigentlich neu verzeichnet werden. Es mag dahingeſtellt bleiben, ob es möglich iſt, die Geſchichte des geſammten deutſchen Vaterlandes dem Intereſſe und dem Geſichtskreiſe der ſogenannten großen Maſſe näher zu bringen; behandle man nun allgemeine oder Spezialgeſchichte, ein volksthümliches Geſchichtswerk iſt heutigen Tages weſentlich unterrichtend und Neues lehrend. Wie der Unterricht zum Beiſpiel in der Erdkunde heutigen Tages zuerſt von der Heimatkunde ausgeht, ſo mag dies auch in der Geſchichte der Fall ſein; die Stammesgeſchichte bildet daher den organiſchen Ausgangspunkt. Wenn nun auch die volksthümlichen Geſchichtswerke vorherrſchend unterrichtend ſind, ſo gehören ſie doch in das Bereich der Poeſie, weil ſie ſich nicht blos an das rein Thatſächliche halten können, ſondern neue Lebensbilder daraus ſchaffen müſſen; etwas vom hiſtoriſchen Roman wird hier einfließen.

Hebel hat die Urgeſchichte der Allemannen in eigenthümlicher und in ihrer Art muſterhafter Weiſe behandelt. Er fühlte wohl, wie ſchwer es iſt, bei den mangelhaften Quellen und dem fehlenden Zuſammenhange mit den Erinnerungen, hier Leben und Intereſſe zu erwecken. Er hielt ſich aber fern von der pathetiſchen Aufgeblaſenheit, die mit hochtrabenden Phraſen Begeiſterung erwecken will und ſolche bei einer Mittelſtufe und einem Mittelſchlage der Bildung allerdings momentan zu Stande bringt; er wählte ein anderes und glücklicheres Verfahren, indem er ſich mit

modernem Bewußtſein mitten in dieſe Geſchichten ſtellt, ſie wie Familiengeſchichten erzählt, ſie nicht rein objectiv heraustreten läßt, ſondern mit heiterem Blick und mancherlei Seitenwendungen deutet. Hier wie immer behielt er ſeinen zierlichen und doch ſchlichten Humor, deſſen tiefer Urſprung auch oft hervortritt. „Denn die Deutſchen — ſagt er zum Beiſpiel bei dem Kampfe der Allemannen und Franken — wiſſen von nichts anderm, als wenn ſie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, ſo thun ſie einander den Gefallen ſelber. Sie meinen, es ſei beſſer, wenn die Feinde auch mit einander in der nämlichen Sprache reden können.“

Man kann es bedauern, daß Hebel dieſe lebhaften Geſchichten nicht fortgeſetzt und vollendet hat; es fragt ſich aber, ob, wenn auch nicht äußere Verſtimmung eingetreten wäre, dies hätte erreicht werden können. Im weiteren Verlaufe wäre alsbald das Grundübel deutſcher Geſchichte eingetreten, daß ſelbſt die Stammesgeſchichte ihr Einheitliches verliert, theils in verſchiedene Gruppen auseinander fällt, theils zu Fehden und Hausgeſchichten einzelner Herren ausartet.

Die Geſchichte der Gegenwart bot Hebel gleichfalls lebendigen Stoff. Er lebte zu einer Zeit, wo Leben und Tod ſichtbarlich mit einander rangen, wo eine große Schmach das Vaterland niederhielt und nicht wie heute tauſend kleine Schmählichkeiten, gegen die wir nichts haben als halb unterdrückte Worte. Hebel war kein enthuſiaſtiſches Herz, wenigſtens trug er es nicht in ſeine Schriften über, er läßt uns nur ein tiefdeutiges

Lächeln und Wirken erkennen, wenn er, die Tagesgeſchichte berichtend, ſagt: „Der Hausfreund bildet ſich faſt etwas darauf ein, daß er ſeines Orts mit ſeinem ſchwachen Arm die Weltbegebenheiten fortſetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach ſeinem und des geneigten Leſers Sinn.“ Es waren damals trübe und verworrene Zeiten in Deutſchland, es bedurfte ſelbſtändiger und gewaltiger Naturen, um ſich dem thatſächlichen Beſtand entgegegenzuſetzen, Hebel war keine kämpfende Natur; aus den angeführten Worten läßt ſich indeß erſehen, daß er manchen Wunſch auf dem Herzen hatte. Ueber das Verhältniß Hebel's zu Napoleon und den Zeitläuften überhaupt bedürfte es weitläufiger Auseinanderſetzung, hier mag nur noch auf den trefflichen Humor hingewieſen ſein, der ſich in der Komödie vom Franz und deſſen Frau Victoria in den „Braſſenheimer Siegesnachrichten vom Jahre 1813“ kundgiebt. Wie fein lugt da die Schalksnatur Hebel's hervor.

Ein dunkler Fleck trübt die volksthümliche Schriftſtellerei Hebel's; es iſt das, wie bekannt, ſein Aufſatz über Andreas Hofer.

Es iſt empörend, mit einem ätzenden, ſonſt Hebel ganz fremden Sarkasmus einen Mann aus dem Volke verhöhnt zu ſehen, der in aufopfernder Pietät Alles für ſeine Liebe in die Schanze ſchlug. Wohl ſagen die Freunde Hebel's, daß er durch jenen Spott die oberrheiniſchen, auch ehemals zu Oeſterreich gehörigen Ortſchaften von ähnlichen vorausſichtlich nur unglückbringenden Verſuchen abhalten wollte. Mag er auch die häusliche Wohlfahrt über Alles geſetzt, das Gemein-

ſame als in zweiter Reihe ſtehend betrachtet haben, nie hätte er diejenigen, die dieſes voraufſtellen, mit ſo bitterm Hohn verfolgen dürfen, und noch dazu, weil ihr begeiſtertes Herz unterm Bauernkittel ſchlug.

Wenn auch der tapfere Adjunkt, Kölle, (Biographie S. 116) berichtet, daß Hebel zu dieſem Aufſatze „von Oben veranlaßt war," ſo iſt das nur ein Erklärungsgrund und wird auch nur als ſolcher angeführt.

Leider paßt hier auf Hebel, was er ſchon früher ſo tief als wahr ausgeſprochen: „Langſam und Schritt für Schritt ſteigt man eine Treppe hinauf, aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde."

Jene Pietät, die aus Hofer einen Helden macht, der ſich kecklich neben die glänzendſten Heroen des Alterthums ſtellen darf, iſt ein Denkmal der unverwüſtlichen Innigkeit und Treue des deutſchen Volksgeiſtes. Es wird, mit und ohne Willen, daran gearbeitet, ſie mit Stumpf und Stiel nach dieſer Seite hin auszurotten, ſie hat ſchwere Geſchicke gebracht und lange erdulden gelehrt; dennoch aber liegt in ihr ein tief ehrwürdiger Grundzug, der die Zuverſicht giebt, daß das, was der deutſche Volksgeiſt erfaßt, eine Ausdauer und Lebenszähigkeit erhält, die wir für die neuen naturgemäßen Zuſtände erringen und erhalten müſſen.

So offen es nun auch zu Tage liegt, daß Hebel's Verfahren gegen Hofer ein Abfall von ſeiner Sendung und eine Verſündigung an ſeiner eigenen Natur und der des Volkes war, ſo dürfen wir darum doch nicht vergeſſen, was er ſonſt gethan, wie er ſo lange und innig

all ſein Sinnen der Freude und der Wohlfahrt des Volkes zuwendete. Es war damals eine trübe Zeit, die oft die Klarſten verwirrte und verſchüchterte. Nur Wenige können ſich davor retten, nicht den Fehlern ihrer Natur und ihrer Zeitumgebung anheim zu fallen, jeder trägt mehr oder minder ihre Schatten. So betrübend dies auch für den erſten Anblick erſcheinen mag, ſo liegt darin doch wieder eine höhere Ausgleichung. Wir ſind dadurch allein frei von der ſtarren Macht des Autoritätsglaubens, wir legen bei jedem Charakter ohne Scheu den Maßſtab der Kritik an, nichts gilt blos deshalb, weil es von ihm ausging; wir geben uns nie gefangen an die Ausſprüche und Thaten eines Einzelnen. Bei aller Verehrung verkennen wir die Schatten nicht und laſſen ſie mit Wehmuth oder in Erkenntniß der Mangelhaftigkeit alles Endlichen unvertuſcht.

Der Patriarchalismus und der freie Staat.

Hebel war der Hausfreund des Volkes, er war eine friedliche, dem Patriarchaliſchen zugewendete Natur, nicht zum Kampfe geboren; er arbeitete für Begründung des Menſchenwohls auf dem Boden der Privattugend, der häuslichen Umfriedung; für die Kämpfe „draußen in der Welt“ war er nicht geartet.

Für das Kleinſte im Privat- und häuslichen Leben hat Hebel ein ſorgfältiges Auge, ſein „Guter Rath,“ der Manchem „geringfügig und vielleicht lächerlich ſcheinen“ wird, erſtreckt ſich mit eindringlichen Worten ſelbſt darauf, wie man die Strumpfbänder knüpfen ſoll.

Nur Mißverſtand könnte aber alles Dies geringfügig oder lächerlich finden. Die Sorge für das Kleine, oft kleinlich ſcheinende, iſt die zur echten Wirklichkeit gewordene Liebe; das Leben wie es iſt, ſetzt ſich aus tauſend kleinen Zuſtänden zuſammen, die alle durch einen gemeinſamen Gedanken gehalten ſind, der Nichts zu gering achtet, um ſich daran zu bethätigen. Die Hochpunkte, in denen die lebendige Idee als ſolche heraustritt, ſind ſelten. Kann man ſeine Mitmenſchen nicht von den großen Feſſeln und Banden befreien, ſo achtet es die wahre Liebe, die immer zugleich demüthig iſt, nicht zu gering, ſie einſtweilen zu lehren, einen Bändel der Geſundheit zuträglicher zu knüpfen.

Die Sorglichkeit für das Kleine, die ſich im Hebel bekundet, iſt daher keineswegs geringfügig oder lächerlich.

Dabei müſſen wir es aber als einen Mangel erkennen, daß er ſo ſelten auf umfaſſendere Beziehungen hinleitet; für das Bürger- und Gemeinleben zeigt und bewirkt er faſt gar kein Intereſſe.

Wir dürfen Hebel hieraus keinen beſondern Vorwurf machen.

Das ſeit dem dreißigjährigen Kriege ſtockende und unterbundene Nationalleben hat vielfach die traurige Verirrung zur Folge gehabt, daß man bei uns Deutſchen aller nachdrücklichen Betheiligung an den öffentlichen Zuſtänden ſich entwöhnt hat. Noch heute wird es daher vielfach bedauert, wenn ein wiſſenſchaftliches oder künſtleriſches Talent nicht gleichgültig an den Gemeinzuſtänden vorübergeht, weil man — und oft mit

Recht fürchtet, es müsse sich an den Kleinlichkeiten zerreiben oder in Schwermuth und Bitterkeit sich selbst auflösen. So sehr fehlt es uns an jedem großen friedlichen Zuge des Gemeinlebens, in dem jede Kraft sich gehoben und geeinigt fühlte. In viele Kreise ist daher auch die Ansicht gedrungen, daß man um so vornehmer erscheint, je weniger man sich — so weit es nicht nothwendig das Amt verlangt — in die Staats- und öffentlichen Angelegenheiten mischt. Die Vornehmen, die nichts gelernt haben und alle Mühe scheuen, etwas zu lernen, und die Studirten, die viel gelernt haben und unverdrossen Alles lernen möchten, wetteifern darin, alle Bethätigung am öffentlichen Leben von sich zu weisen. Und wer nun gar in den Kämpfen und Fragen des Tages öffentlich Wort ergreift oder Hand anlegt, über den rümpft man gar hochmüthig die Nase.

Das hat sich nun — Dank dem erwachten Volksbewußtsein — vielfach geändert. Die besten Männer der Wissenschaft und Kunst sind auch Vorkämpfer im Leben. Es ist kein Ehrentitel mehr, wenn man von Einem sagt: „Er kümmert sich nicht um Politik," und hoffentlich wird das bald eine Schande werden. Die falsche Abstraction von Idee und Wirklichkeit, von Denken und Thun, muß in allen Gebieten sinken.

Aus der in das Privatleben zurückgedrängten Thatkraft, deren Schattenseiten sich in obiger Bemerkung herausstellten, hat sich in den von Wissenschaft und Kunst entfernteren Lebenskreisen, eine Blüthe gebildet, die wir wahren und hegen müssen: die Ausbildung des persönlichen und Familien-Lebens.

Die deutſche Volksſchrift wird daher hievon ausgehen und hierauf zurückkehren müſſen.

Es iſt unſtreitig, daß alles öffentliche Leben, alle Ausbildung der Gemeinverhältniſſe bodenlos und in die Luft geſtellt iſt, wenn ſie nicht die Privattugend, die Veredlung des Menſchen zur Unterlage hat, ſo wie dieß, von andrer Seite geſehen, auch wiederum Endziel iſt.

Erſt dadurch wird die Freiheit ein wahres unentwendbares Beſitzthum, wenn ſie ihre lebendige Wurzel in den Charakteren der Einzelnen, und nicht bloß in gegebenen Inſtitutionen hat. Ein Hinwirken auf dieſe allein, ohne tiefere allgemein menſchliche Ausbildung, wäre daher hohl und halb. Die politiſche Tugend iſt die Frucht der Privattugend, ſie iſt Zweck an ſich, der aber wiederum neue Lebenskeime in ſich hegt zu neuer Pflanzung.

Wie die freien Charaktere aber nothwendig freie Inſtitutionen erzeugen, ſo auch umgekehrt. Das Bewußtſein der innern Würde, das Streben nach menſchlicher Veredlung gewinnt eine frohe, friſche Triebkraft, wenn Inſtitutionen daſtehen, in deren Geſetzen die Anerkennung der Menſchenwürde Aller Geſtalt und Leben gewonnen hat. Es iſt wohl möglich, die innere Ehre bis zu einem gewiſſen Grade auszubilden, ohne daß noch die äußeren Lebenseinrichtungen ihr entſprechen, dann aber entſteht Zwieſpalt und Mißmuth in den Herzen. Innere und äußere Ehre müſſen daher einander entgegenkommen. Da regen ſich wohlig die Keime in der jungen Erde, wenn die warme Sonne draußen wartet und lockt; da ſchaut man mit Herzensluſt

die frischen Triebe, wenn man nicht zu bangen und zu zagen hat, daß sie im schnell umschlagenden Frost erstarren.

Die heutige thatsächliche Staatskunst macht sich wesentlich dadurch geltend, daß sie alle und jegliche Consequenz des geschichtlich Gewordenen oder sogar des von ihr selbst Gegründeten abzuwenden trachtet, sei es — um den Schein zu retten — mit feinen Sophismen, oder einfacher und unumwundener mit Decreten und Bajonetten. Man hat im Gesetze die Tortur abgeschafft und will nicht zur Consequenz der Geschworenengerichte vorschreiten, oder vielmehr darauf zurückgehen, obgleich schon Justus Möser deren unbedingte Folgerichtigkeit unwiderleglich nachgewiesen hat. Das heutige Männergeschlecht im Volke hat eine Schulbildung genossen, wie sie noch zu keiner Zeit da war; nun aber soll überall gestaut und gestopft werden, da diese Bildung ihre natürliche Frucht in der Betheiligung am Religions-, Staats- und Rechtsleben in Anspruch nehmen will. Die alte Ordnung der Dinge mit dem Princip des Patriarchalismus stützte sich wesentlich auf die Autorität in staatlicher, kirchlicher und gesellschaftlicher Hinsicht; das Princip des neuen Welt- und Völkerlebens ist die freie Bildung, das Individuum muß seinen Schwerpunkt in sich finden, nicht blos durch Anlehnung an ein außer ihm Gesetztes feststehen, und so müssen sich die Selbständigkeiten zu einem lebendigen Ganzen zusammenfugen.

Nun aber will man die freie Bildung wieder in in die alte Autorität zurückbannen, statt sie zu ihrem nothwendigen Endziel zu führen, in dem sie das Gesetz

mit neuer Autorität aus ſich erzeugt. Daher jene fieberhafte Aufregung, die man gern eine Kriſis nennt und durch allerlei Heiltränklein zu beſchwichtigen trachtet.

Wie ſtellt ſich nun inmitten aller dieſer Zuſtände die Volksſchrift?

Eine Bibelſtelle mag als Anhaltpunkt und Antwort dienen. „Mit der einen Hand thaten ſie die Arbeit, mit der andern hielten ſie die Waffen“ heißt es Nehemias 4, 17. Wie einſt, nach dieſem bildlichen Ausdrucke, die alten Juden kämpften und bauten, wie heute die nach innerer und äußerer Emanzipation vorſtrebenden Juden die innere Veredlung ihrer Glaubensgenoſſen und zugleich die gerechte äußere Stellung derſelben zu erringen trachten — ähnlich ſtellt ſich die Aufgabe des Volksſchriftſtellers. Wir müſſen das Ueberlebte und Abgeſtandene aus den Gemüthern zu entfernen und dafür das ſchlummernde Gute zu erwecken trachten; wir müſſen dagegen andrerſeits die äußeren Hinderniſſe wegzuräumen und die entſprechenden Lebensformen an deren Stelle zu ſetzen ſuchen. Der reiche Inhalt des Menſchengeiſtes ſoll die Form der Geſetze erfüllen, ſoll eins mit ihnen werden; dies iſt aber nur möglich, wenn die Geſetze ſich organiſch aus Geiſt und Leben herausbilden.

Wohl werden die Feinde der Volksfreiheit die gerügten und aufgedeckten Mängel des Volksgeiſtes als Zeugniſſe der Unmündigkeit, als nothwendige Stützen ihrer Willkürherrſchaft zu verwenden ſuchen; das darf aber nicht abhalten der Wahrheit die Ehre zu geben und die Wahrheit wird bekunden, daß die Mängel u. ſ. w.

weſentlich Folgen der aufgenöthigten und widernatürlich feſtgehaltenen Lebens- und Staatsformen ſind.

Es iſt ein verkehrtes, verderbliches Verfahren, einſeitig die Menſchen bereden zu wollen, daß durch veränderte Staatsformen allein die Freiheit feſtbegründet würde, daß die Naturwidrigkeit jetziger Geſtaltungen allein die Schuld der Unfreiheit trüge. Vielmehr muß zugleich darauf hingewirkt werden, daß das Verrottete und Veraltete in den Gemüthern ſich auflöſe, damit die Freiheit nicht nur errungen, ſondern auch erhalten werde.

Ebenſo verkehrt als jenes bloß auf Staatsformen und dergleichen gerichtete Streben wäre es aber auch, wollte man einſeitig nur auf die Charaktere wirken. Es klingt faſt wie Hohn, ein freies Menſchenthum in unfreien Verhältniſſen zu fordern.

Darum muß nach Beidem vereint gewirkt werden, nach innerer Veredlung und entſprechender äußerer Freiheit. Menſchenbildung und freies Bürgerleben ſollen Hand in Hand gehen.

Warum ſind ſo viele nach Freiheit ſtrebende Männer aus dem Volke, alsbald nachdem ſie zur Herrſchaft gelangt waren, von ihren Anhängern angefeindet und verläſtert worden? Der Grund lag nicht immer in deren Abfall von der früheren Richtung, ſondern meiſt in etwas Anderem. Jene Männer ſuchten vor Allem ſich die Liebe und Gunſt des Volkes zu erwerben — um jeden Preis; ſie ignorirten die Vorurtheile, Mängel und Laſter, ja ſie ſchmeichelten ihnen oft, nur um mit allerlei Mächten eine Aenderung zu bewirken. Iſt dieſe zu Stande gebracht, ſo muß die

neue Ordnung der Dinge natürlich mit den alten außer Acht gelaſſenen oder gehätſchelten Fehlern in Widerſpruch und Kampf gerathen; die alte Verehrung iſt von beiden Seiten dahin. Man klagt hier über Tyrannei, dort über Unverſtand; beides mit Recht.

Die Volksſchriftſteller müſſen dem Volke ſeine Mängel vorhalten und ſie zu berichtigen ſuchen, andererſeits aber das Bewußtſein ſeiner Würde und Kraft und der entſprechenden Lebensformen in ihm auferbauen.

Wer wahrhaft gute Menſchen bilden will, muß ſie zu freien Menſchen bilden.

Wie es Aufgabe der religiöſen Bildung iſt, die Selbſtüberwindung und die daraus erſtehende Wiedergeburt zu ſchaffen, ſo iſt es Aufgabe der politiſchen Bildung im weiteſten Sinne, das freie Selbſtgefühl des Menſchen in perſönlicher, geſellſchaftlicher und ſtaatlicher Hinſicht zu wecken und zu befeſtigen. Religiöſe und politiſche Bildung widerſprechen ſich demnach nicht, ſie ſind vielmehr in dem geläuterten Individuum wiederum geeint.

Es giebt eine Richtung, die weiter nichts will als Selbſtüberwindung ohne den Fortgang zu dem freien mit dem Geſetze eins gewordenen Individuum, und die demzufolge alles Selbſtgefühl als ſündhafte Ueberhebung und eitle Weltluſt verdammt; dieſer Richtung gegenüber ſteht die andere, die alle Selbſtüberwindung für eitel Knechtsſinn anſieht. Beide Richtungen ſind extreme, von denen die letztere das Menſchengeſchlecht in Subjectivitäten zerſpaltet, die erſtere die Menſchheit einem abſtracten Geſetze als Ganzopfer darbringt.

Für die Volksschrift kommt hier nur noch in Betracht, daß sie stets positiv und negativ zugleich wirken muß, sowohl rücksichtlich des innern als des äußern Lebens.

Wie schwierig dies nach jeder Seite hin leuchtet von selbst ein.

Hebel stand hauptsächlich auf der einen, innerlich positiven Seite. Wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er that wozu Natur und Geschick ihn berufen hatte? Er ist ein Vertreter der Humanitätsrichtung, die noch vom vorigen Jahrhunderte herüber die allgemeine Menschenbildung, unbekümmert um die Collisionen des Staatslebens und unbehindert von denselben, in's Werk zu setzen trachtete. Er führte diese mehr oder minder abstracte Richtung dem unmittelbaren Leben näher und ward dadurch ein Vertreter des Patriarchalismus.

Ich weiß wohl, daß Manche, die mit Hebel am runden Tisch des Karlsruher Museums gesessen, die ihn allerlei Schwänke erzählen hörten oder gar manche mit ihm ausführten, darüber lächeln werden, wenn ich Hebel etwa als Patriarchen bezeichnen wollte; sie werden darüber lächeln, wie über so manchen in diesen Blättern unternommenen Versuch, den Charakter und die Wirksamkeit Hebel's aus allgemeinen Ursprüngen abzuleiten und damit zu verknüpfen. Aber das Wesen eines Schriftstellers in seinen eigentlichen Grundzügen liegt in seinen Schriften vor. Es kann hier Beziehungen geben, die dem Manne selber nicht deutlich vor Augen standen, die aber ein späteres Geschlecht erkennt, nicht

weil es höher ſteht, ſondern weil es eben das ſpätere Geſchlecht iſt.

Hebel vertritt darin den Charakter des Patriarchaliſchen, daß ſein vornehmſtes Augenmerk auf Ordnung des inneren Menſchen und des häuslichen Lebens gerichtet war. Die Aufgabe des Bürgerlebens ſtand ihm fremd, er hat es nie völlig ausgeſprochen, aber es iſt, als ob im Hintergrund ſeiner Seele der Gedanke lebte: Seid brav und fröhlich, und überlaßt alles Andere Gott und den vorgeſetzten Behörden. Das läßt ſich füglich als Patriarchalismus bezeichnen. Dazu kommt in Betracht, daß Hebel hauptſächlich lebte und ſchrieb unter der Regierung Karl Friedrichs, den man als den letzten Patriarchen bezeichnen kann. Die Nothwendigkeit, daß die Bürger ſelber durch Theilnahme am Staat für ihr Wohl ſorgen, trat unter der Regierung jenes menſchenfreundlichen Fürſten für Hebel nicht ſo ſcharf und beſtimmt heraus. Zu dieſen allgemeinen Erklärungsgründen kommt bei Hebel noch ein durchaus perſönlicher, der mir von beſonderer Bedeutung ſcheint. Wie in ſeinen Dichtungen aus dem Volke, ſo verſetzte er ſich auch in ſeinen Schriften für das Volk in ſeine eigene Jugendzeit zurück. Ich habe oben dargelegt, daß das Jugendleben eines Dorfkindes weſentliche Merkmale des Patriarchaliſchen trägt. Alles geſtaltete ſich daher für Hebel vornehmlich zu einem Haus- und Familienleben, in das die Bewegung des Geſammtlebens nur einzelne Klänge dringen läßt. Hätte Hebel als gereifter Mann ſpäter wieder ganz und fortdauernd unter dem Volke gelebt, ſo hätte er nothwendig auch

das Gemeinleben in ſich verarbeiten und darſtellen müſſen. Die Verhandlungen in der Gemeindeſtube und was da von allgemeinen Intereſſen in dieſes kleine Forum hereinragt, alles Dieß hätte mindeſtens ebenſo zur Ausſprache kommen müſſen, als was zu Hauſe am Herde laut wird.

Der Hausfreund wußte in der Familienſtube, oder auch im Wirthshauſe beim Schoppen, manches gute Wort anzubringen und manchen Schwank zu erzählen; er will ſich aber nicht recht dazu ſchicken, ein Führer und Wegweiſer auf der offenen Heerſtraße zu ſein, ein Fahnenträger mitten unter den Kämpfern, oder ein Herold, der verkündet und erweckt, was man außer dem Hauſe zu erwarten und anzuſprechen habe.

Mitten in der Kriegszeit wandelt der Hausfreund von Hütte zu Hütte, nöthigt mit heiterm Sinn ein Lächeln auf das verſtörte, kummervolle Antlitz der Inwohner, heilt und tröſtet und lenkt die Geiſter in ſich zurück.

Wer möchte die Schönheit dieſes Berufes und deſſen treue Erfüllung verkennen? Müſſen wir auch heute noch Weiteres erheiſchen, ſo darf das doch nicht zum Vorwurf für den Hausfreund werden.

Hebel hat ſich auf einen ähnlichen Standpunkt geſtellt oder ſich auf demſelben erhalten, wie ſein größter Zeitgenoſſe: Goethe. Er hatte das gleiche Beſtreben, nur dem ewig Menſchlichen in ſich und Andere zu lauſchen.

Wohl müſſen wir es noch heute beklagen, daß jener gewaltige wie dieſer ſinnig tiefſchauende Geiſt darauf bedacht ſein konnte, ſich zu „ſalviren“; wenn aber einſt

der Kampf mehr ausgeglichen ſein wird, wenn wir nicht mehr bloß um Ehre und Daſein der Nation und die nothwendigen Bedingungen der freien Entfaltung zu ringen haben, dann wird man die beſcheidenen Gebilde Hebels wie die großen, gewaltigen Goethe's ohne Rückhalt und ſtörende Nebenbetrachtung frei genießen können.

Der Kampf, die Oppoſition iſt nicht Zweck, die Preſſe zum Beiſpiel hat, wenn die Schranken der Cenſur gefallen ſind, noch kein poſitives Ziel erreicht; es ſtellt ſich dann erſt die eigentliche Aufgabe heraus, den befreiten Menſchengeiſt die Fülle des in ihm ruhenden Guten und Schönen inne werden zu laſſen.

Jetzt, da wir noch inmitten der Kampfesarbeit ſtehen, mitten in den Staubwolken des hinwegzuräumenden Schuttes, jetzt können wir noch nicht harmlos die Feſtesfreuden des Geiſtes ſchaffen und entgegennehmen. Eine Weile können wir die Beengungen des Lebens vergeſſen oder hinwegdenken, dann aber bringt ſie der Tag uns ſtets wieder nahe; nur eine Weile laſſen wir uns das Spiel des Menſchenlebens in heiterer Sorgloſigkeit deuten und erklären.

Wohl iſt das Leben ein ſtetiger Kampf und es iſt auch eine Freude, wenn wir alle Kraft ſich darin ſpannen fühlen; es giebt Naturen, die ſich in dieſer unausgeſetzten Spannung wohl fühlen; darf man aber Diejenigen der Mattherzigkeit zeihen, die ſich nach Frieden ſehnen, in dem die beſten Kräfte nicht mehr zu Gegenwehr und Vernichtung, ſondern zu freien Schöpfungen aufgebraucht werden?

Hebel war eine friedfertige, zum Frieden geborne Natur, er erhielt ſich zeitlebens jene Stimmung, die des Kampfes vergeſſend oder nicht inne geworden, dem Wechſel des Daſeins mit Lächeln und milder Weisheit zuſchaut.

Fühlen wir darum auch nicht den großen Pulsſchlag der Zeit in den Schöpfungen Hebel's, ſo können wir uns doch an der menſchenfreundlichen Regung erfreuen, die ſie durchzieht und ſolche ſelbſt da erkennen, wo ſie — wie bei Andree Hofer — ungerecht gegen einen mächtigen und großen Zug des Lebens wird.

Einzelnes zur Charakteriſtik Hebel's. — Deutſche Herrenfurcht. — Nachwirkungen des Jugendlebens. — Das Nachgiebige. — Staatsdienſt und Schriftſtellerei.

Hebel, ein Mann aus dem Volke, hat ſpäter, da er als Prälat in der erſten Kammer ſaß, nie ein kräftiges Wort für die Sache des Volkes geſprochen. Abgeſehen davon, daß das Verfaſſungsleben kaum erſt gepflanzt war, giebt uns Hebel dafür einen perſönlichen Aufſchluß. In der Biographie wird nach ſeinen eigenen Ausſagen berichtet, wie ihm ſeine Mutter ſchon frühe die Ehrfurcht vor jedem Schreiber einflößte.[1]

[1] „Ihr habt gut reden," ſagte er zu mahnenden Freunden, „Ihr ſeid des Pfarrers N. Sohn von X. Ihr wart noch nicht zwölf Jahr alt, ſo hat ſchon mancher euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit Euerem Vater über die Straße ginget, und es begegnete euch der Vogt oder ein Schreiber, ſo zogen ſie den Hut ab und erſt, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen

Man kann wohl ſagen, daß eine Ermannung viel vermocht hätte und hätte vermögen müſſen, aber es kann hier nur um Erklärungsgründe zu thun ſein. Da eröffnet ſich uns nun ein gewaltig Stück deutſchen Lebens. Dem Volke gegenüber ſtehen die Beamten, die tauſend und aber tauſend kleinen Majeſtäten, oft noch geſchiedener als ehedem die unmittelbaren Herren. Man muß es wiſſen, welch eine Scheu oft den unſchuldigſten Bürger, ja ſelbſt das Kind durchzuckt, beim Anblick eines Beamten. Gewiß, manche Beamten haben da und dort durch ihre Perſönlichkeit ein beſſeres Verhältniß erzeugt, aber im großen Ganzen wird es ſo lange nicht zu Stande kommen, ſo lange die Staatskunſt weſentlich Polizei iſt, ſo lange nicht ein organiſches Staatsleben das Selbſtgefühl in den Bürgern erzeugt hat, das bei allem Gehorſam gegen die Obrigkeit beſtehen kann, ja durch ſie geſtützt werden ſoll, ſo lange nicht die beſten Bürger zu Beamten werden.

Wir ſehen an Hebel, daß ſeine beſcheidene und ſtille

Hinterſaſſenwittwe zu Hauſen aufgewachſen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Baſel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, ſo mahnte ſie: „Peter, zieh's Chäppli 'ra, 'schumt a Herr;" wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, ſo rief ſie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nahe kamen: „Peter, blieb doch ſto, zieh gſchwind di Chäppli ab, der Herr Landvogt chummt." Nun könnt ihr euch vorſtellen, wie mir zu Muthe iſt, wenn ich daran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer ſitze mitten unter Freiherrn, Staatsräthen, Miniſtern und Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürſten, und die Prinzen des Hauſes und unter ihnen der Markgraf Leopold, — faſt mein Herr."

Natur ſich von den empfangenen Jugendeindrücken nicht frei machen konnte.

Noch ein Anderes ſteht hiemit in Verbindung.

Nur Wenige können ermeſſen, welche unergründliche Nachwirkung ein gedrücktes Jugendleben auf ein zartes Gemüth ausübt. Jung-Stilling hat dieß mit ſeinem Tiefblick in ſeiner Lebensbeſchreibung dargethan, oft faſt unwillkürlich, manchmal aber auch mit hellem Bewußtſein. Er berichtet einmal, daß bei widerfahrener Unbill und Beleidigung ihm immer das Weinen näher ſtehe als der Zorn. Ein tief pſychologiſcher Zug bekundet ſich hierin. Ein ſtrebſames, feinfühlendes Kind, von Jugend an darauf hingewieſen, die Güte Anderer zu empfangen, ſich manchen Unbilden zu fügen, ſtatt gegen ſie anzukämpfen, erhält dadurch leicht etwas Nachgiebiges, Fügſames, das zur Weichheit werden kann. Was ſich mit der Zeit zur mannhaften Gegenwehr entwickeln ſollte, zur rückſichtsloſen Wahrung ſeiner ſelbſt, erhält dafür etwas Unentſchiedenes, Rückſichtsvolles, das den Moment nicht keck und zuverſichtlich erfaſſen läßt; das Kind iſt oft wie in einen Garten voll Früchte und Blumen geſtellt, der einem Fremden angehört. — Wie ganz anders ein Kind, das in höheren, freien Verhältniſſen einer ſelbſtändigen Familie aufgewachſen iſt, das von früh an gewohnt iſt, ſich nichts gefallen zu laſſen, der Welt die Selbſtändigkeit ſeiner Individualität entgegenzuſetzen, ſich nicht von Wohlthätern da und dorthin ſtellen zu laſſen, oft mit Widerſpruch des innerſten Weſens.

Selbſt dem Manne kann etwas von dieſer Vor-

geſchichte anhaften, wenn auch nicht im ganzen Charakter, doch in einzelnen Momenten.

Hebel war weit entfernt von der Weichheit Jung-Stillings, der ſo zu ſagen mit empfindſamer Haut durch's Leben ging und den die leiſeſte Berührung elektriſch durchzuckte; aber auch Hebel behielt noch lange eine Nachwirkung ſeiner früheſten abhängigen Stellung, ſo ſehr er auch mitunter ſchon mitten in derſelben ſeine ungebändigte Natur geltend machte, wie in der Biographie (S. XIV) ein Schalkſtreich berichtet wird.

Ein älterer Schüler Hebel's, der jetzt in einem der höchſten Staatsämter ſteht, erzählte mir einmal, daß er von Hebel einſt im Lyceum hart angelaſſen wurde; auf eine Auseinanderſetzung hierüber wurde Hebel heftiger und behielt fortwährend eine Abneigung gegen ſeinen Schüler. Später, als dieſer ein Freund Hebel's geworden war, wurde die Sache in trauter Stunde erörtert; Hebel geſtand ſein Unrecht: er habe geglaubt, der Schüler wiſſe, wie der Lehrer ehedem Unterſtützung von deſſen Vater genoſſen und habe ſich deßhalb etwas gegen ihn herausgenommen.

So geringfügig dieß auch an ſich iſt, zeigt es doch, daß in Hebel mitunter die Erinnerung an ſeine ehemalige Abhängigkeit ſtörend auftauchte. Das konnte aber nur in ſeltenen Momenten zur äußerlichen Kenntlichkeit hervortreten, im Ganzen ſchlug heiterer Lebensmuth und Laune in Hebel's Charakter vor.

An die Erkenntniß der bezeichneten Fügſamkeit ſchließt ſich noch ein weiteres Merkmal in Hebel's

persönlichem und literarischem Charakter: der jeweilige Mangel an entschiedener Selbstbestimmung.

Mit welcher tiefquillenden Sehnsucht verlangte es ihn nach der Rückkehr in das Landleben, nach einer Dorfpfarrei, und er konnte sich nicht entschließen und entscheiden und war endlich froh, als ihm die Mißlichkeit der Selbstbestimmung abgenommen, und ihm, wie man es nennt, „von oben" zu erkennen gegeben ward, er möge in seinem nunmehrigen Bestimmungsort und Wirkungskreis verbleiben.

Diese hin und her schwankende Zaghaftigkeit ist ist aber nicht immer, und auch hier nicht, ein Zeichen der Unentschlossenheit, vielmehr wirkt eine vorherrschende rücksichtsvolle Beachtung Anderer darauf ein. Man läßt seine Natur nicht frei gewähren, weil man sich dankverbunden fühlt und weil man früher in gedrückten Zuständen erfahren hat, wie leicht ein Eigenwille verletzend in das Wesen des Andern eingreift; man ist daher eher geneigt, eigene Wünsche aufzugeben, als die Freude und den Wunsch Anderer zu stören. —

Das Staatsdienerleben benimmt gar Manchen die innere Machtvollkommenheit und Selbstbestimmung des Individuums. Da betritt man die untere Stufe als Accessist, Vikar u. s. w. und nach und nach, ohne weiter fortgesetzte Selbstbestimmung, und nur in gewissenhaftem regelmäßigem Arbeiten wird man von Stufe zu Stufe hinaufgewunden, bis man endlich auf einer hohen Stelle oder im friedlichen Pensionszustande endet. Da ist es nicht nöthig, daß man jeden Tag seine Arbeit schaffe und suche; wie durch unsichtbare Macht

treibt die Staatsmaſchine den Stoff heran, der aufgearbeitet werden ſoll; da iſt nicht nöthig, daß man jeden Tag die ganze Kraft der Selbſtbeſtimmung wach rufe, täglich das Leben neu ſchaffe, mit Daſein, Erwerb und Stellung ringe, Alles geht, wie man ſagt, ſeinen geweiſten Weg.

Wie viele Selbſtändigkeiten werden da geopfert, müſſen geopfert werden.

In der Staatsdienerſchaft gewöhnt ſich auch die Seele leicht daran, gewiſſermaßen nur zeitweiligen Urlaub zu nehmen, ſich blos bis zu einer vorgeſetzten Grenze zu entfernen, wenn ſie ſich aus der gewohnten Lebens- und Denkweiſe herausbegiebt.

Es gehört eine unbeugſame Individualität dazu, da, wo man aus dem Schulleben mit ſeinen Vakanzen unmittelbar in die Staatsdienerſchaft mit deren zeitweiligen Ferien und Beurlaubungen eintritt — ſich da noch die Vollkraft und das ungeſchmälerte Bewußtſein der individuellen Freiheit zu wahren und ſich darnach ein inneres oder äußeres Leben zu ſchaffen, das rein auf ſich ſelbſt geſtellt iſt. Es erforderte daher eine große Energie, ſich plötzlich zuſammenzuraffen, aus dem gewohnten Kreislauf herauszutreten und ein Leben zu erobern, das den innerſten Regungen gemäß wäre.

Wir gelangen hier an einen Punkt, der neuerdings zu vielfacher Erörterung Anlaß gegeben hat, es iſt dies, dem beſoldeten Staatsdienſt gegenüber: die Schriftſtellerei als Stand und Lebensberuf. Niemand wagt es zu beſtreiten, daß auf den Frieden geſtellte Künſte, wie Malerei, Muſik, ein volles Menſchenleben in

Anſpruch nehmen und nicht blos als Nebenbeſchäftigung gelten dürfen; von der Schriftſtellerei dagegen will man es noch nicht zugeben. Man kann ſich auch noch nicht darein finden, daß es ſtudirte Menſchen, Gelehrte geben ſoll, ohne Titel und Amt.

Man will es noch nicht erkennen, welch ein neues Verhältniß die immer höher ſteigende Theilung der Arbeit in der modernen Welt hervorgerufen. Man weiſt mit Jammer und Klagen auf die verlorenen Subjecte hin, ohne zu bedenken, daß es mindeſtens eben ſo viel im Staatsdienſte giebt, nur daß dieſe nicht ſo herauszutreten haben, ſich nicht jeden Tag Stellung und Unterhalt erringen müſſen. Der Staatsdienſt fordert vielfach das Opfer der Individualitäten, die Schriftſtellerei vielfach die Opfer geſicherter äußerer Exiſtenz — was iſt mehr?

Wer ſich in der Welt umſieht, wird viele in den Staatsdienſt verſetzte hochherzige und kraftvolle Geiſter finden, die bei den endloſen Arbeiten der Büreaukratie ihre Kraft in anſtrengenden Thätigkeiten aufbrauchen müſſen, welche ſie großen Theils nutzlos oder naturwidrig erachten. Dieſe Seite muß auch hervorgehoben werden. Man findet das aber nicht des Aufhebens werth, man ſcheint faſt nur ein Auge dafür zu haben, wenn einmal ein Menſch, der ſich unabhängig geſtellt, ſich über ſich ſelbſt getäuſcht hat und verkommt.

Ich weiß wohl, daß ſich Vieles gegen die Schriftſtellerei als ausſchließlicher Beruf ſagen läßt — die Entfernung von der wirklichen Welt und ihren Bedingungen, die Fährlichkeiten des Daſeins, die aber

Jeder nach ſeinem Berufe willig auf ſich nehmen muß — ich will hier blos noch entgegenhalten, daß eine unmittelbare Beamtung leicht am Detail haften macht, und ſchöpferiſch neu geſtaltende Ideen erdrückt. Selten gehen organiſatoriſche Gedanken von den Kanzleien aus und ſie werden auch leicht aufgegeben, weil der erſte Eindruck, den ſie hervorbringen, der iſt, daß ſie bei ihrer Durchführung das Bewußtſein der Mühſeligkeit und einbrechenden Verwirrung erwecken. Man ſieht hier vor Allem und zunächſt die über einander rumpelnden Aktenſtöße in den wohlgeordneten Regiſtraturen, denen der neue Gedanke das Brett wegzieht, man denkt, wie neue Charaktere und Talente erforderlich ſeien u. ſ. w. Die noch ſo feſt ſtehende Wahrheit wird durch einen praktiſchen Handgriff bei Seite geſchoben, die unmittelbare Ausführbarkeit mit Schonung aller Verhältniſſe gilt als Maßſtab; was ſich nicht darnach fügt, iſt Ideologie.

Je weiter den Univerſitäten ihre körperſchaftliche Unabhängigkeit entzogen wird und je mehr ſie in die Staatsmaſchine eingefugt werden, deſto mehr gehen alle neuen Lebensgeſtaltungen von der freien Literatur aus, die widerruflich auf jeweilige Anerkennung in der öffentlichen Meinung angeſtellt iſt.

Es mag ſonderbar erſcheinen, dünkt mich aber doch bemerkenswerth, daß es für einen Mann wie Hebel das Angemeſſenſte geweſen wäre, wenn man ihn aller Amtsgeſchäfte entledigt und ganz ſeinem ſchriftſtelleriſchen Wirken für das Volk überlaſſen hätte. Es iſt betrübend, wenn man lieſt, wie niedergedrückt ſich Hebel

— gleich dem kernmuthigen Voß — von den vielfachen Obliegenheiten fühlte: Akten leſen, ebräiſch lehren, die Schulen viſitiren u. ſ. w. u. ſ. w. hätte wohl auch ein Anderer gekonnt, das was Hebel's Beruf war, aber nur er.[1]

Es wird wohl eine Zeit kommen, wo man nicht mehr alles Schreiben auf ungeſtempelten Bogen für halben Müßiggang anſieht, wo man, auch vom Beamten-Standpunkt aus, einſehen wird, daß ein Wirken auf den Geiſt mehr regieren hilft als eine ganze Schaar von Menſchen, mit der Amtsgewalt angethan; daß die beſte Präventiv-Polizei, ja die einzig anwendbare, ein Wirken auf den Charakter und auf die Erkenntniß iſt.

Man ſchätzt die Kunſt des Arztes ſehr hoch und weiß ihr vielen Dank, wenn ſie eine ausgebrochene lebensgefährliche Krankheit heilt; man überſieht aber leicht deren viel höhere Bedeutſamkeit, dann wenn ſie dem Ausbruch zuvorkommt und einen naturgemäßen Zuſtand ohne Kriſen herſtellt und erhält.

Aehnlich iſt das Verhältniß von Staatsgewalt und Literatur.

Staatsleben und Sittlichkeit ſollen vereint werden, die Geſetze des Innern dogmatiſch äußerlich Geſtalt gewinnen, das Individuum ſoll mit Liebe aufgehen in die Geſammtheit, die allgemeinen Beſtimmungen müſſen

[1] Neben dem bereits in der Biographie Mitgetheilten geben uns zwei in Schreibers Taſchenbuch für Geſchichte (1846) enthaltene Briefe weitere Belege. Dieſe Briefe ſind ſcherzhafter Weiſe in lateiniſcher Sprache an Ittner gerichtet, der (1812) zum Direktor des (katholiſchen) Seekreiſes ernannt worden war.

der zuſammengefaßte Ausdruck der ſich ſelbſt beſtimmenden Mehrheit ſein. Die Poeſie iſt es dann, die die Menſchen ſittlich und frei zu machen ſtrebt, ſie mit ſich und der allgemeinen Vernunft eint, nicht auf dem äußerlichen Wege der Verordnungen, ſondern durch innerliche Klärung.

Ich will damit durchaus nicht das unmittelbare Wirken des Geiſtes in Dienſt und Sold des Staates geſtellt wiſſen; der Staat, auch der höhere, ſittlich durchdrungene, nicht blos thatſächliche, kann und darf ſein Augenmerk vor Allem nur auf Thaten richten. Die Nation allein kann durch freie Theilnahme und Aufmunterung dem geiſtigen Wirken durch die Preſſe ihre Anerkennung und Förderung verleihen.

Indem aber Hebel längſt im äußern Dienſte des Staates ſtand, hätte dieſer wohl ſein Wirken für den Geiſt als ſolches anerkennen dürfen.

Eine Verkennung alles innern Dranges und echt philiſterhaft wäre aber die Annahme, Hebel hätte, äußerlich ganz frei geſtellt, weniger für das Volk geſchaffen.

Hebel hat erſt als gereifter Mann ſich der Volksſchriftſtellerei gewidmet, weil man erſt in vorgerückten Jahren ſich der wirklichen Welt und der realiſtiſchen Literatur zuwendet, während man im früheren Alter, die Welt aus ſich ſchaffend, mehr oder minder freien Phantaſiegebilden nachgeht. Der Hausfreund folgte erſt auf die allemanniſchen Gedichte. Was nun ſo aus feſter Lebenskunde mit innerer und äußerer Nothwendigkeit hervorging, dem konnte man nicht ſo leicht abwendig gemacht werden, als dem, was etwa eine zeitweilige Stimmung mit ſich brachte.

Die Lebensfrage der Civiliſation. — Der Pauperismus und die Volksſchrift. — Die freien Vereine.

„Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen," ſo lautet der uralte Spruch, und eben darin liegt zugleich auch die Bedingung der menſchlichen Beſonderheit, gegenüber allem individuell unfreien, bloßen Naturleben.

Arbeit iſt das Loos des Menſchen, ihm iſt die ſtete Neugeſtaltung der Welt anheim gegeben, und der Inhalt ſeines eigenen Daſeins erſcheint nur als Folge der vorausgegangenen Arbeit.

Je höher die Civiliſation ſteigt, um ſo mehr ſcheint ſich jener uralte Spruch erſt zum Fluche auszubilden, einerſeits durch Trennung ſeines Vor- und Nachſatzes — Arbeit ohne Brod, Brod ohne Arbeit — andererſeits durch negative Wiedervereinigung: Mangel an Arbeit und an Brod.

Hier ſind die glühenden Fragen des Tages, die ſich ſchwer anfaſſen und ſchmieden laſſen. Feige Bequemlichkeit wäre es indeß, auf ihre von ſelbſt erfolgende Verkühlung zu harren, in der es dann aber auch zu ſpät wäre, das Eiſen zu biegen.

Noch iſt für die Frage, die den Grund unſeres ganzen Geſellſchaftslebens erſchüttert, keine entſcheidende Löſung gefunden, um ſo mehr iſt daher Jeder berechtigt und verpflichtet, ſeine wenn auch mangelhaften Anſichten kund zu thun.

Kindiſch oder aberwitzig handeln diejenigen, die, weil ſie ſich vorzugsweiſe mit der Frage des Pauperismus beſchäftigen, mit beſonderem Behagen die Beſtrebungen

der von der Gewalt ihnen gern überlieferten Liberalen verſpotten oder zu untergraben trachten. Und doch kann nur vermittelſt der freien Staatsformen eine Löſung der Privatnoth gefunden werden.

Wir wiſſen es ſo gut wie ihr, daß mit Rechtsgleichheit, mit den Garantien der Rechtszuſtände, daß mit Preßfreiheit, Geſchwornengerichten, Ausdehnung des Wahlrechts, freien Volksverſammlungen, noch kein weſentliches Ziel erreicht iſt, aber nur durch dieſe Mittel läßt ſich eine lebendige Wiedervereinigung der Geſellſchaft herbeiführen.

Freilich ſcheinen England und Frankreich, die mehr oder minder im Beſitze jener Formen ſind, dem zu widerſprechen; aber noch haben, wie ſelbſt von communiſtiſch-ſocialiſtiſcher Seite zugeſtanden wird, in Deutſchland Pauperismus und Proletariat die „claſſiſche Höhe“ jener Länder nicht erreicht, und noch darf man hinzuſetzen, iſt ſo viel ſittlich religiöſes Gefühl in deutſchen Herzen, daß wir die Freiheit nicht blos zu ſelbſtſüchtigem Behagen, ſondern zum Wohle Aller zu erringen trachten. Iſt das Streben nach Freiheit ſich ſeines ſittlichen Endzweckes bewußt, ſo kann es nicht in eitle Selbſtſucht zurückſinken. Der Kampf um politiſch-religiöſe Freiheit, der Deutſchland bewegt, wird und muß in ſeinem Siege, eben durch ſeine Verbindung mit dem wahrhaft Religiöſen, ſich in aufopfernder Liebe bethätigen. Der auf ſittlichem Boden erwachſene Staat kann ſich nicht mehr blos im unbehinderten Gewährenlaſſen jedes Einzelnen begnügen, nicht im ruhigen Zuſchauen, wie er ſich durchſchlage; inwieweit er aber durch Fürſorge, durch lebendiges Eingreifen ſich geltend

machen müſſe, ohne die individuelle Freiheit aufzuheben, das eben erſcheint als noch nicht gelöste Frage.

Ich behalte hier weſentlich das Verhältniß der Volksſchrift zu dieſen Fragen im Auge.

Zwei Gruppen, die ſich zu Gegenſätzen bilden, treten uns hier entgegen.

Die Einen erwarten Alles von der Erziehung und Bildung des Einzelnen, innere Klärung und Hebung des Menſchen ſoll ihm Sicherheit in ſich geben und ihn zu entſprechenden äußeren Zuſtänden führen. Man will eine „Hebung der unteren Klaſſen," indem man den Einzelnen durch ſittliche Bildung zu kräftigen und eine ökonomiſche Hebung damit zu verbinden trachtet; man will eine Urbarmachung brachliegender Gebiete, im eigenen Geiſte ſowohl wie im eigenen Lande.

Weſentlich aber läßt man hier den Einzelnen in ſeiner iſolirten Stellung; durchaus an das beſtehende Staatsleben anknüpfend, ſucht man im Einzelnen zu verbeſſern und Maßregeln zu erweitern. Dieſe rein humaniſtiſche Richtung iſt auch noch zum Theil vereint mit dem kirchlichen außerweltlichen Ausgleich, wenn ſie auch mit aller Macht gegen jene empörende Lügenhaftigkeit ankämpft, die mit ihrem ewigen Singen und Sagen von Liebe und Verbrüderung der Menſchheit, es gleichgültig mit anſieht, wie der Arme hülflos im Elend verkommt. Als Extrem der zum Theil auf humanem Boden ruhenden „innern Miſſion" zeigt ſich jenes Beſtreben, die Armuth und die Weltübel zu heilen, indem man die Maſſen in längſt erſtorbene Religionsformen zurückbannen will, es zeigt ſich jene

empörende Betbrüderei hartherziger Fabrikherren, die ihre ausgemergelten Fabrikarbeiter allabendlich zu Betstunden verſammeln und ſie in ihrem zeitlichen Elend an das himmliſche Jenſeits verweiſen.

Sogar der rein humanen Richtung läßt ſich entgegnen, daß es faſt wie Hohn klingt, dem mit ſtündlicher Angſt um ſein Daſein Ringenden die Hoheit ſeiner Menſchenwürde entgegenzuhalten, um ſich daran zu erheben und ſie heilig zu achten. Sprecht dem, dem es im leeren Magen knurrt, von den Wonnen im Reich der Töne, ihr thut daſſelbe wie der Religionsheuchler, der beim Gejammer der hungernden Kinder den Vater auf das Halleluja der himmliſchen Sphärenmuſik vertröſtet.

Gegenüber der vorherrſchend geiſtig humanen Richtung ſtellt ſich die materialiſtiſch-communiſtiſche. Sie will nichts von ſittlicher oder auch ökonomiſcher Hebung des Einzelnen, ihr Augenmerk iſt die Geſammtheit, nur von vollſtändiger Umwälzung der ganzen menſchlichen Geſellſchaft erwartet ſie gründliche Heilung des Uebels. An kein Gegebenes anſchließend, ſich aus der abſtracten Idee ſich aufbauend, ſteift ſich dieſe Richtung auf eine unbeugſame Conſequenz.

Da die idealiſtiſche Löſung der Weltübel bis jetzt getrogen hat, wird das ſchnurſtracks Entgegenſtehende zum Princip erhoben. Dieſe grundſätzliche Ausbildung bis zum Extrem verdankt die materialiſtiſch-communiſtiſche Richtung aber dem gegentheiligen Extrem. Als Gegenſatz zur hündiſchen Unterwürfigkeit, die ſich im Namen der Religion geltend macht, zum Zertreten der Menſchenwürde, das ſich damit brüſtet, das Leben über-

wunden zu haben, indem es ſolches vernichtet, das ganze Dieſſeits als bloße Candidatur oder Verweſung betrachtet — als Gegenſatz zu all dieſem mußte ſich das materialiſtiſch-communiſtiſche Extrem ausbilden. Ihm zufolge ſoll der Menſch hier allein auf das Aeußere, auf den Genuß hingelenkt werden, er bedarf keiner Klärung, keiner Selbſtüberwindung und Erhebung mehr. Man beredet die Menge, alle Verruchtheit der Zuſtände komme nur daraus, daß die äußeren Verhältniſſe des Beſitzes u. ſ. w. nicht gehörig geordnet ſeien. Wir ſehen hier daſſelbe Moment, nur erweiterter, was wir oben beim einſeitigen Erſtreben bloßer politiſchen Formen bemerkt haben; man ignorirt die Verderbtheit der Gemüther, man ſchmeichelt den Leidenſchaften und nimmt ſie gar zu Bundesgenoſſen. Dies Extrem iſt eben ſo verwerflich als jenes andere.

Hier kommt ein Punkt in Betracht, den ich bereits früher berührte und der für die Volksſchrift von beſonderer Bedeutung iſt. Man wird von dieſem Standpunkt aus leicht geneigt, alles Verbrechen und alle Sünde, alle Verſchuldung, die in der ſelbſt erzeugten oder feſtgehaltenen Niedrigkeit ihre Wurzel hat, als Folge der Zuſtände darzulegen, alles Uebel den ſocialen Mißſtänden in die Schuhe zu ſchieben, mit Einem Wort: das Laſter als Unglück darzuſtellen und mit einer ruchloſen Sentimentalität aufzuputzen.

Es iſt bekannt, wie gern Hoch und Nieder geneigt iſt, eigene Verderbtheit durch die Verkettung der Umſtände zu beſchönigen. Dabei iſt auch unbeſtreitbar, wie oft eine Miſſethat und ſogar ein fortgeſetztes Laſter-

leben ihren Urſprung in einer drängenden Verwicklung der Umſtände, in dem Jugendleben u. ſ. w. hatten, wie namentlich die groben Laſter und Vergehen, die ſich im ſogenannten niedern Volke finden, mit den Verhältniſſen und Zuſtänden deſſelben eng verbunden ſind. In dem Strafverfahren beſonders muß daher die Pſychologie des Verbrechens und des Laſters immer mehr hervorgehoben werden, jene Umnachtung des Geiſtes, wo ein urgewaltiger Zug das Individuum wie mit dämoniſcher Macht in einen engen Kreis feſtbannt, ihm die Rettung und Erhebung abſchneidet. Dieſes iſt namentlich dem ſtarren Geſetze gegenüber geltend zu machen, deſſen nothwendige Unbeugſamkeit eine momentane Beſonderheit und ſelbſt eine allgemeine Milderung erfahren muß. Aber es heißt allen ſittlichen Boden unterhöhlen, eine unabſehbare Corruption vorbereiten, wenn man dieſen Standpunkt zum ausſchließlichen macht, und alle Verantwortung von dem Gewiſſen und dem freien Willen ab auf die Zuſtände wälzt. Wer kennt nicht die Zuſtände der Armuth? Alles aber einzig und allein auf die Armuth zu wälzen und dabei eine grimmige Aufreizung gegen die Bourgeoiſie (wie man das freie Bürgerthum zu nennen beliebt) anzufachen, das iſt ſicherlich nicht wohlgethan.

Es kann nicht genug gegen dieſe Richtung gekämpft werden, die ſich unter allerlei einſchmeichelnden und verdeckten Formen geltend zu machen ſtrebt.

Eine Vermittlung zwiſchen den beiden genannten Richtungen, zwiſchen der Wirkung auf den Geiſt und auf die äußeren Zuſtände zu verſuchen, iſt unendlich

ſchwierig, und doch iſt ſie eben ſo unumgänglich wie wir ſie bei den vorherrſchend politiſchen Strebungen bezeichnet haben.

Ein noch ſo fein gefugter neuer Geſellſchaftsplan ohne heiligendes, ſittliches Princip iſt nicht haltbar. Der Egoismus muß durch den Geiſt, durch Erziehung und Bildung überwunden werden, und nicht bloß durch äußern Vortheil und Berechnung, die allerdings mächtig mitwirken können.

Die äußeren Zuſtände ſollen naturgemäßer geſtaltet werden, weil das Bewußtſein der in den Menſchen auferbauten Würde es verlangt, und weil ſie nur in derſelben zur freien Entfaltung des Menſchenthums gelangen können. Steht dieß im Hintergrund, ſo iſt das materielle Streben zugleich auch ein ſittliches, in ſich gefeſtigt, auf das Ewige abzielend.

Kann es einen gerechteren Anſpruch geben als den auf Arbeit und auf entſprechende Wohlfahrt in ihr und aus ihr? — Dieſer naturrechtliche Anſpruch wird zu einer Anforderung an die Geſellſchaft und weiter hinauf an den Staat, der die naturrechtlichen Beziehungen in ſich aufgenommen und feſt geſtellt hat.

Und doch iſt das „Recht auf Arbeit“ und auf die daraus folgende Wohlfahrt kein ſo unbeſtrittenes.

Der Polizeiſtaat kann und will es nicht anerkennen, weil er aufhören müßte Polizeiſtaat zu ſein. Er weiß von ſeinen Bürgern nur etwas, wenn ſie Steuern zu bezahlen oder Kriegsdienſte zu leiſten haben, oder er kommt nur zum Bewußtſein ſeiner Glieder durch deren Krankheit, wenn ein Bürger als Verbrecher und dergleichen

verfolgt wird, oder wenn prophylaktiſche Maßregeln zu geben ſind. Was kümmert den Polizeiſtaat die Noth und das Elend des Geſunden, der ſich noch durch kein Verbrechen der Fürſorge würdig gemacht hat? Der Polizeiſtaat hat ſeine Verordnungen gegen das Betteln, hat ſeine Gefängniſſe, durch deren Verbeſſerung er ſich einen humanen Anſtrich zu geben ſucht.

Der Polizeiſtaat will nicht ſehen, welch eine gewaltige Umwälzung hereinzubrechen droht; er ſucht ſich zu helfen, indem er Schweigen auferlegt und wer ein ungenehmes Wort davon verlauten läßt, für den hat man alsbald das nagelneue Ketzerwort Communiſt in Bereitſchaft und er iſt gerichtet.

Ein anderer Einwand, der das Recht auf Arbeit und die entſprechende Pflicht des Staates in Frage ſtellt, ſtützt ſich auf die tieferen Grundlagen des Lebens.

Der Staat kann nur die Gewähr für die Möglichkeit der freieſten Entfaltung feſtſtellen und ſchirmen, die Verwirklichung aber muß jedem Einzelnen vorbehalten bleiben, Jeder muß ſelber ſeines Glückes Schmied ſein. Aber man kann nur ſchmieden, wo Eiſen iſt, ein bloßes leeres Geſchehenlaſſen erſcheint als illuſoriſche Freiheit.

Hier zeigt ſich wieder die ſchwierige Aufgabe, die Freiheit des Einzelnen in der geſammten und durch dieſelbe zu erhalten, eine weltliche Vorſehung zu gründen, die der göttlichen nachſtrebend, eben ſo viel Freiheit als Nothwendigkeit in ſich ſchließt.

Das aber läßt ſich wohl als Ergebniß des eben Angeführten entnehmen, daß der conſequente Communismus bloß eine Umkehr der jetzigen Zuſtände iſt und

der innerſten Menſchennatur widerſpricht, deren Weſen die Freiheit und Selbſtſtändigkeit iſt.

Der früher feſtgehaltene Dualismus von Arbeit und Genuß — wodurch dieſer letztere als ein jenſeitiges betrachtet und die Arbeit als das ſchlechte Dieſſeits entweiht und aller inwohnende Geiſt ihr entzogen wurde — iſt ſelbſt von communiſtiſcher Seite überwunden, und weil der Lohn als Vermittelndes zu jenem Dualismus führte, und in der Beſtimmung des Lohnes ſich die Zerwürfniſſe des Arbeitslebens aufthun, ſoll es gar keinen Einzellohn mehr geben, ſondern Alles Gemeingut werden. Weil der Egoismus die Menſchheit ſpaltete, ſoll alles einzelne Leben ſich in das gemeinſame auflöſen.

Weil die Individuen ſich ſo ſehr vereinzelten, ſoll jetzt alles Individuelle aufgehoben werden. Weil der Einzelne ſich nicht ſelber helfen konnte, ſoll jetzt die ganze Geſtaltung ſeines Daſeins nicht mehr von ihm, ſondern von der Geſellſchaft ausgehen; dieſe ſoll nicht mehr bloß gewähren laſſen, ſondern auch Alles vorbereiten, anordnen und ſchaffen; weil die Maſchinen dem Einzelleben Unheil gebracht haben, ſoll jetzt die Menſchheit eine Maſchine werden.

Der moderne Staat löste den auf Ständeweſen und Zunftgliederungen gegründeten auf und dieſe ſind — trotz vielfacher Reſtaurationsverſuche — noch in der Auflöſung begriffen. Freie Concurrenz nach allen Seiten, gleiche Berechtigung Aller und daraus folgende allſeitige Freiheit des Individuums, iſt Prinzip des neuen Staats- und Geſellſchaftslebens.

Im heutigen Staate nun wie er ist, hat nichts eine Gliederung und innere Verbindung außer den Herren Beamten und Offizieren. Sie bilden auch den Einband und die Klammern, um die lose aus einander fallenden Blätter zusammenzuhalten. Das Bürgerthum, als Träger der neuen Geschichte — von einem vierten Stande zu reden erscheint als willkürliche Anomalie — das Bürgerthum zerfällt wesentlich atomistisch in Individuen. Ruht auch der Begüterte auf der breiten Grundlage seines Besitzes, so ist er doch nicht minder isolirt als der von seiner Hände Arbeit Lebende oder dabei Darbende, wenn er dies auch nicht so unmittelbar schwer empfindet.

Das neue Leben ringt daher nach neuen Formen, in denen es gilt, die Eroberungen der Neuzeit, die freie Concurrenz, das freie Individuum zu wahren und dabei eine Gemeinsamkeit herzustellen, in der jene geregelt und dieses in organische Verbindung mit anderen gebracht wird.

Der letzte Zweck des staatlichen Gemeinlebens ist das freie Individuum, dieses soll und muß erhalten werden bei der organischen Verbindung der Einzelnen.

Das freie Vereinsleben erscheint daher als nothwendig, das allerdings zunächst Denen zu statten kommt und kommen soll, die ihre Arbeitskraft zu vereinen haben, das aber auch in seinen weiteren Folgerungen die gesammte Gesellschaft zu einem neuen lebendigen in allen seinen Theilen sich hebenden und tragenden Organismus verbinden wird.

Es hieße aber, die Aufgabe über's Knie brechen,

wenn man einerſeits — in die alte Bureaukratie zurückfallend — die freie Concurrenz an die Allmacht des Staates ausliefern, ſich vor der Freiheit unter den Schutz der Polizei begeben wollte, oder wenn man andererſeits communiſtiſch den Stiel umkehrte und das freie Individuum in eine Kaſernenwirthſchaft einzuſperren trachtete.

Die neue Zeit hat hier ſchwere Fragen und Aufgaben vorgelegt, würdig, daß ſich die Beſten an deren Löſung verſuchen.

Die Volksſchrift darf — meiner Anſicht nach — ſich nicht verleiten laſſen, ſich hier auf das weite Meer der Hypotheſen hinauszuwagen; das muß der Wiſſenſchaft überlaſſen bleiben. Man nimmt zu Entdeckungsreiſen nicht die ganze Nation an Bord.

Die Volksſchrift muß ſich möglichſt an ſichere Errungenſchaften halten.

Kein noch ſo abenteuerlicher Organiſationsplan ſoll durch eine Gedankenpolizei zurückgehalten werden, denn nicht immer rettet ſich der Erlöſer aus dem verhängten allgemeinen Kindermorde. Nur ſoll nicht das lallende Kind ſchon Führer und Heiland ſein wollen, es muß erſt zum Manne reifen und erſtarken.

Es giebt heut zu Tage Viele, die nicht ſchnell genug zu dem Ruhm gelangen können, Erfinder einer neuen Weltordnung zu ſein, und was ſie geſtern gefunden, ſoll heute ſchon der ganzen Menſchheit einziges Heil werden. In einer guten Wirthſchaft verbraucht man aber nicht alsbald die neue Ernte, man füttert nicht neuen Hafer, der nur den Bauch auftrommelt und nicht ſättigt —

man hält für Nahrung und Aussaat einen guten Vorrath.

Die Vorrathskammern des Geistes sind so voll gespeichert, es erstickt so viel gesunde Frucht, daß wir wohl zu thun haben, das Alte zu verbrauchen.

Neben vielem Andern hat daher die Volksschrift den Beruf und die Aufgabe, der freien Vereinigung der Menschen zu gegenseitiger Aushülfe und gemeinsamer Förderung ihrer Interessen vorzuarbeiten, die Gemüther zur Benutzung des Vorhandenen anzuregen und Wege zu Neuem zu bezeichnen und anzubahnen. Schon haben einzelne wenn auch unscheinbare Veranstaltungen genannter Art im Volke Platz gegriffen, es gilt nun, der Zerfahrenheit und Rathlosigkeit immer mächtiger entgegenzuarbeiten, vielleicht daß dann auch der Polizeistaat eine Rettung anerkennen und gewähren lassen wird, die nicht aus ihm gekommen ist.

Ein frommer Wunsch.

Ich will mit einem freudigen Aufblick schließen.

Hebel wollte in seinem letzten Willen die Bestimmung festsetzen, daß aus einer Stiftung von seiner Hinterlassenschaft: den Greisen zu Hausen (seinem Geburtsorte) jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, den armen Schulkindern aber die nöthigen Bücher angeschafft werden sollten.

Diese letztwillige Verfügung blieb leider unausgeführt, ihre beiden Bestimmungen zeigen aber Hebel's vorherrschende Bestrebung. Nicht ausschließlich der Noth, sondern weit mehr der Lebensfreude zugewendet; die

Alten ſollten Wein zu trinken bekommen und fröhlich und guter Dinge ſein.

Ich habe in dieſen Blättern bereits mehrfach Stellen aus der Bibel angeführt, weil dieſe in friſcher Anſchaulichkeit oft ausgebreitete Ergebniſſe des Denkens und Fühlens zuſammenfaßt. Auch hier paßt wieder eine Bibelſtelle. In den Sprüchen Salomo's Cap. 31, V. 4—10 heißt es: „O nicht den Königen, gieb den Königen nicht Wein zu trinken, noch den Fürſten ſtarkes Getränk. Sie möchten trinken und der Rechte vergeſſen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute. Gebt ſtarkes Getränk denen, die umkommen ſollen, und den Wein den betrübten Seelen. Daß ſie trinken und ihres Elendes vergeſſen, und ihres Unglücks nicht mehr gedenken. Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache Aller, die verlaſſen ſind. Thue deinen Mund auf und richte Recht, und räche den Elenden und Armen."

Nicht blos um ſie ihres Elendes vergeſſen zu machen, ſoll den Armen und Verlaſſenen der Freudentrunk bereitet und gereicht werden, ſondern auch damit ſie inne werden der Herrlichkeit und der Segnungen des Daſeins.

Der Noth und dem Mangel ſoll mit aller Macht geſteuert und es ſollen neue Lebenseinrichtungen zu deren Verhinderung geſchaffen werden. Um Menſch zu ſein, um die Schönheit des Menſchendaſeins zu empfinden, genügt aber die knappe Befriedigung des bloßen Bedürfniſſes nicht; das heiſcht einen gewiſſen Ueberfluß, eine Feſttagsfreude, ein Huhn im Topf, wie jener wohlmeinende König ſich ausdrückte, ein flatterndes Band am ſchützenden Kleid.

Wir müſſen unabläſſig darauf dichten und denken, dem Volke, das mit des Lebens Laſt ringt, die Möglichkeit zu bereiten, aus dem reichen Quell des Lebens nicht nur ſeinen Durſt zu ſtillen, ſondern auch Freude zu trinken.

Der ewige Quell des Geiſtes iſt noch unſer, ſo ſehr auch die modernen Unholde ihn umſtehen; mit Muth und Liebe können wir vordringen und manchen Labe- und Feuertrunk daraus ſchöpfen.

Vorerſt iſt es unſere Pflicht, dem Volke durch die Schrift, durch Poeſie und Lehre Erhebung und Freude zukommen zu laſſen. „Nicht den Königen, — nicht denen, die auf die Höhe des Lebens geſtellt ſind — gebt Wein den betrübten Seelen.“

Wohl aber mögen wir hoffen, daß der Geiſt und die Hoheit des Daſeins nicht mehr blos aus dunkeln Lettern auferſtehe, ſondern daß Schönheit und Freude einſt wieder inmitten des Lebens wohne, daß Blumen die Fenſter der niederſten Hütte umranken, aus denen in Freiheit und Wohlfahrt begnügte Menſchen ſchauen.

Nachwort.

Gerade zu diesem Buche — mit dem vorerst meine gesammelten Schriften abschließen — hatte ich seit Jahren allerlei Ergänzungen niedergeschrieben, die meine Ansichten näher begründen und weiter ausführen sollten. Allein so sehr ich mich auch darauf freute, mancherlei einseitigen Urtheilen gegenüber bestimmtere Gesichtspunkte in principieller Erörterung aufzustellen, überzeugte ich mich doch bald bei einem Gesammtüberblick des Buches, daß es ein durchaus anderes werden müßte, wenn ich die Ergebnisse der zwölf Jahre seit dessen erstem Erscheinen hinein verarbeiten wollte. Das Mißverhältniß, allgemeine Regeln und Grundsätze an eine bestimmte literarische Persönlichkeit anzuschließen, wäre dadurch noch schärfer hervorgetreten, ich hätte denn das Zurückführen auf Hebel ganz und gar aufgeben müssen.

Ich habe dieses Buch bald nach Beginn meiner literarischen Thätigkeit aus dem Volke und für das Volk geschrieben. Ich habe hier berührte Productionsweisen seitdem selbst auszuführen gesucht, so daß eine

neue theoretiſche Begründung leicht mißdeutet werden könnte. Andererſeits wäre ich bei einer ſolchen Erneuerung gezwungen geweſen, über Zeitgenoſſen zu ſprechen. Allein, beiſtimmend oder tadelnd, wäre ich damit in eine polemiſche Richtung gerathen. Und dieſe zu vermeiden iſt mein Beſtreben. Ich möchte ruhig meinen Weg gehen und von Gegnern mich weder beirren laſſen, noch ſie zu bekehren verſuchen.

Es erſchien mir ſonach am angemeſſenſten, die Geſtalt dieſes Buches unverändert zu laſſen. Ich habe mit demſelben nicht nur meiner Berufspflicht, ſondern auch weſentlich meiner Bürgerpflicht zu genügen geſucht: in Fragen meiner Zeit und meines Vaterlandes mein Votum abzugeben.

Die Stimmung um die Mitte der vierziger Jahre, wo wir Alle, denen die reine Schönheit des Lebens und der Kunſt, die menſchliche und vaterländiſche Freiheit am Herzen liegt, mit heißer Erwartung der Zukunft entgegenſahen, geht auch durch dieſes Buch.

Wir haben ſeitdem viel verloren, aber auch Manches erreicht. Mag man es immerhin Optimismus ſchelten, ich halte feſt an der Ueberzeugung, daß die Menſchheit und das Vaterland der Freiheit, und die reine Kunſt ihrer geſunden Weiterbildung entgegen geht.

So gering auch die Stellung jedes Einzelnen ſei, er kann zu dieſer hohen Aufgabe mitwirken.

So habe ich denn hiemit meine bisherige literariſche Thätigkeit zuſammen geſtellt. Wer ſie unbefangen überſchaut, wird finden, daß mich überall dieſelben

künſtleriſchen und ethiſchen Principien geleitet. Auf welchem Gebiete ich mich nun auch ferner verſuchen ſollte, ich hoffe ihnen treu zu bleiben.

Dresden, 24. November 1858.

Berthold Auerbach.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL

UCD LIBRARY

DUE SEP 26 1985

SEP 16 1985 REC'D

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip—50m-5,'70(N6725s8)458—A-31/5

Digitized by Google

Nº 725396

Auerbach, B.
Gesammelte Schriften.

PT1812
A3
1863
v.19-20

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

3 1175 01084 8466

Digitized by Google